MIT DEM KRONPRINZEN DURCH INDIEN: TAGEBUCHBLÄTTER

Hans Zache





Der Kronprinz mit dem britischen Divisionskommandeur zur Parade in Skanderabad ausreitend

Hans Zache

Mit dem Kronprinzen durch Indien

Tagebuchblätter

Mit 157 Kunstdrucken / 3. Auflage

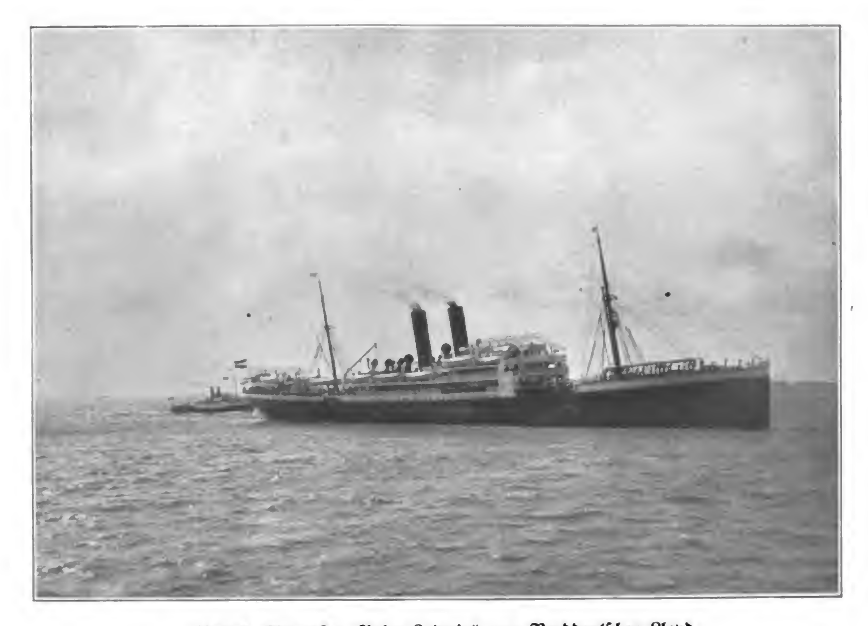
Hamburg 1913
Süd-West-Verlag

Vorwort

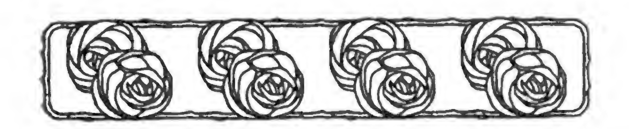
Vielfach geäußerten Wünschen aus dem Leserkreise der großen deutschen Zeitungen, welche im November und Dezember 1910 sowie von Januar bis März 1911 meine Briefe von der Kronprinzenfahrt nach Zeylon und Indien veröffentlicht haben, trage ich Rechnung, wenn ich meine Tagebuchblätter hiermit in Buchform erscheinen lasse. Die Anzahl der Aufsätze ist durch die Hinzunahme bisher unveröffentlichter Aufzeichnungen fast verdoppelt worden. Die Bilder beruhen in der Mehrzahl auf eigenen Aufnahmen (17—25, 27, 29, 32, 50—51, 53, 54, 100, 102—104, 122—127, 131—133, 156—160, 177—179, 182, 184, 201—204, 206, 209, 211—214, 220, 240, 241, 244, 245, 248, 249, 269, 271, 272, 274—284, 301, 303—308, 325—328, 345, 348); außerdem sind mir eine Reihe vorzüglicher Photographien von den Herren Philipp Krafft in Offenbach (28, 75, 80, 97—99, 121, 128, 181, 205, 238, 242, 243, 246, 252), Regierungsassessor Dr. Ercklentz (49, 52, 56, 74), W. B. Green in Skanderabad (vor dem Titel), Geheimen Regierungsrat Dr. Stuhlmann in Hamburg (55, 73, 134, 349—352) und W. Kord-Lütgert, drittem Offizier auf „Prinz Ludwig" (26, 30, 31) zur Verfügung gestellt worden, denen ich hiermit verbindlichsten Dank sage.

Hamburg, im Juni 1911

Hans Zache
Kaiserlicher Regierungsrat



Reichspostdampfer „Prinz Ludwig“ vom Norddeutschen Lloyd



An Bord des „Prinz Ludwig"

den 7. November 1910.

Wiedersehen mit Italien. — In Genua an Bord des „Prinz Ludwig". — Der Meergott zürnt. — Ballprojekte. — Am Luther-Gedenktag. — In Port Said.

Man feierte Allerseelen, als wir Italien betraten. Die wundervollen italienischen Kirchhöfe, die ein verschwenderischer Kunstsinn mit Legionen von blendendweißen Bildsäulen und Gedenkmälern zwischen wehmütigen Zypressen und flachwipfeligen Pinien geschmückt hat, verloren ihre düstere Majestät unter dem bunten Blumenteppich, den pietätvolle Hinterbliebene über die Gräber gebreitet hatten. Und als die Nacht über der Lombardei niedersank, da deutete hier und dort ein vielfarbiges Muster kleiner Lämpchen an, daß wir an den unvergessenen Ruhestätten früherer Generationen im Eilzug vorübersausten.

Ein eigenartiges Volk — diese Italiener — mit ihrer Mischung kindlich-schöner und abstoßender Charakterzüge. Erst bei wiederholten Besuchen wird insbesondere der an Ordnung und Disziplin gewöhnte Norddeutsche dem Volke gerecht. Die ersten Reisen gewähren nur einen recht gemischten Genuß. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend im Kampf gegen Vetturini, Facchini, Camerieri,

Conduttori und Guide — legt man sich erschöpft zu Bette, um sich beim Aufstehen zu neuen Kämpfen mit dem Geiste der aufgekrempelten Hemdsärmel zu rüsten. Einmal — es war in Bajae, dem Cäsarenbade nördlich von Neapel —, bewunderte ich die unvergleichlich schöne Landschaft. Plötzlich erschienen zwei Signori, die nicht weit von mir Fuß faßten und abwechselnd französisch, englisch und italienisch sich über das Landschaftsbild unterhielten. Nach kurzer Zeit ging der eine von ihnen einige Meter weiter und stieß einen Ruf des Entzückens aus: „O, wie schön! Komm hier her Giuseppe! Noch viel schöner sieht man von hier aus! Dort schimmert sogar das Kap hervor!“ — Und so ging auch ich nichtsahnend ein paar Schritte weiter, worauf sich sofort die beiden höchst elegant gekleideten Herren an mich wandten und in drei Sprachen auf einmal eine lange Erklärung der Gegend begannen. Gewohnt, mich unerbetenen Führern gegenüber taub zu stellen, sah ich stets nach der entgegengesetzten Richtung und wandte mich auch bald zum Gehen. Aber da standen sie schnell vor mir und streckten die Hand aus: „Una lira, Signore!“ „Was“, sagte ich, „einen Frank? Wofür? Ich habe Ihre Erklärung nicht erbeten und nicht gehört!“ „Va bene — aber Sie stehen auf dem Dache meines Hauses!“ Ich sah den Sprecher verwundert an, denn ich stand auf einem grünen Hügel. Da lud mich der Signore mit ehrerbietiger Geste ein, einige Schritte weiter zu gehen — und in der Tat, hier war der Hügel glatt abgestochen, und unter mir sah ich die Front eines zweistöckigen Hauses. Zum Überfluß präsentierte man mir eine gehörig abgestempelte behördliche Bescheinigung, wonach der Besitzer des Hauses berechtigt war, einen Franken von jedem Fremden zu erheben, der von dem Dache aus die Bucht von Bajae bewundere. Ich zahlte also. Doch will ich gerecht sein. Trotz allem wohnt daneben

selbst im unscheinbarsten Italiener ein Stück Kavalier. Zwischen Sorrent und Castellammare jagte einmal ein Windstoß meiner Dame den Hut vom Kopfe; und ehe ich den Wagen zum Halten bringen konnte, waren wir ein gutes Stück weiter gefahren. Da sah ich vom Wagensitze aus, daß ein altes zerlumptes Männchen den Sommerhut bereits aufgehoben hatte und ihn eilfertig herbeitrug. Ich blieb also sitzen und reichte dem Männlein einige Münzen aus der Westentasche. Aber mit chevaleresker Verbindlichkeit lehnte der Alte ab: „Pei begli occhi della Signora“ — um der schönen Augen der Dame willen wollte er es getan haben. Die Dame lächelte ihm Dank; mir aber blieb nichts anderes übrig, als aus dem Wagen zu steigen, und dem Kavalier in Lumpen ein paarmal „Molte grazie, Signore“ zuzurufen. Nach einer erklecklichen Reihe von Verbeugungen konnte ich dann wieder meinen Wagen besteigen und davon fahren. Und waren es nicht dereinst Karabinieri, deren bloßer Anruf mich im Hafen von Neapel von einer Horde gaunerischer Kutscher und Gepäckträger befreite? Ja, Karabinieri! Ihr Gentlemen unter allen Polizisten der Welt, Vorsehung der Reisenden, seid mir gegrüßt! Ihr, die ihr stets zu zweien wohlgepflegt und blitzsauber, mit dem Dreispitz auf dem schnurrbärtigen Kopfe und mit der Granate auf dem Frackzipfel, in den dunkelsten Vicoli von Santa Lucia oder in den dichtesten Haselbüschen von Rocca di Papa auftaucht! Und da steht ihr wieder, ruhig, selbstbewußt, vornehm auf dem Hafenkai in Genua, Wache haltend auf der Laufbrücke, über die der deutsche Kronprinz und die Kronprinzessin im nächsten Augenblicke den Lloyddampfer zur Ostasienfahrt besteigen werden!

Drei heransausende Automobile unterbrechen meine Erinnerungen. Um 10 Uhr 40 Minuten war der Lloyd-

Expreß, dem in Basel der prinzliche Salonwagen angehängt worden war, auf dem streng abgesperrten Bahnhofe eingelaufen. Nur der deutsche Generalkonsul v. Herff, ein Vertreter des Präfekten und ein Direktor des Norddeutschen Lloyd erwarteten das bekanntlich inkognito als Graf und Gräfin Ravensberg reisende Hohe Paar. Kurz vor 11 Uhr hielten die Kraftwagen vor der Laufbrücke des „Prinz Ludwig“. Heller Sonnenschein lag über dem Hafen und dem amphitheatralisch aufsteigenden Häusermeer des stolzen Genua — „Genova la superba“ — als zuerst die Kronprinzessin im bordeauroten Samtpaletot und Hut, dann in hellgrauem Anzug der Kronprinz an Bord stiegen. Die Hohen Herrschaften ließen sich alsbald durch den Kapitän v. Binzer die Offiziere des Schiffes vorstellen, und begaben sich dann mit ihrem Gefolge in die Wohnräume, die, wie bekannt, auf dem Kommandodeck durch Zusammenlegung der Kapitäns- und mehrerer Offizierskammern geschaffen worden waren. Unterdessen wurden auf fünf hochgetürmten Wagen annähernd hundertsiebzig Koffer für die Hohen Herrschaften herangefahren und unter Deck gebracht.

Kurz vor 12 Uhr verabschiedete sich der liebenswürdige deutsche Generalkonsul und seine Gattin, die der Frau Kronprinzessin einen prächtigen Strauß überreicht hatte, nebst den anderen zum Empfang erschienenen Damen und Herren. Die Anker gingen auf. Und unter dem Hüteschwenken und Hurrarufen der auf dem Kai versammelten deutschen Kolonie fuhr unser Dampfer hinaus in die See.

In Deutschland lag längst nebelgraue Novemberkühle über den Fluren. Aber diesseits der Alpen lachte ein prickelndes Septemberwetter; und nach Überschreitung des Appenin durchflutete uns die Mittagssonne sogar mit sommerlicher Glut. Doch der Meeresgott war weniger gut

gelaunt. Er forderte dem Sonnengott die Herrschaft ab und öffnete alsbald sämtliche mit Westwind gefüllten Schläuche, so daß der „Prinz Ludwig" alsbald nach allen Regeln der Kunst stampfte und schlingerte. Die Stewards führten wahre Eiertänze auf, um die Berge von Tellern und Gläsern heil auf die Tische zu bringen. Aber die neckischen Meergottheiten hatten es sich in den Kopf gesetzt, die Seefahrt des kronprinzlichen Paares mit einem Polterabend einzuleiten. Und so krachten und klirrten fast ununterbrochen die porzellanenen und gläsernen Salven. Der Meergreis aber stemmte seine naßkalten Patschen auf die haushohen Wogenberge und lugte schadenfroh zu uns herüber, dieweil sich bald die größere und jedenfalls die schönere Hälfte der Schiffsbewohner ihm bedingungslos auf Gnade oder Ungnade ergab. Ein „Sturm" war das natürlich beileibe nicht. Eine „kleine Brise", so raunten wir Passagiere uns bleich aber mutig zu. Wer etwa von „tüchtigem Seegang" sprach, wurde als Feigling rücksichtslos verachtet. Am Tage darauf telefunkte man uns von Pola zu: „Sturm aus Westen überflutete und zerstörte am dritten Eisenbahn Genua—Spezzia" — also doch? —

Erst als wir unter den Schutz von Korsika kamen, wurde es ruhiger. Rechts die Geburtsinsel des großen Imperators, links die Insel seiner Verbannung — so fuhren wir in die erste Nacht hinein, die wir an Bord zubrachten.

Im schönsten Sommerwetter passierten wir dann aber die Kraterinsel Ischia, die soeben erst wieder von den verheerenden Elementen heimgesucht worden war. Neapel sollte zwar wegen der Choleragefahr nicht angelaufen werden; aber der Kapitän machte seinen Passagieren immerhin die Freude, zwischen Ischia und Capri hindurch das ragende Kastell Sant' Elmo anzusteuern und durch den

ganzen herrlichen Golf zu fahren. Wir sahen also Neapel. Aber nach „Sterben“ sah es hiernach auf dem Schiffe gar nicht aus. Es ist so manche schöne Frau, so manches reizende Mädchen an Bord. Sogar eine Theatertruppe für Niederländisch-Indien bevölkert das Schiff. An Backbord wie an Steuerbord sieht man elegante Kavaliere flirten. Und die Unternehmungslust hat sich bereits zu Ballprojekten gesteigert.

An Musik fehlte es jedenfalls nicht an Bord. Die Stewardskapelle, 13 Mann stark, stellt eine recht befriedigende Tischmusik; die an Bord befindliche Ablösung für das Vermessungsschiff „Planet“ hat auch ein Bläserkorps mit und stellte neulich sogar ein Quartett zusammen — Violinen und Gitarren. Wer sich aber am Spätnachmittag in den einsamen Speisesaal setzt, der kann in dem darübergelegenen Salon vielleicht gar den Kronprinzen, von der Gräfin Grote am Klavier begleitet, Violine spielen hören.

Wir schrieben Sonnabend in der ersten Novemberwoche, als wir durch die Straße von Messina fuhren, dessen Ruinen mit scharfen Gläsern deutlich erkennbar waren. Der Ätna war, im Gegensatz zum Vesuv, wolkenfrei. Seine langgestreckten Konturen sind aber nicht entfernt so eindrucksvoll wie der scharf abgesetzte kräftige Kegel des Vesuv, der sich, meist von einem Wölkchen gekrönt, hinter Neapel erhebt. Und dabei ist der Ätna reichlich dreimal so hoch wie der Vesuv. Auch bei Bergen ist es eben nicht die bloße Ausdehnung, sondern der Charakter und der Bildrahmen, der bemerkenswert macht.

Am Abend dieses Tages erschienen die Hohen Herrschaften, die bis dahin mit ihrem Gefolge in einem besonderen Salon gespeist hatten, zum Diner im Speisesaal der ersten Klasse. Zu ihrem Tische wurden außer

zwei Herren des Gefolges der Kapitän des Schiffes befohlen. An einem zweiten Tisch nahmen die übrigen Damen und Herren ihrer Begleitung Platz. Wie mich meine freundliche Nachbarin belehrte, trug die Frau Kronprinzessin ein Kleid aus hellblauer Seide, mit schwarzem Überkleid und Ärmeln aus weißem Chiffon mit Jet und schwarzem Samt; dazu einen großen Brillantanhänger. Der Kronprinz und die Herren seines Gefolges hatten das Dinnerjackett des Kaiserlichen Jachtklubs angelegt. Nach dem Essen ließen sich die Herrschaften auf dem Promenadendeck die Offiziere des „Planet“ unter Führung des Korvettenkapitäns Habenicht, vorstellen.

Für den Sonntag war Gottesdienst in vier Formen angekündigt: Katholisch, Anglikanisch, Evangelisch und Marine-Kaiserlich. Mit Rücksicht auf das Reformationsfest wurde schon am frühen Morgen nicht mit dem üblichen Sonntagschoral „Lobe den Herren“, sondern mit dem Lutherliede: „Ein' feste Burg ist unser Gott“ geweckt. Und „Unseres lieben Herrgotts Dragonermarsch“ — um mit dem alten Dessauer das protestantische Trutzlied zu nennen — erklang auch von den Lippen der kleinen Gemeinde, die sich mit dem Kronprinzen und der Kronprinzessin auf dem Vorderdeck versammelte, um die von Korvettenkapitän Habenicht verlesene Predigt anzuhören.

Das Wetter blieb auch schön, während wir an dem hochrandigen Felsplateau Kretas vorbeifuhren, dessen ragende Gipfel ich zum ersten Male ohne Schneekappe sah. So herrschte denn am Nachmittag auf dem spiegelglatten Mittelmeer fröhliches Treiben an Bord. Auch der Kronprinz beteiligte sich mit liebenswürdiger Ungezwungenheit, die im Verein mit der heiteren Anmut der Frau Kronprinzessin dem Hohen Paare schnell aller Herzen erobert hatte, an den harmlosen Spielen der Passagiere. Diese

bestehen übrigens auf allen Meeren und bei allen Nationen im Ringwerfen und im Plattenschieben. Die laue Seeluft und die üppige Verpflegung an Bord sind anscheinend der Entwicklung der Erfindungsgabe darüber hinaus bisher nicht förderlich gewesen.

Eine Überraschung wurde den Nichteingeweihten dann noch am Abend vor unserer Ankunft in Port Said zuteil; nach der Tafel erklangen plötzlich lustige Tanzweisen und die kaiserlichen Hoheiten geruhten, sich an dem Vergnügen zu beteiligen. Die Frau Kronprinzessin, die in einer Robe aus roter Changeant-Seide mit dreieckigem Ausschnitt ganz vorzüglich aussah, tanzte zunächst mit den Offizieren des „Planet“ und den Herren vom Gefolge, danach aber auch mit einigen Herren vom Zivil aus den Reihen der Passagiere. Als der Lancier getanzt wurde, nahm auch der Kronprinz am Tanze teil. Liebenswürdig und temperamentvoll bewegte sich die Frau Kronprinzessin, ruhig und elegant der Kronprinz im Tanz, obschon ihm sonst schnelle und plötzliche Bewegungen eigen sind, die der ungezwungenen Eingebung des Augenblicks entspringen und nichts Abgezirkeltes haben. Die Frau Kronprinzessin führte der Korvettenkapitän Habenicht; gegenüber tanzte Graf Finckenstein mit der Gräfin Grote, die ebenfalls in rot Changeant mit Chiffon-Überkleid in königsblau und lachsfarbener Einfassung gekleidet war. Der Kronprinz führte Mrs Layton, die Gattin eines Bankiers aus Hongkong; gegenüber tanzte ein Marineoffizier mit einer schlanken Engländerin. Dem Karree gehörte ferner ein jungverheirateter Lloydoffizier mit seiner jungen Gattin und ein Assessor mit der Schwiegertochter des Konsuls Freudenberg aus Kolombo an. Es war überaus anmutig zu sehen, mit wie zarter Vorsicht der Kronprinz ein englisches Backfischchen im Kreise drehte, das mit einem allerliebsten Gemisch von Anmut und Würde tanzte.

An Bord des „Prinz Ludwig" im Roten Meer

den 12. Nov. 1910.

Port Said weckt Erinnerungen. — Der Suez-Kanal. — Das Rote Meer.

Als ich das letztemal in Suez vor Anker lag, von Ostafrika der Heimat entgegenstrebend, da trug unser Reichspostdampfer — es war der „Adolf Woermann" — auch eine fürstliche Familie an Bord. Der Herzog von Connaught, des Britenkönigs Bruder, kehrte von einer Jagdreise aus Britisch-Ostafrika heim. Der Herzog mit seinem martialischen weißen Schnurrbart, den hellen kleinen Augen unter buschigen Brauen, dem scharfgeschnittenen Gesicht und der energisch gebogenen Nase, entsprach dem Typus eines hannoverschen Grandseigneurs. Die Prinzessin ähnelte mit ihrer kräftigen, gedrungenen, aber doch gefälligen Figur, besonders aber in den Gesichtszügen, auffallend ihrem Vater, dem Sieger von Metz und von der Loire, Friedrich Karl von Preußen. Am meisten aber fesselte das Auge die reizende Prinzessin Patricia mit ihrer zwar übergewöhnlich großen, aber ebenmäßig schönen Figur und einem Gesichtchen, aus dem zwei wundervolle Augen eine Welt von Güte ausstrahlten. Aber auch Schatten tiefer Wehmut zogen über Stirn und Augen des fürstlichen Mädchens. Ist es wahr, daß der Ohm sie dem Knaben Manuel auf dem wankenden Throne der Braganza vermählen wollte, während ihr Herz bereits anders gewählt hatte? Dann war ihr des Herzens Zug in Wahrheit des Schicksals Stimme, eines Schicksals, das sie gütig davor bewahrte, nach eines halben Jahres Frist in der engeren Heimat als Flüchtige dahinzutrauern. Dort sitzt er einsam in Woodnorton — der Jüngling, der es nicht

verstanden oder nicht vermocht hat, königlich zu sterben, nachdem ihm königlich zu leben nicht vergönnt war. Fürwahr, kein kläglicher Bild, als ein Purpurgeborener, den das Schicksal auf die Bühne der Weltgeschichte gestellt hat, dem aber der dramatische Wille, die tragische Geste fehlt, der unter dem Achselzucken der zuschauenden Welt abzieht, um in vergessenem Winkel statt des Dramas die Posse zu agieren. Fürwahr, es sollte ein besonderes Thema sein derer, die berufen sind, Prinzen zu erziehen, jenes Voltairesche:

Quand on a tout perdu, quand on a rien d'espoir:
La vie est un opprobre et la mort — un devoir.

Und Eduard, der Ohm? Als wir am Morgen des 6. Mai 1910 im Hafen von Port Said die Anker fallen ließen, da sanken ringsum an Land und auf den Schiffen die Flaggen auf Halbmast: der siebente Eduard war zu seinen Vätern heimgegangen. Von St. James bis Sidney, von Buckingham Palace bis Kapstadt und Montreal sank auf das Zeichen des völkerverbindenden Funkens der Union Jack als Symbol, daß der Repräsentant der Herrschaft über die halbe Welt dahingesunken sei in das Nirwana, wie nur irgend ein elender Fakir am heiligen Ganges auch. Menschenlos.

Die herzogliche Familie zog sich zurück; die Hofdame mit den Zofen aber begab sich in die Stadt und verweilte dort bis zum Abend. Als die Herrschaften am nächsten Tage wieder bei Tisch erschienen, da waren die Herzogin und die schlanke Patricia in tiefe Trauer gehüllt, und ihre schönen Augen waren verweint. —

Und wieder liegen wir in Port Said. Es ist der 8. November desselben Jahres, und der Reichspostdampfer „Prinz Ludwig" trägt den Erben der deutschen Kaiser-

krone hinaus zum fernen Osten. Seitwärts liegt der Kreuzer „Hertha", dessen imposanter Kommandant, gefolgt von seinem Flaggleutnant, alsbald das Fallreep heraufeilt, um sich zu melden und die Herrschaften auf schneller Dampfbarkasse an Bord der „Hertha" zu entführen, während hunderte wimmelnder Kulis aus Arabien und Ägypten beginnen, 800 To. Kohle in den Bauch des Schiffes zu schütten und uns alsbald in schwarze Staubwolken hüllen.

So ergreifen auch wir die Flucht und finden uns bald wieder fast vollzählig mit unseren Reisegenossen zusammen in dem Allerweltswarenhause von Simon Arzt, wo jeder Afrika-, Asien- und Australienfahrer sich äußerlich zum Tropenmenschen umzuwandeln pflegt. Port Said — Sündenbabel en miniature. „Schöne Damen? Kommen Sie! Gleich erstes Haus rechts!" — „Wünschen Sie Tanz von Araberinnen? Gleich erstes Haus links!" — Wenn die dreisten Anreißer recht haben, muß es in Port Said nur eine einzige alle Häuser füllende Art von Fremdenindustrie geben.

Für den, der zum erstenmal den Orient betritt, ist Port Said immerhin interessant. Geschrei, Peitschengeknall in den sonnendurchwogten Straßen mit ihren Arkaden, weit offenen Kaufläden, Bars, Kaffeehäusern; ein Gewühl behender Ägypter, bis zur Hälfte der hellbraun leuchtenden Waden in ein blaues Hemd gekleidet, mit oft hübschen Gesichtern und pharaonisch abgerundeten Nasen. Leider ist oft eins der lebhaften schönen Augen erblindet, weil die Fliegenschwärme die ägyptische Augenkrankheit überall hin übertragen. Die Unsauberkeit des Orients tritt einem bereits entgegen. Nur die strammen ägyptischen und sudanesischen Polizisten sind blitzsauber; ja ich habe solche gesehen, welche mit engen, schwarzen Hosen von neuestem Schnitt und

mit Stegen unter den funkelnagelneuen Lackschuhen im Pferdedung der Straßen standen.

Die kronprinzlichen Herrschaften unternahmen eine Rundfahrt und kehrten kurz nach 12 Uhr an Bord zurück. Bald darauf gingen die Anker hoch. Im Kriegsschiffhafen lag neben der „Hertha" die österreichische „Kaiserin Elisabeth" und dahinter, neben einem Engländer und Italiener, noch ein Österreicher. Welch ein Vierbund, wenn ihn die Diplomatie zustande brächte — dachten wir. Welche Perspektive, wenn die beiden größten Mächte und Kulturstaaten sich an die Spitze einer Gruppe stellen wollten, die der Welt einen pax anglo-germanica vorschreiben und die exotischen Völker in ihre Erziehung nehmen wollten! Aber der britische Kreuzer sah ganz so aus, als ob seine stolze Devise lautet: „Der Starke ist am mächtigsten allein!"

Unterdes paradierten die deutschen Kadetten und Schiffsjungen sowie die österreichischen Matrosen und brachten dem Kronprinzen ein dreifaches „Hurra!" An der Schwelle zwischen Ost und West der Welt, an dem Tore der großen Heerstraße, die sich die seegewaltige Britannia um den halben Erdkreis gesichert hat, klang der helle Jubel aus den hunderten junger deutscher Seemannskehlen wie ein tatenfrohes „Glückauf!" zu dem Kaisersohne empor.

Und dann glitten wir in die genau nach Süden weisende schnurgerade Rinne, durch die der Kulturmensch zwei Meere verbunden, ihre Fauna gepaart, den fernen Osten um eine Monatslänge sich näher gerückt und zwei Erdteile getrennt hat. Hoch ragt auf einem ins Mittelmeer sich erstreckenden Damm das Riesenstandbild Ferdinand v. Lesseps, dessen Hand mit bescheiden-stolzer Geste nach der Einfahrt zum Kanale weist. Ein schöneres Denkmal aber hat er sich selbst gesetzt, als er in Suez seinem weniger glücklichen Vorläufer ein Standbild

errichtete, jenem für dieselbe große Idee um ein Menschenalter zu früh geborenen englischen Offizier deutscher Abkunft, den sein zähes Festhalten am unerreichten Lebensziele ins Elend brachte.*)

Fast genau vor 41 Jahren wurde der Kanal eröffnet. Bei den prunkvollen Feierlichkeiten, die der Vizekönig Ismael veranstaltete, küßte der Großvater unseres Hohen Reisenden der Kaiserin Eugenie die Hand. Ein Jahr später hielt er mit der 3. Armee die Hauptstadt Frankreichs in eiserner Umklammerung; und Eugenie v. Montijo, Gräfin v. Teba, Kaiserin der Franzosen, sann in England nach über des Schicksals unbegreifliche Wege. Hat sie beim Anblick jener Sphinx, die zu den Füßen der Pyramiden ihr Haupt aus dem gelben Sande erhebt, als wie ein Kopf zu dem Riesenleibe der Wüste, als wie das Symbol der Vernichtung, die, wie allem Lebenden, so auch jenem schmalen, grünen Kulturstreifen an beiden Ufern des heiligen Nils droht durch Überschüttetwerden vom wandernden Sande — hat sie beim Anblick jenes grauenhaften Hauptes mit den starren Augen geahnt, daß Afrika ihr das Teuerste rauben würde, den Kaisersohn, an den sich ihre Hoffnung klammerte, der 1879 in dem dunklen Erdteile den Assagais wilder Kaffern erliegen sollte?

In zehn Jahren mit einem Aufwande von 380 Mill. Mark erbaut, kostet der Kanal noch jährlich 30 Millionen für die Unterhaltung. Aber der Überschuß beträgt mehr als das Doppelte der Ausgaben, so daß die Aktionäre sich nicht zu beklagen brauchen; sie haben es ja auch, obwohl die Konzession erst 1968 abläuft, schon jetzt eilig gehabt, eine Verlängerung bis ins nächste Jahrhundert hinein durchzusetzen, und leider ist bei dieser Gelegenheit eine Her-

*) Waghorn, gestorben 1850.

absetzung der außerordentlich hohen Gebühren nicht erreicht worden. Zahlt doch unser „Prinz Ludwig" 40 000 M., und sind doch manche Massenartikel, z. B. nach Deutsch-Ostafrika, darauf angewiesen, mit Seglern um das Kap zu gehen, weil sie die Belastung von 6 M. für die Tonne nicht aushalten. Von der Bedeutung des Kanals für den Weltverkehr erhält man einen Begriff, wenn man bedenkt, daß 1903 bis 1908 die Zahl der passierenden Dampfer — Segler werden nicht durchgelassen — zwischen 3800 und 4300 schwankte, mit 7 bis 21 Millionen Tonnen Raumgehalt und 200 bis 350 Tausend Fahrgästen. Nach der Zahl der Schiffe ist England viermal so stark wie Deutschland vertreten. Die nächste Gruppe: Frankreich, Holland und Österreich ist zusammen so stark wie Deutschland, und alle nicht genannten Nationen zusammen — darunter Rußland und Japan mit je 75 Schiffen — weisen nur drei Viertel der deutschen Schiffszahl (600) auf (1909).

Der Kanal wird ständig gebaggert; die Tiefe erreicht fast 10 Meter; da er aber an der Sohle nur knapp 40 Meter breit ist, können Schiffe nur an den Ausweichstellen aneinander vorbeifahren. Das ist eine langweilige Sache, denn jedesmal muß der eine Zug — es fahren stets mehrere Schiffe in 500 Meter Abstand hintereinander — festmachen; da außerdem, um die Uferbefestigung nicht abzuschwemmen, nur langsam gefahren werden darf, beträgt die Durchfahrzeit durch den 460 Kilometer langen Kanal manchmal 24 Stunden. Wir konnten ohne festzumachen durchfahren und brauchten deshalb von Port Said bis Suez nur die Zeit von 1 Uhr nachmittags bis 4 Uhr früh.

Der Kanal verbindet eine Kette von Seen: den in der Abendsonne wie in einen Kupferreifen gefaßten Mensaleh — es sind Tausende und Abertausende von Flamingos, die die Ufer umstehen — den Timsah oder Kro-

kodilsee — in dem aber längst die letzte Riesenechse ausgerottet ist — und die — vor dem Bau des Kanals trockenen — Bitterseen.

Langsam zieht das hochbordige Schiff dahin durch die einem unendlichen Kavallerieareitplatz gleichende sandgelbe Wüste. Nur die Stationen der Kanalwächter unterbrechen alle Stunde die Öde durch einige mühsam gepflegte Dattelpalmen und Akazien. Bei El-Kantara (der Brücke, weil dort ein schmaler Landstreifen zwischen zwei Seen die beiden Kontinente verband) führt der uralte Weg von Syrien und Mesopotamien nach Ägypten. Hier mögen sie hinübergezogen sein, all' jene Rassen und Stämme, die heute Afrika bewohnen, die Buschmänner und Hottentotten, die braunen Bantu und die schwarzen Sudanneger, die Abessinier wie die Ägypter. Hier zogen auch jene midianitischen Kaufleute nach Ägypten, die den Josef um zehn Silberlinge seinen freundlichen Brüdern abgekauft hatten. Hier zog Ramses im Streitwagen zu seinen asiatischen Eroberungen aus, hier brach Asserhaddon an der Spitze langbärtiger Assyrer, Kambyses mit berittenen Bogenschützen aus Egbatana in Ägypten ein. Und wer mit frommen Sinnen hier wandelt, der ziehe seine Schuhe aus, denn das Land, das sein Fuß betritt, ist heiliges Land; dort wo jene Phönixpalme steht, mag die heilige Familie auf der Flucht nach Ägypten gerastet, mag Maria dem göttlichen Kinde die Brust gereicht haben. Wie zur Urväterzeit zieht gespenstig eine Reihe Kamele am Ufer entlang, geführt von sehnigen, braunen Gestalten in weißem Burnus. Zwei Welten nebeneinander. Dort fünftausendjähriger Stillstand, hier die Blüte einer rastlosen Entwicklung. Aber wir wollen das Schiff der Wüste trotzdem in Ehren halten eingedenk seiner vieltausendjährigen Verdienste um die Kultur in Afrika und Asien, von der

Sahara an bis zur Gobi. Es wird auch in Zukunft seine Monopolgebiete behaupten, vielleicht erweitern. Mit welchen Augen hätte wohl Wilhelm I. den angesehen, der ihm vorausgesagt hätte, daß seine schlesischen Füsiliere einmal auf Kamelen durch die Kalahari traben würden?

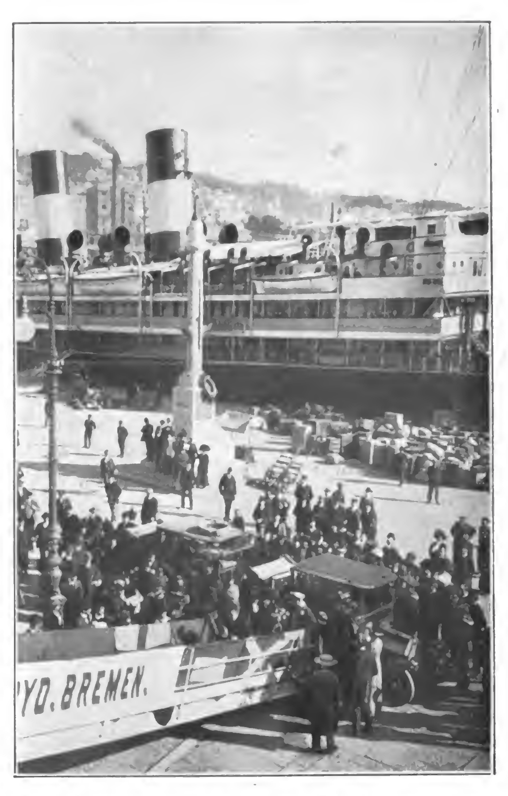
Allmählich rötet sich die gelbe Sonne und die Masten des Schiffes werfen lange Schatten in die Wüste hinein. Ein Schakal wagt sich hervor und bellt zu uns hinüber. Dann tauchen blau-graue Tinten am Himmel auf, die allmählich ineinanderfließen, und schon beginnen einzelne vorwitzige Sternlein hervorzulugen. Als wir an den Lichtern Ismailias vorbeigleiten, hat sich schon die tiefe Nacht herabgesenkt; vom Himmel strahlt der liebe Orion, aber in hellerer Pracht als im nebligen Norden, und der elektrische Scheinwerfer des uns folgenden Dampfers glotzt wie ein impertinentes Monokle in indiskreter Neugier auf unser Schiff.

Zwei Glockensignale. Die Maschine repetiert. Mit Volldampf jagen wir in das breite Fahrwasser der Bitterseen hinaus. Dort eine Reihe glänzender Lichter. Ein Austausch von Blinksignalen. „Lloyddampfer Derflinger" raunt mir der freundliche Erste Offizier zu. Da flammt auch schon bengalisches Licht auf. „Ich bin ein Preuße" jubelt die Bordmusik herüber. Der Kronprinz tritt in den Lichtkegel, dankt und drei brausende „Hurras!" verklingen von drüben her in die Nacht, als wir vorbeihuschen. Bald nach „dem Schneider, der ein großer General wurde" in des Hohenzollern und Kurbrandenburgers Dienste, brachte „Prinz Eitel-Friedrich" dem älteren Bruder seine Ovation dar. Und dann legten wir uns nieder, um erst wieder auf Deck zu erscheinen, als wir von Suez in den Nordwestzipfel des Roten Meeres hinausgefahren waren.

Rechts und links steile Felsenküste. Zackige braune



Genua: Columbus Denkmal



Kronprinz und Kronprinzessin gehen in Genua an Bord
des „Prinz Ludwig“



Die zum Abschied in Genua versammelte Menge



Die Riviera bei Nervi



Neapel vom Schiff aus



Capri vom Schiff aus



Port Said: Lesseps Standbild



Port Said: Kronprinz und Kronprinzessin begeben sich in die Dampfpinasse



Port Said: Hafenbild; die Dampfpinasse der „Hertha" bringt die Hohen Herrschaften nach dem Kreuzer



Kronprinz und Kronprinzessin mit Gefolge

Vordere Reihe (von links nach rechts): Hofdame Gräfin Grote, J. K. H. die Frau Kronprinzessin
Oberhofmeisterin Freifrau von Thiele-Winckler
Dahinter: Adjutant Major Graf zu Solms-Wildenfels, Oberstabsarzt Prof. Dr. Widenmann,
Ordonnanzoffizier Leutnant von Zobeltitz, Oberleutnant von Wedel, S. K. H. der Kronprinz,
Graf Finck von Finckenstein, Kammerjunker von Behr



Port Said: Straßenbild; Eingeborene verladen Teppiche



Port Said: Hauptstraße



Suezkanal: Schiffe einander ausweichend



Der Suezkanal



Die Kronprinzessin sieht mit der Oberhofmeisterin den Spielen zu



Kronprinz und Kronprinzessin mit den Offizieren des „Prinz Ludwig"

Vordere Reihe: S. K. H. der Kronprinz, Kapitän von Binzer, I. K. H. die Kronprinzessin,
Stehend: 1. Off. P. König, Dr. med. von der Heyde, 3. Off. W. Kord-Lütgert, 1. Off. F. Gluud,
Ingenieur F. Schröder, 2. Off. A. Lehr, Zahlmeister J. Müller, 4. Off. B. Kroenke



Künstliche Vegetation bei einer Kanalwärter-Station

Berge, kahl, ohne das geringste Zeichen pflanzlichen oder tierischen Lebens. Alle Täler, Schluchten, Schründe ausgegossen mit hellgelbem, tiefem, die glühende Sonne aufsaugendem Sande. Und linker Hand wächst es immer gigantischer an, drohender, furchtbarer, bis er aufgetürmt dasteht, der Berg, von dem Jahwe unter Blitz und Donner herniederstieg, um seinem Knechte Moses das Gesetz zu diktieren. Jenes harte: „Du sollst nicht", jenes eifersüchtige Verbot, andere Götter neben ihm anzubeten. Und doch hat es Jahrhunderte gedauert, bis der strenge und eifrige Gott die Alleinherrschaft errungen hatte über sein auserwähltes Volk. Der Monotheismus nahm seinen Ausgang vom Sinai, und die Durchführung des monotheistischen Gedankens ist die große Kulturtat des Semitentums. Dort der Sinai, hier Mekka. Dort wie hier eine schreckliche große dürre und tote Natur, und dort wie hier ein schrecklicher einsamer großer Gott. Aber Allah hat Jahwe übermocht. Elf Millionen, über alle Welt zerstreut, in zahllose fremde Nationalitäten aufgegangen, dienen noch dem Gotte, der Mose im feurigen Busch erschien und seinem Wandervolk in einer Feuer- und Rauchsäule voraufzog; bis vor kurzem noch in versteckten Tempelchen, in schmutzigen Ghettos verborgen, überlebte der Mosaismus die fast zwei Jahrtausende umfassende Zeit seiner Verfolgung; aber einen Expansionstrieb, eine Kraft der Propaganda hat er nie gehabt. Wie anders der Islam! Wenn alltäglich fünfmal der Muezzin auf dem Dache der Moschee oder vom schlanken Minaret nach allen vier Windrichtungen der Windrose mit heller Stimme verkündet, daß Allah Gott ist und Mohammed sein Prophet, wenn er die Moslim zum Gebet und zur Heiligung ruft, dann richten fast 200 Millionen Gläubige ihr Antlitz nach Mekka, und aus Marokko und Sansibar, aus Java und China, aus Tur-

kestan, Persien, aus Bagdad und Konstantinopel konzentrieren sich die Gebetskräfte auf diesen Mittelpunkt der islamischen Welt. Nur die Semiten haben den Monotheismus geschaffen und bewahrt. Aber dieser reine Monotheismus war kulturell unfruchtbar. Die Kunst wenigstens will einen reicher bevölkerten Himmel. Hätte Apoll nicht neben Zeus gestanden und die Jungfrau-Mutter nicht neben dem Sohne und dem Vater, der Allvater wäre bald dem wechsellosen Style eines Kanon anheimgefallen, und das Verbot seiner Darstellung wäre kaum noch ein Verlust gewesen. Die kunstfrohen, mit reicherer Phantasie und vielseitigerer Intelligenz begabten Völker Europas revolutionierten die starre Religion der Wüstensöhne und schufen sich Gott nach ihrem Bilde und nach ihrem Herzen.

Aber auch Allah wird seine Unwandelbarkeit nicht in alle Zeit behaupten können. Schon pfeift die Lokomotive in Medina, der „Gepriesenen", neben dem Prophetengrabe und die vier Schekhs der mohammedanischen Konfessionen in Mekka sehen die Bringerin der westlichen Kultur auf sich zurollen. Möge sie den Anstoß geben zu jener Reform an Haupt und Gliedern, der heute der Islam nicht minder als andere Religionen bedarf.

Der Telegraphenbote tritt an mich heran. Ein Telegramm? Ja. Es ist die bekannte Form, die Kniffung der Depeschen. Aber hier auf hoher See? Doch, richtig! Wir haben ja eine Telefunkenstation an Bord. Ich erbreche den Verschluß. „Gertrud Woermann", den 10. November, vormittags 9 Uhr. Herzlichen Glückwunsch und glückliche Reise. Fischer." — Ja, das ist für mich. Es stammt von dem lieben Freunde, dem ich im April die Verwaltungsgeschäfte am Kilimandjaro übergab und der jetzt auf dem Woermanndampfer nach der Heimat auf Urlaub geht. Ich antworte mit einem Wunsch für vergnügte Er-

holung in Europa. Eine wundervolle Erfindung! Unser Schiff stand bisher in ununterbrochener Verbindung mit dem Lande und der Kronprinz erhält zahlreiche Telegramme von den kaiserlichen Eltern. Auch ein bekanntes Berliner Blatt läßt sich täglich alle Ereignisse telefunken. Ein Telegramm von acht Worten kostet von Schiff zu Schiff fünf Mark. Zwei Stunden später fährt „Gertrud Woermann" unter Musik und unter den Hurra-Rufen der auf ihr heimkehrenden Kolonisten an uns vorbei.

Unterdes ist die Küste zu unserer Rechten britisch geworden, Ägypten liegt hinter uns, Port Sudan, der an Stelle Suakins schnell aufblühende Hafen des britischen Sudans, den eine Bahn mit Berber am Nil verbindet, liegt auf gleicher Höhe mit uns. Kitchener erwarb die weiten Gebiete am oberen Nil 1898 für England, indem er den Mahdi bei Omdurman besiegte und Khartum zurückeroberte. Frankreich, das vom Westen aus seine Hand nach demselben Gebiete ausstreckte, in der Hoffnung, dermaleinst über Abessinien weg vom Kongo bis Obock-Djibuti zu herrschen, wurde durch brutale Kriegsdrohung gezwungen, den tapferen Marchand aus Faschoda zurückzuziehen.*)

Am 10. gab eine an Bord befindliche holländische Theatergesellschaft eine Wohltätigkeitsvorstellung. Die Hohen Herrschaften belohnten die hübschen Darbietungen mit Beifall. Der Betrag von mehreren hundert Mark soll zur Hälfte der Witwenkasse des Lloyd, zur Hälfte niederländischen Schifferwitwen zugute kommen. Es ist mittlerweile reichlich warm an Bord und Weiß ist die vor-

*) Der ritterliche Kommandant holte sich persönliche Genugtuung, indem er im Jahre darauf als einer der ersten seinen Degen für die Burensache zog und mit den Feinden von Faschoda die Klinge kreuzte.

herrschende Kleiderfarbe geworden. Rock und Weste werden erst zum Diner angezogen, auch die Sportfreudigkeit hat nachgelassen. Nur in der zweiten Klasse wird abends getanzt.

Djebel Ter, der „Vogelberg", eine große, steilaufragende Felsinsel, wird am Morgen des Elften passiert. Ein mächtiger Leuchtturm von blinkendem Weiß ragt in die flimmernde Sonnenglut empor. Kein beneidenswertes Los, Leuchtturmwächter im Roten Meere zu sein; aber ein verantwortungsvoller Posten! Das erste Leuchtfeuer ging aus einer Stiftung der Witwe eines englischen Kapitäns hervor, der dort gescheitert war. Noch heute nennen es die Araber „den Turm der Witwe" oder „Tränenfeuer". Die Wächter waren anfänglich zum Tode verurteilte Türken, denen als Lohn zehnjähriger treuer Pflichterfüllung die Begnadigung winkte. Das war zur Zeit, als die Bahn Suez—Kairo noch ein notwendiges Zwischenglied der Verbindung zwischen Indien und Europa darstellte. Seit dem mit der Eröffnung des Suezkanals so riesenhaft gewachsenen Verkehr ist natürlich auch die Befeuerung des Fahrwassers den Bedürfnissen entsprechend ausgestaltet werden.

Rechter Hand liegt jetzt Eritrea, die italienische Kolonie am Roten Meere, mit der Hauptstadt, dem glühenden Massaua. Von hier streckte schon 1867 Lord Napier seine Hand nach dem Reiche des Negus Negesti aus; und zwanzig Jahre später Italien. Es unterlag 1896 bei Adua; glücklich, wer von den 20 000 Streitern dem Speer oder der Kugel, dem Durst und der Sonne zum Opfer fiel, denn tausende gerieten in Gefangenschaft, und als sie nach Jahren heimkehren durften, da töteten sich einige selbst; andere zogen verhüllten Hauptes und unter grimmigen Tränen in Genua und Neapel ein: verstümmelt und geschändet von einem barbarischen Sieger.

Abessinien gilt der Wissenschaft als die Urheimat des Kaffees. Aber die edelste Qualität hat die Bohne bekanntlich auf dem gegenüberliegenden Ufer erzielt, an den Berghängen des arabischen Jemen, hinter den mit ihren weißen Türmen und Mauern herübergrüßenden Städten Hodeida und Mokka. Auch unsere winzige kleine Usambarabohne ist eine Enkelin der Mokkabohne, allerdings auf dem Umwege über Java; sie hat bei der Verpflanzung in die Berge Deutsch-Ostafrikas eine erfreuliche Rückbildung durchgemacht und ist in Form und Güte ihrer Stammmutter wieder auffallend ähnlich geworden. Ich rate der schönen Leserin, sich durch den Versuch hiervon zu überzeugen. Ich will morgen die Gegenprobe machen, indem ich in Aden wirklichen Mokka schlürfe.

Im indischen Ozean.

Zwischen Aden und Kolombo, den 13. bis 20. November.

Aden. — Spiele an Bord. — Der Kostümball.

Der Abend vor der Ankunft brachte noch eine Überraschung durch die Blaujacken der auf dem Vorderdeck mitfahrenden „Planet"-Besatzung. Der „Oberlump" hatte zu einem Lumpenball eingeladen, und bald marschierte unter den Klängen der „Bremer Stadt-Musik" ein bunter Zug von allerhand fahrendem Volke an den Hohen Herrschaften vorüber: Handwerksburschen und Kesselflicker, Pennbrüder beiderlei Geschlechts, ein Scherenschleifer, ein Araber nebst draller Araberin, welche ein Kamel führten,

das allerdings bei jedem Schritte in seine — aus je einem Matrosen bestehenden Hälften — auseinanderzugehen drohte; selbst ein Neger fehlte nicht, und ein echt Berliner Stiefelputzer bestand darauf, das kronprinzliche Schuhwerk zu verschönern. Die Blaujacken hatten es verstanden, mit sehr spärlichem Material sehr viel, und auch davon manches recht witzig darzustellen, und so lohnte sie reicher Beifall, als sie abzogen, oder vielmehr, dem Charakter der dargestellten Rollen entsprechend, abschwankten, um sich bei Zigarren, Bier und Tanzmusik unter sich weiter zu freuen.

Auch auf dem Deck der ersten Klasse setzten alsbald die Weisen eines Walzers ein, und die Kronprinzessin, eine leidenschaftliche Tänzerin, befahl eine größere Anzahl von Herren zum Tanzen. Weniger tanzte der Kronprinz, der die Konversation, besonders mit englischen und amerikanischen Damen, vorzuziehen schien.

Sonntag, den 13. November früh ging „Prinz Ludwig" weit draußen auf der Reede von A d e n vor Anker. Der Verweser des Konsulats, der trotz der frühen Stunde, der tropischen Lage Adens und der halbstündigen Seefahrt von Land an Bord, im Frack und Zylinder erschien, führte das Kronprinzenpaar im Dampfboote an Land, wo sich auch der britische Gouverneur, der die Herrschaften nicht mehr an Bord angetroffen hatte, einfand. Imposant machten sich die beiden Paare arabischer Kamelreiter, welche mit aufgenommenem Karabiner und breitem Krummsäbel vor und hinter dem kronprinzlichen Wagen ritten. Man fuhr am Hafen entlang, durch Felsentunnel und Festungstore nach der blendend weißen Eingeborenenstadt mit ihrem schreienden und gestikulierenden Gewirr von dürren Beduinen, schönen, ebenholzfarbenen Somali, gelben, bärtigen Abessiniern und scheu-zudringlichen Juden mit Löckchen an den Schläfen. Noch weiter hinaus liegt ein Talkessel mit

gewaltigen, in einer früheren regenreichen Zeit entstandenen Auswaschungen, die schon die römische 12. Legion, die angeblich ihr Standquartier in Adana (Aden) hatte, zu Zisternen ausgebaut haben soll, denn Aden hat keinen Tropfen natürlichen Wassers: ein düsterer, ausgebrannter Krater mit himmelanragenden scharfzackigen Wänden verdient es seine Bezeichnung als „Teufels Punschkessel“ in vollem Maße, nur daß der Kessel jahraus jahrein trocken zu sein pflegt. Die seltenen und spärlichen Regen aufzufangen ist die Aufgabe jener dreizehn von den Engländern wiederhergestellten alten Zisternen oder Tanks, welche zusammen über 300 000 Hektoliter fassen, d. h. etwa den jährlichen Bierkonsum Charlottenburgs. Aber natürlich reicht das angesammelte Wasser nicht für die Bedürfnisse von mehr als 40 000 Einwohnern aus, um so weniger, als jeder der spärlichen Sträucher und Bäume, die dort mit ungeheuerer Sorgfalt gepflegt werden, auf das von Kamelen in Schläuchen aus den Zisternen herangeschleppte Wasser angewiesen ist. Die kleinen Palmen waren denn auch heute noch kaum weiter als vor 15 Jahren bei meiner ersten Durchreise. Um den dringendsten Bedürfnissen abzuhelfen, wird auch beständig Meerwasser destilliert.

Als die Engländer im Jahre 1839 die Halbinsel Aden im Sturm nahmen, hatte die Stadt bereits eine reiche Geschichte hinter sich. Denn im Altertume, besonders aber im Mittelalter und im Beginn der Neuzeit, war es ein wichtiger Stapel- und Umschlagsplatz zwischen dem Westen und dem mittleren Osten. Aber schwerlich haben die Eroberer damals geahnt, welche Bedeutung es 60 Jahre später durch die Eröffnung des Suezkanals gewinnen sollte. Der wachsenden Bedeutung als Sicherung des Seeweges nach Indien entsprechend, wurde Aden dann immer mehr befestigt, und heute lugen überall von den Gipfeln des

500 Meter hohen Djebel Schamschan die schwersten Kaliber hinaus in die See. Den Durchreisenden interessieren von den Durchfuhrprodukten Adens weder Gummi noch Felle und Häute, sondern allenfalls Kaffee, sicher aber Straußenfedern; und jahraus jahrein drehen die geriebenen Söhne Abrahams mit dem gleichen Erfolge durch ein Taschenspielerkunststück dem Unerfahrenen eine minderwertige Boa oder Federnserie an Stelle der bezahlten an.

Bald nach unserer Abfahrt sollte der „P. and O.“ (Pensular and Oriental Steam Navigation Company)-Dampfer einlaufen, der den neuernannten Vizekönig, Sir Charles Hardinge, nach Indien bringt. Da Aden der Präsidentschaft Bombay untersteht, so wird der Empfang mit militärischem Prunk vor sich gehen; schon hatte Aden Flaggenschmuck angelegt. Wenn der Zufall so zwei Ereignisse zusammenlegt, wie des Kronprinzen und des Vizekönigs Durchreise durch Aden, dann kann das Inkognito des einen Teils nachteilig wirken. Denn von Aden wird es schnell weiter getragen werden bis Suez, Bombay und Sansibar, daß der Viceroy mit Salutschüssen und Bataillonen, der Kaisersohn aber nur von dem Gouverneur mit vier Kameelreitern empfangen worden ist. Und der Eingeborene sieht in diesen Äußerlichkeiten leider eine Abspiegelung der Machtverhältnisse.

Am Tage darauf ließen wir das löwenhäuptige Kap Guardafui und in der Nacht das Felsenland Socotra, einst Sitz eines syrischen Erzbischofs und als Umschlagsplatz und Aloelieferant heiß umstritten, rechter Hand liegen.

Unterdes war ein Vergnügungskomitee aller drei Nationen — Deutsche, Engländer, Amerikaner — zusammengetreten, welches die bisher nur vereinzelt aufgetretenen

Bestrebungen, die gefürchtete Bordlangeweile zu bekämpfen, zu einem System zusammenfaßte.

Schon vor 10 Uhr verkündeten denn auch am 15. November Fanfarenklänge den Beginn der Spiele. Als man aber am 16. dem Hornruf zur Fortsetzung lauschte, da blieb es still an Bord: die Blaujacken auf dem Vorderdeck, die sich die Prärogative auf dienstfreie Tage nicht verkümmern lassen wollten, hatten nämlich entdeckt, daß es preußischer Bußtag war. Und wenn die Bordjuristen auch die Zuständigkeit Preußens in kirchenrechtlichen Dingen für einen Bremer Dampfer im Indischen Ozean diskret bezweifelten, so war man doch erfreut, an der Hand des preußischen Kalenders einem Missionar Genugtuung geben zu können, der drei Tage zuvor unter den Passagieren eifrig gegen das abgöttische Greuel des Varietees gepredigt hatte, allerdings nur mit einem Heiterkeitserfolge. Kurz und gut: am 16. fielen die Wettspiele aus, und die Blaujacken traten zum Seegottesdienste an.

Dafür wurden am 17. November die Festspiele beendigt.

Was war da alles auf dem Programm zu finden! Eierlöffelrennen für Damen, Kartoffelrennen für Herren, Seilspringen, Ringewerfen, Wettverrechnen, Sodawasser- und Bisquit-(„Sumpfhuhn")-Rennen und noch vieles andere. Am meisten Grazie und Energie konnten die Damen beim Wettkutschieren entfalten. Auf Deck war ein Weg durch leere Sodawasserflaschen markiert, zwischen denen je eine Dame einen Herrn, dem die Augen verbunden waren, am Zügel hindurchkutschieren mußte; gesiegt hatte das Paar, das ohne eine Flasche umzuwerfen in kürzester Zeit am Ziel anlangte. Am lebhaftesten beklatscht wurde eine kleine zehnjährige Miß, die einen europäisch erzogenen, chinesischen Altersgenossen kutschierte. Beim Nadel- und Fadenrennen

saßen auf der einen Seite die Damen, auf der andern Seite standen die Herren. Diese mußten auf ein Zeichen zu ihren Damen eilen, von ihnen Nadel und Faden in Empfang nehmen, diese Nadel einfädeln und gegen eine Zigarette, welche die Damen inzwischen in Brand gesetzt hatten, austauschen. Mit dem Faden hatte die Damen dann mit drei Stichen ein aus Papier geschnittenes Herz auf der Brust ihres Kavaliers zu befestigen. Gesiegt hatte das Paar, dessen Herr als erster mit brennender Zigarette und angeheftetem Herzen zum Start zurückkam. Bei dieser Nummer heftete die Kronprinzessin aus Versehen ihrem Partner, dem Kammerjunker v. Behr, das Herz auf die rechte Brust. Natürlich wurde gegen die Prämierung des Herrn v. Behr Einspruch erhoben, weil ein preußischer Leutnant das Herz in allen Situationen auf dem rechten Fleck haben müsse; aber das Komitee ließ Milde walten und sah von einer Disqualifizierung ab. Beim Tauziehen gewann die aus den Potsdamer Herren bestehende Crew des Kronprinzen gegen die besttrainierten Angelsachsen dreimal hintereinander spielend leicht: ein Beweis, daß unsere Gardeoffiziere an Muskelkraft und Gewandheit auf der Höhe stehen. Zweifellos trug aber zum Siege erheblich die Disziplin bei, mit der auf Kommando des Kronprinzen, der selbst mitzog, jedesmal exakt und energisch angeruckt wurde. Die britisch-amerikanischen Mannschaften erkannten die Überlegenheit der Garde-Crew willig durch drei Cheers an, die der Kronprinz sofort erwidern ließ.

Den Damen am meisten Spaß machte das Hutgarnieren der Herren. Die Preisbewerber hatten eine Hutform (eigenen Panama oder Filz) mitzubringen und fanden auf einem Tischchen Bänder, Blumen und was sonst an Putzmacherkram an Bord aufzutreiben war, vor. Es war anzuerkennen, daß einige hübsche Hütchen unter den

ungelenken Männerhänden zustande kamen; aber manches Elaborat war doch entsetzlich! Für diese Unglücklichen, welchen es in ihrem Vorleben offenbar an Umgang mit Modistinnen gefehlt hatte, bestand die Strafe darin, daß sie sich mit ihren Machwerken auf dem Kopfe photographieren lassen mußten. Ein Anblick, der Teufel lachen und Götter weinen machen konnte. Selbst der schöne tropische Vollmond, der im Lauf der Jahrtausende doch gewiß schon manches Wunderliche gesehen hatte, — er verhüllte sein Haupt.

Allerdings etwas verspätet. Denn die totale Mondfinsternis des 17. November begann morgens 3.10, erreichte die volle Verdunkelung um 4.10 und war um 6.10 beendet. Der freundliche Erste Offizier hatte mich wecken lassen, und es war immerhin ein gutes Dutzend von Leidensgenossen, die den Schlaf der Neugier geopfert hatten, und gähnend zu der umflorten Bogenlampe am Tropenhimmel emporstarrten.

Am Abend war K o s t ü m b a l l: Schon einige Tage vorher waren merkwürdige Veränderungen vorgegangen. Maschinisten schmiedeten Schwerter, Orden und Schilde; Zofen huschten umher; Damen durchwühlten gegenseitig ihre Koffer; Leutnants und Assessoren saßen mit Nadel und Faden in den Winkeln des Schiffes. Zum Diner erschien man bereits im Kostüm. Die Kronprinzessin sah entzückend aus in einem japanischen Gewande von goldgestickter mattlila Seide, das ein weißer Gürtel mit schwarzer Hochstickerei zusammenhielt. Blumen im Haar, goldene Schuhe und einer der seltenen japanischen Rotlackfächer vervollständigten das Kostüm. Der Kronprinz hatte einen Berchtesgadener Bergsteigeranzug gewählt.

Das Diner war vorzüglich, wie man es an Bord des „Prinz Ludwig" gewöhnt ist, obwohl anscheinend die

beiden Küchenchefs es vorgezogen hatten, sich einmal mit an die Tafel zu setzen. Geräuschlos und flink bedienten wohlerzogene Stewards. Doch was für zwei Rüpel sind da eingestellt worden? Zwar sehen sie mit ihren Weaner Bärtchen aus wie der Ronacher-Franz oder der Dreher-Maxl, bekanntlich die besten Kellner der Welt — aber schwapp, da eskamotiert Franz mir die Holländer Steinbutte weg, die ich mir eben schmunzelnd auf den Teller gelegt habe, und Maxl trinkt sogar meinem schönen Visavis, einer holzschuhklappernden Holländerin, das eben mit Sekt gefüllte Glas aus. Dante, der im roten Florentiner Gewande neben mir sitzt, rezitiert dem tollgewordenen Ganymed die glühendsten Höllenstrafen vor, als er dem Dichterfürsten Messer und Gabel nimmt und ihn angesichts eines saftigen, so nahen, aber doch unerreichbaren Kapaunenschenkels die Tantalidenhölle schmecken läßt. Franz hat unterdes mit tötlicher Sicherheit jeden Teller und jedes Glas zerbrochen, das seinen Fingern anvertraut wurde, und als er gar mit Servierbrettern zu jonglieren anfängt, da perlt kalter Angstschweiß dem Nabob zu meiner Linken unter dem dicken Turban hervor, und mit den großen erschrockenen Augen der Neuvermählten verfolgt die meergrüne Nixe mir schräg gegenüber das Gebahren der Unholde. Dem Stierfechter da drüben zuckt es ein paarmal in den Fäusten, er stammt unverkennbar aus dem Lande der Boxer; und dem Busen seiner andalusischen Partnerin, — der übrigens die chronische Stillungsnot Old-Englands nicht verleugnen kann, — entfährt der Seufzer: „What an awful boy!“

Das Diner war zu Ende, und auf Deck begann ein internationaler Trubel. Dort thronte die Hofdame, Gräfin Grote als Eiskönigin, und Cook, der Pseudopolarfahrer, strebte ihr entgegen. Sein Eispickel bohrte sich in den Boden, als er mit gewaltiger Kraftanstrengung seinen mit

Proviant beladenen Schlitten dahinzog. Aber die Wissenschaft, in Gestalt eines mit Fischnetz und Botanisiertrommel ausgerüsteten Gelehrten, stellte schnell fest, daß im Gepäck die zu Ortsaufnahmen unentbehrlichen Instrumente und — das berühmte Tagebuch fehlten. Um das fehlende Gewicht zu ersetzen, nahm ein Bajazzo auf dem Schlitten des Nordpolschwindlers Platz, und hoffentlich ist er damit bis zur Eiskönigin gelangt.

Uns aber lenkt ein goldgestickter Mandarin, der zwei beständig fächelnde und lächelnde Geishas verfolgt, ab. Sie waren allerliebst, diese trippelnden Avantgardistinnen japanischer Kultur; und wenn auch american made, so waren sie doch im Wesentlichen echter, als jene fesche Chambermaid mit der Tändelschürze und den durchbrochenen Seidenstrümpfen, welche Monsieur X., oder jenes federhutgeschmückte Gibson-Girl aus der Moulin-rouge-Bar, das Mister Y darstellte.

Eine zierliche Odaliske im offenen Jäckchen und Pluderhöschen, alles aus weißem Atlas, tanzte in einem Winkel, in dem ein Dutzend Alttürken beim Nargileh kauerten, während doppelt soviel Jungtürken — im Frack und Fes — daneben standen, und trotz aller westlichen Reformkultur ebenso interessiert zuschauten wie ihre der Haremskultur treugebliebenen Stammesgenossen. Dort wiegte sich eine Rokokodame graziös in den Hüften, und ein imposanter Cäsar mit Kranz und purpurgesäumter Toga beging den Anachronismus, in ihr sein sprichwörtliches Glück zu sehen.

Als „Norddeutscher Lloyd" rauschte eine imposante Schweizer Dame daher, der ein waschechter „Quartermeester" und ein anmutiger Schiffsjunge folgten.

Im Helmschmuck, mit dem Dreizack bewehrt und von

einem blanken Panzerplattenschild bedeckt, lehnt eine bildhübsche „Britannia“ — oder, wie der Decksjunge sich ausdrückt: „eine englische Germania“ — in splendid isolation an der Reeling. Ein schmucker Matrose, den das Mützenband als Angehörigen der kaiserlichen Marine ausweist, beäugt sie in vorsichtiger Zurückhaltung. Brother Jonathan aber mit karriertem Mantel, Knebelbart und impertinentem Monokel, bricht sich, den im Riesenformat erschienenen „Sun“ lesend, überall mit ruhig sicherem Schritte, niemanden ansehend, niemanden achtend, Bahn. Hier trennen seine Schultern ein Pärchen, dort schiebt er, ohne ein Wort der Entschuldigung, mit dem rechten Ellenbogen einen spanischen Granden, mit dem linken einen Samurai aus dem Wege. Selbst die Hohen Herrschaften machen der Yankee-Unverschämtheit lachend Platz. Denn alle, außer den Gemeinten, verstehen die Satire auf das Benehmen einiger der Ladies und Gentlemen von jenseits des großen Teichs, welche wir leider an Bord haben.

Und so gelingt es dem patzigen Jingo auch mehrfach, die Annäherungsversuche des blauen Jungen an die meerbeherrschende Britannia zu verhindern. Einem Spaßmacher fällt es auf, daß die hübsche Miß den Schild rechts, den Dreizack links hält. „Sie scheint mehr auf Abwehr, als auf Angriff bedacht,“ raunt er mir zu. Jetzt setzt ein Walzer ein. Brother Jonathan wendet gerade eine Seite seines Weltblattes um — so nebenbei einer allerliebsten Krinolinenträgerin auf die Zehen tretend —, da eilt der deutsche Matrose auf Britannia zu, die willig Schild und Dreizack in die Ecke stellt und sich von dem Younger Cousin im Kreise drehen läßt.

Und so ging es in buntem Wechsel und Wirbel beim Klange der Violinen und Oboen manche Stunde. Als um 11 Uhr die Hohen Herrschaften den Festplatz verließen,

da räumten auch bald die Damen den pokulierenden Herren das Feld — mit Ausnahme der Bar- und der Chambermaid, die eine männliche Ausdauer und einen männlichen Durst entwickelten.

Colombo.

Colombo, den 22. November.

Auf Zeylon. — Aus der Vorzeit. — Das Deutschtum auf Zeylon. — Galleface Hotel. — Empfang in Queen's Garden.

Als wir am Morgen des 22. November Zeylon sichteten, da war das allgemeine Gefühl eine Mischung von Bedauern und Genugtuung, daß die Seefahrt ihr Ende erreicht hatte. Gewiß war Verpflegung und Bedienung tadellos gewesen. Eine seltene Gunst des Wetters war uns zuteil geworden und Kapitän von Binzer nebst seinen liebenswürdigen Offizieren hatte alles getan, den „Prinz Ludwig“ zu einem angenehmen Aufenthalte zu machen. Aber bekanntlich ist eine so ausgedehnte Reihe von guten Tagen nicht leicht zu ertragen, und dem ernsteren Teil der Fahrgäste war es doch allmählich reichlich viel des Flirts und Sportes geworden. Da waren Handelsherren aus Bremen und Hamburg, Inhaber großer Firmen in Kanton und Singapore, Plantagendirektoren aus Malakka, Neu-Guinea und sogar Kamerun, da war eine ganze Kolonie Schweizer Pflanzer aus Sumatra mit ihren Damen, prächtige Menschen, die im Auslande unter den Fittichen des Reichsadlers Schutz finden und ihr Deutschtum hochhalten — sie alle hatten reiche Erfahrungen und konnten

bei zwangloser Zigarre mancherlei erzählen von Handel und Wandel, von den Methoden der Briten und Holländer, von den Eroberungszügen der deutschen Industrie und den Erfolgen des deutschen Kaufmannes. Aber sie traten zurück, wenn die unermüdlichen Arrangeure aller Art von Sport schon morgens um halb zehn Uhr ihres Amtes zu walten begannen, sie räumten das Feld, wenn abends bei den Klängen der vorzüglichen Bordmusik hübsche Amerikanerinnen und schicke Engländerinnen zum Two-Step geführt wurden. Die Jugend verlangte ihr Recht.

Da lag sie nun vor uns, die sagenumwobene Insel im Schmucke des überreichen tropischen Grüns, schon in der Morgensonne schwül und sich von dem dichten Kranze schlanker Kokospalmen Kühlung fächeln lassend. Scharf hebt sich der zuckerhutförmige Adamspick hervor und erinnert an die schöne Sage der Araber, die sich hier im achten Jahrhundert anzusiedeln begannen. Ihnen ist die Insel das verlorene Paradies und auf dem höchsten Gipfel stand Adam nach seiner Vertreibung so lange, bis sein Fuß die Spur in den harten Granit drückte, die noch heute gezeigt wird, und bis seine Tränen den See gefüllt hatten, dessen Wunderkraft noch heute gerühmt wird. Und wenn es uns glaubhaft gemacht werden könnte, daß hier wirklich paradiesischer Boden ist, so wäre der schönste Beweis in dem Beispiel duldsamer Einmütigkeit zu sehen, mit dem hier alle die verschiedenen Rassen und Religionen sich in Anbetung zusammentun. Ist es dem Juden und Muhammedaner der Urvater der Menschheit, der hier Abschied nahm von dem Himmel auf Erden, so ist es dem Singhalesen Buddha, dem Tamulen Schiwa, dem katholischen Christen der heilige Thomas, der seines Fußes Spur hinterließ beim Aufstieg von der Erde zum Himmel. In historischer Zeit sandte Salomo seine Schiffe nach hier, dem östlichen



Aden vom Schiff aus



Colombo: Landungsplatz mit dem Denkmal der Queen Victoria



Colombo: Gouvernements-Gebäude



Colombo: Sportplatz gegenüber Galleface-Hotel; davor zwei Mann der berittenen Leibgarde des Gouverneurs



Colombo: Straße der Eingeborenenstadt



Colombo: Buddhatempel. (Wohnung des prinzlichen Priesters)



Colombo: Moschee



Singhalesen mit Zebu-Wagen



Zeylon: Dorfstraße



Zeylon: Eingeborene am Fluß

„Tharsis", und noch heute braucht der Tamule für Elfenbein, Affen und Pfauen, die des Königs Schiffe außer Gold und Silber von Zeylon holten, dieselben Worte, deren die Heilige Schrift sich im 1. Kön. X. 22 bedient. Zur römischen Kaiserzeit war es außer diesen Schätzen der Perlenreichtum „Taprobanes", der einen regelmäßigen Schiffsverkehr mit Alexandria herbeiführte, und dann, als Zeylon dem Buddhismus anheimgefallen war und seine Missionen nach dem fernen Osten zu senden sich gewöhnt hatte, folgte eine Periode enger Verbindung mit China, das 1406 eine Strafexpedition in Gestalt einer Flotte von sechzig Schiffen nach Zeylon sandte, weil die buddhafeindlichen Tamulen, welche damals das Heft in der Hand hatten, eine chinesische Gesandtschaft mißhandelt hatten. Die chinesischen Seemänner siegten und führten den König als Gefangenen nach China, wo er zu Nanking in der Verbannung starb. Seitdem war Zeylon China tributpflichtig, und der Nachfolger des Entthronten brachte den Tribut zweimal persönlich nach dem Reiche der Mitte. Hat man den Sohn des Himmels an diese Präzedenzfälle aus dem chinesischen Staats- und Völkerrecht erinnert, als unser Kreuzergeschwader zum Entsetzen der Welt Kiautschou in Besitz nahm und der Weltmarschall mit eiserner Faust in Peking Sühne heischte für den ermordeten Gesandten des Kaisers?

Im Beginn des 16. Jahrhunderts setzten sich die Portugiesen auf Zeylon fest, wurden aber im 17. Jahrhundert von den Niederländern vertrieben, die der einheimische König gegen die grausamen Unterdrücker zu Hilfe rief. Und Hollands Erbe wurde England um die Wende vom achtzehnten zum neunzehnten Jahrhundert. Die Nachkommen aber der Portugiesen und Holländer — „Burghers" genannt — leben heute noch; ein schöner Schlag, aber von so dunkler Hautfarbe, daß sie sich nur noch durch ihre

— oft stutzerhaft elegante — Tracht von den Eingeborenen unterscheiden.

Unterdes hatte „Prinz Ludwig" Anker geworfen, und der deutsche Konsul Freudenberg meldete sich an Bord; der alte Herr ist seit 1873 in Kolombo und hat durch Energie und Umsicht seine Firma aus kleinen Anfängen heraus zu einer der ersten in Zeylon entwickelt.*) Anfänglich befaßte er sich nur mit dem Kaffee-Transport nach Europa; jetzt ist das Haus Freudenberg & Co. nicht nur im Import und Export aller Art tätig, sondern hat auch eigene Fabrikanlagen zur Herstellung von Kokosöl und Knochenmehl, ist Agent aller Kolombo anlaufenden deutschen Dampferlinien und Bankgeschäft. Es beschäftigt 22 Europäer und 70 Zeylonesen in seinen Kontors. Noch ein zweiter Landsmann, Herr Hagenbeck, der Bruder des bekannten Tiergroßhändlers in Hamburg, hat sich hier als Kaufmann und Plantagenbesitzer eine hervorragende Stellung erworben. Überhaupt nehmen die Deutschen, die sich in dem hübschen Klubgebäude ein eigenes Heim geschaffen haben, auf Zeylon einen geachteten Platz ein. Das Verhältnis zu den Engländern ist ausgezeichnet, und das leitende Blatt sprach in einem Begrüßungsartikel die Hoffnung aus, daß der Besuch des Kronprinzen die guten Beziehungen beider Nationen in Zeylon und auch sonst in der Welt stärken möge. Eine Hoffnung, die auch wir vollen Herzens teilen wollen.

Leider ist die Erwartung der hiesigen Deutschen und Engländer, daß das Inkognito der Hohen Reisenden schon in Kolombo fallen gelassen werde, nicht in Erfüllung gegangen. Darin liegt eine gewisse Bevorzugung Indiens gegenüber Zeylon, das bekanntlich selbständig und von der großen Nachbarkolonie unabhängig ist. Es ist vergleichs-

*) Konsul Freudenberg ist leider im Februar 1911 verstorben.

weise so, als ob der britische Thronfolger in Hessen inkognito, in Bayern offiziell reist, und, wie mir glaubwürdig versichert wurde, wäre der Kronprinz eines außerordentlich glanzvollen Empfanges sicher gewesen. Hätte dieser auch mehr dem Urenkel der Queen gelten sollen, als dem Erben der deutschen Kaiserkrone, so hätten die Reichsangehörigen und die breiten Schichten der Zeylonischen Bevölkerung doch eine Feier des Kaisersohnes daraus gemacht. Es dürfte ja bekannt sein, welch faszinierende Wirkung die Persönlichkeit des Kaisers überall im Osten ausübt; und diese Gefühle wären sicherlich zum Ausdruck gebracht worden.

Da aber der Besuch inoffiziell war, so erschien, wie der Konsul, so auch der Gouverneur in Zivil, dieser allerdings in der von sechzehn buntgekleideten Gondolieren geruderten Staatsbarkasse und begleitet von zwei Adjutanten mit goldenem Bandelier über der Uniform und rotem Hahnenfederbausch auf dem weißen Helme. Er geleitete die Herrschaften an Bord, wo die Spitzen der Behörden — Vizegouverneur, Oberrichter und Truppenkommandeur — vorgestellt wurden, und dann in dem von der berittenen Leibgarde eskortierten Wagen nach dem 20 Minuten außerhalb der Europäerstadt malerisch unter Kokospalmen am Meeresstrande gelegenen Galle face-Hotel.

Ein solches, für die Ansprüche der Luxusreisenden, welche vom November ab in Scharen namentlich aus Amerika und England nach Zeylon kommen, eingerichtetes Hotel mit Hunderten von Zimmern, Scharen farbiger Diener, Schwimmbad, Garten und breiter, kühler Veranda, will uns die Freuden der Tropen genießen lassen ohne deren kleine Leiden. Die Küche ist denn auch für äquatoriale Verhältnisse geradezu ausgezeichnet, und selbst in den der Sonne ausgesetzten Zimmern wird der Aufenthalt durch elektrische Windfächer leidlich erträglich gemacht. Wa-

rum es aber in Zeylon nicht möglich ist, die Bedienung an Schweigsamkeit und leises Auftreten auf den Gängen zu erziehen — in Queens Hotel zu Kandy war es die gleiche Misère — ist mir unverständlich. In unseren afrikanischen Kolonien haben wir das doch fertig gebracht! Wenn dann noch liebe Mitreisende, die des Nachts um Eins heimkehren, voraussetzen, die soliden Schläfer wären in derselben fidelen Sekt- oder Whiskystimmung wie sie, oder andere, die schon um fünf aufstehen, weil sie um sieben am Bahnhof sein müssen, glauben, zwanzig Schläfer auf demselben Korridor hätten das gleiche Interesse daran, zu erfahren, wie sie selbst, wo ihre Stiefel, ihr Reisehandbuch oder ihr „damned bloody boy" stecke, — dann gewinnt man die Überzeugung, daß in den Tropen noch weniger als zu Hause in erstklassigen Hotels immer erstklassige Menschen Wohnung nehmen. Doch wir werden wohl leider noch oft Gelegenheit haben, auf das Kapitel „Reiseflegeleien" zurückzukommen.

Zur Teestunde machten die Herrschaften in „Queens House" dem Gouverneur einen Besuch und abends waren sie dort zu Gaste.

Am Tage darauf fand — wieder zur Teestunde — ein großer Empfang im Garten des Gouverneurhauses statt. Als Anzug war schwarzer oder grauer Überrock mit Zylinder oder Tropenhelm vorgeschrieben. Glückliche Offiziere der hier garnisonierenden Truppenteile — zwei Bataillone Eingeborenen-Infanterie, zwei Kompanien europäische Festungsartillerie und eine Kompanie Pioniere — die in dem für die Tropen allein vernünftigen Weiß erscheinen durften! Aber in Kleiderfragen versteht niemand weniger Spaß, als der Kolonial-Gentleman, und so zwängte ich mich — nach fünfzehnjährigem Aufenthalt unter dem Äquator zum ersten

Male — in den auch von Meyers Weltreiseführer als unerläßlich für Indien bezeichneten Bratenrock. Aber der Zylinder wollte mir gar zu deplaciert unter Kokospalmen erscheinen, und so stülpte ich zum Zeichen der gegen sinnloses Herkommen protestierenden Vernunft den für sonneempfindlichen Schädel konzedierten Tropenhut auf und stieg in die Rikscha, jenes zweiräderige Wägelchen, in dem sich der weiße Kulturmensch des mittleren und fernen Ostens von schnellfüßigen braunen, gelben oder schwarzen Kulis im Fluge durch das Straßengewirr dahinführen zu lassen pflegt. Haben doch auch die Hohen Herrschaften an diesem Transportmittel Gefallen gefunden, und sind so in den „Amicus“ (sprich „Ehmeikös“), das illustrierte Wochenblatt Zeylons, gekommen.

Bald gerieten wir in ein ununterbrochenes Geschiebe von Wagen und Rikschas, die alle nach „Queens House“ strebten. Neben uns — ebenfalls in Rikschas — Volunteer-Offiziere in Weiß mit vergoldeten Kartuschbändern und weißroten Mützen nach preußischem Schnitt. In Ein- und Zweispännern die schlanken Töchter Albions, begleitet von tadellosen Kavalieren, farbige Beamte aller Schattierungen in prächtigen Nationaltrachten oder in schwarzem Rock, begleitet von fächernden Schönen in mehr oder minder grellen Roben, so kamen wir schließlich nur noch Schritt vor Schritt vorwärts. Im Vorgarten stand der eine der Adjutanten mit dem roten Federbusch auf dem Helme und der schwer-metallenen Kinnkette unter den Lippen und formierte die Ankommenden zur Queue. Es sollen an achthundert Geladene — tout Colombo — gewesen sein, welche vor dem Kronprinzenpaare defilierten und den unermüdlich gespendeten Dank entgegennahmen. Nachdem wir einige Stufen hinaufgestiegen waren, konnten wir, langsam vorwärts gelangend, die Situation übersehen. Auf

smaragdenem Rasen war unter einem schattigen Baume ein kostbarer Teppich ausgebreitet, auf dem drei Sessel — für das Hohe Paar und den Gouverneur, und dahinter einer für die Frau Oberhofmeisterin — standen. Lady Mac Callum, die Gemahlin des Gouverneurs, weilte in England. Vor dem Teppich standen ein europäischer und ein farbiger Adjutant Sr. Exzellenz, denen die buntgekleideten singhalesischen Diener die Einladungskarten mit den Namen der Erschienenen überreichten. Jener rief laut die Namen der europäischen, dieser die der eingeborenen Gäste auf, der Gouverneur — im schwarzen Rock — drückte jedem der Gäste die Hand, die darnach dem hohen Paare ihre Verbeugungen machten. Jetzt war mein Vordermann an der Reihe: „Colonel Lewis!" Der Offizier salutierte mit der energischen schnellen Handanlegung, die im britischen Heere Sitte ist. „Sir Ponambalam Arunachalam!" der turbangeschmückte hohe Justizbeamte verneigte sich — „Herr Hans Zache!", so hatte ich die Ehre, durch den britischen Gouverneur dem deutschen Kronprinzenpaare vorgestellt zu werden.

Die Kronprinzessin, welche zwischen dem Gouverneur und dem Kronprinzen stand, hatte eine Spitzenrobe nebst „Merry-widow"-Hut angelegt, der ihrem lebhaften Gesichtchen ausgezeichnet stand. Des Kronprinzen Ulanenfigur hob sich in dem langen grauen Rock außerordentlich vorteilhaft hervor. Zu meiner Genugtuung sah ich auch, daß der Hohe Herr einen Tropenhut — allerdings einen grauen, sogenannten „Lord Curzon Topee" — in der Hand hielt. Das Gefolge, teils in schwarzem, teils in grauem Rock, teils mit Zylinder, teils mit Tropenhut, die Damen im Teeanzug und großen Sonnenhüten, — stand dicht hinter den Sesseln. Vier Mann von der Leibgarde des Gouverneurs, in hohen schwarzen Lackstiefeln, weißen Hosen und blauen, rotbesetzten Waffenröcken, die durch Schärpen zusammen-

gehalten wurden, bunte Turbane auf den bärtigen Köpfen, Lanzen mit weißroten Fähnchen in den Händen, hielten an den Ecken des Teppichs Wache. Hinter den Sesseln stand der farbige Offizier in reich mit Gold verziertem Rock und Turban, einen mächtigen Krummsäbel haltend.

Die Defiliercour dauerte fast eine Stunde. Dann nahm man vor dem Gouverneurhause an Teetischen Platz oder promenierte zwanglos unter den prächtigen Bäumen.

Aber schon nach einer halben Stunde verscheuchte ein drohendes Gewitter schnell die Gäste; wir kamen indes noch trocken in den weit außerhalb der Stadt in den alten Zimtgärten gelegenen Klub, wo wir uns von lieben Landsleuten erzählen ließen, was sie in Kolombo erstreben und erhoffen.

Zeylon.

Kandy, den 27. November 1910.

Das innere Zeylon. — Die Wunder des Paradeniya-Gartens. — Tempel und Geschichte des Buddha-Zahn's. — Die Perahera.

Am 22. November um ½ 2 Uhr fuhr der kronprinzliche Extrazug, aus drei Galawagen bestehend, von Kolombo ab. Die verspätet eingetretene und daher noch nicht beendete Regenzeit hatte die Flüsse mit gelbem Schlammwasser der Bergbäche gefüllt und weite Strecken überflutet. Überall waren Reisfelder abgedämmt, in denen dreiviertelnackte Singhalesen teils mit Hacken den Schlamm bearbeiteten, teils die büffelbespannten Pflüge durch die Pfützen trieben. Wo die Überschwemmung tiefer war, da standen

die dunkelgrauen Büffel fast bis zur Schnauze im kühlenden Wasser, so den Insekten entrinnend, welche die auf dem Trockenen liegenden Wiederkäuer in Wolken von Hunderttausenden umschwärmten. Teilweise ragte der hellgrüne Reis schon dezimeterhoch über das Wasser hinaus und glänzende, weiße Reiher strichen darüber hin, um auf den Kokospalmen Platz zu suchen, deren Wälder von allen Seiten die Reisfelder umschlossen. Als die Bahn langsam zwischen den Vorhügeln des Gebirges emporzuklimmen begann, unterbrachen hier und da Pflanzungen in Kniehöhe gekappter Teesträucher oder schlanker Hevea-Gummibäume die Kokosbestände. Dazwischen leuchtete fast grell der Rotlehm sorgsam gepflegter Landstraßen hervor. Die dichte Bevölkerung hat es den Engländern ermöglicht, die Insel mit einem Wegenetze zu überziehen, so daß das bekannte Reisebureau Cook — für 135 M. pro Tag — Automobiltouren nach allen Teilen Zeylons anbieten kann. Allerdings haben diese Fahrten — wenigstens in der Regenzeit — noch ihre Fährnisse. Eine uns bekannte Reisegesellschaft, aus drei Herren und einer Dame bestehend, legte in drei Tagen statt der beabsichtigten 140 volle 260 Kilometer zurück; — überall hinderten Dammrutsche, Überschwemmungen und zerstörte Brücken das Weiterkommen. Schließlich ging auf offener Straße — mitten im Dschangel — das Benzin aus. Und da beständig Regen drohte, der Tag sich seinem Ende nahte und einige Stunden vorher sogar ein Leopard über den Weg gesprungen war, begann die Situation recht ungemütlich zu werden. Zum Glück erhielten die Reisenden in einem nahen Singhalesendorf eine Zebu-Karre, die sie in der Nacht nach Kandy brachte, wo sie indes, trotz der 120 Kilometer Mehrleistung, noch immer 110 Kilometer von dem erstrebten Ziele (Anuradhapura) entfernt waren.

Dort, wo jetzt die Lokomotive pfeift und das rasende Auto Schrecken verbreitet, war einst alles undurchdringliches Dschangel. Wochenlang mußten sich hier die irischen und walliser Rotröcke mit Buschmesser und Axt durcharbeiten, als sie i. J. 1815 zur Eroberung der Königsstadt Kandy ausgezogen waren, und zahlreich erlagen sie nicht nur den Angriffen der Eingeborenen, sondern auch denen eines kleinen, aber furchtbaren Feindes: winziger Blutegel, welche sich zu hunderten von den Bäumen auf sie stürzten und in den Beinkleidern emporkrochen. Es waren dieselben unabwehrbaren Schmarotzer, denen auch die Ehlerssche Karawane in Neu-Guinea zum Opfer fiel.

Bald erwuchs aber dem Urbusch und Dschangel ein gewaltiger Feind. Nachdem im Jahre 1825 der Gouverneur, Sir Edward Barnes, die erste Kaffeepflanzung angelegt hatte, folgte ein ganzer Schwarm von Pflanzern, welche die Abhänge nach einer Art von „Lawinensystem" entholzten: Die durch ein Gewirr von Schlingpflanzen fest aneinandergeketteten Urwaldbäume wurden gekerbt und dann nur die oberen Reihen geschlagen; diese rissen im Falle alles mit sich, was den Abhang bedeckte, und rollten eine beständig an Gewalt und Schwere wachsende Unmasse von Bäumen und Sträuchern zu Tal.

In den siebziger Jahren begann sich auf den Kaffeeplantagen ein mikroskopischer Pilz, der die Blätter befällt (Hemileia vastatrix) massenhaft zu verbreiten. Während es uns in Ostafrika verhältnismäßig schnell geglückt ist, dieses Feindes Herr zu werden, scheinen seine Lebensbedingungen in Zeylon ganz besonders günstig gewesen zu sein; denn man mußte die Bäume kappen und Chinin, das im Jahre 1885 die größten Ausfuhren erreichte, besonders aber Tee an ihre Stelle setzen. Man nahm Assam-Saat, und da bei zunehmender Höhenlage die Qualität

steigt, die Quantität sinkt, konnte man auf den bis 2000 Meter aufsteigenden Bergen der Insel die verschiedensten Güten erzielen. Insbesondere ist es die Londoner Kolonialwarenfirma Lipton, deren Chef der bekannte Rennyachtbesitzer ist, welche den Zeylontee auf den Markt bringt. Zurzeit ist von dem Kulturland ein Drittel mit Kokos, etwas weniger mit Halmfrüchten (Reis) und etwa ein Fünftel mit Tee bepflanzt. Kautschuk, Zimt — dessen Urheimat die Insel ist — Kakao stehen weit dahinter zurück, und völlig belanglos ist zurzeit der Anbau von Chinin, Tabak und Kaffee. Dem Werte nach nimmt die Teeausfuhr mit 100 000 000 M. sogar fünf Achtel der Gesamtausfuhr ein. An Mineralien werden Graphit und Glimmer, sowie die in den Alluvien der Flüsse gefundenen Edelsteine, besonders Saphire und Rubine, ausgeführt.

Allmählich hatte der Zug das Plateau erklommen, auf dem Paradeniya mit seinem berühmten botanischen Garten und Kandy (sprich Kendi) liegen, dem wir zunächst unseren Besuch abstatteten; und um ¾2 Uhr hielt er in der Stadt des heiligen Zahnes.

Paradeniya (sprich Paradinja) ist von Kandy aus im Automobil in 10 Minuten, zu Wagen in einer guten halben Stunde zu erreichen. Die Fahrt geht durch eine Allee niedriger Landhäuschen, inmitten von Palmen und Bananen, besonders aber von Kakaobäumen, an deren Stämmen und Stengeln überall die rötlichen Zapfen, welche in wohlschmeckendem weißen und rosa Fruchtfleisch eingebettet die aromatischen Bohnen enthalten, hingen. Der Garten hat sich seit seiner Gründung im Jahre 1819 auf 60 Hektar, welche auf drei Seiten von fließendem Wasser umgeben sind, ausgedehnt.

Welche Wunder der Tropenwelt aller Länder sind hier vereinigt! Alleen von riesigen Palmen führen durch

Grasgründe, die nach englischer Sitte auch hier von Rindern beweidet werden, zu den Museen, Laboratorien und Gelehrtenwohnungen oder zu Gewächshäusern, künstlichen Teichen oder Boskets mit Zusammenstellungen sonderbarer und nützlicher Pflanzen. Die Blätter jener Talipot-Palmen liefern das Material, auf welchem die heiligen Schriften der Buddhisten geschrieben sind, während dort im Teiche der Papyrus vom Winde bewegt wird, der den ägyptischen Priestern ihre Schriftrollen lieferte. Der Stamm jener Palmen liefert Sago zum Pudding, jene geben den Arrak für die dazu gehörige Tunke. Dort wiegt die Kokos ihre schlanken Wipfel, die dem Eingeborenen gleichzeitig den kühlen Morgentrunk kredenzt, Speise darbietet, Öl zum Salben und Brennen sowie Material zu Kissen, zu Matten und zum Hausbau liefert. Dort neben den Papyrus-Stauden neigen sich die heiligen Lotosblumen vor der auf dem Wasser schwimmenden Viktoria Regia, und am Flußufer kann man im wahren Sinne des Wortes das Gras wachsen sehen, wenn der burmesische Riesenbambus in drei Monaten bis zu 40 Meter Höhe emporschießt!

Alle Gewürze, alle Genußmittel pflanzlichen Ursprungs sind hier vereinigt; uns unbekannte Früchte der amerikanischen und polynesischen Flora bricht der singhalesische Gärtner von den Zweigen und bietet sie dar. Hier werden wir gewarnt, unter einem Baume zu verweilen: es ist der gefährliche Pfeilgiftbaum der Javanen, dort erschreckt uns eine kanonenschußartige Explosion: der Sandbüchsenbaum hat eine seiner Früchte platzen lassen. Wir wenden uns einem reizenden Laubenkomplex zu, der zahllose Orchideenarten aufweist: Trauben weißer Blumen mit gelben Kelchen, Ketten in Lila mit Purpurtupfen, Büschel von rosa Blüten mit weißen Streifen und daneben einzelne große

Prachtblumen, wie porzellanene Schmetterlinge auf den Stielen sitzend, jeden Augenblick bereit, aufzufliegen.

Wir fahren auf sauberen breiten Wegen zu dem Farrengarten mit seinen zierlichen Stickmustern; vorbei an mächtigen Blattpflanzen, dort glatt in braunen Tönen mit weißen oder weinfarbenen Rippen, hier wie aus Velour geschnitten und je nach der Beleuchtung von violett bis smaragdgrün changierend (Ginura bicolor).

Wie Schlangen verknäult und verwirrt, kriechen Wurzeln über den Weg und Schlingpflanzen von Krone zu Krone; wie Schwerter und Spieße starren Agaven und Sansevieren aus der Erde.

Am meisten aber interessiert die insektenfressende Rankenpflanze Aristolochia Gigas. Wie ein junger Schwan sieht die Knospe aus, deren zwei Teile, Kopf und Leib, durch den S-förmig gebogenen Hals verbunden sind. Auch die Größe ist die einer Ente oder eines jungen Schwanes. Die Entfaltung vollzieht sich, indem der Schwanenleib der Länge nach aufklappt und nun sich als grünliches, dunkelgesprenkeltes zweilappiges Blatt zeigt, dessen Färbung nach dem Loche zu, das zu dem Halse und dem als Kopf bezeichneten Sacke führt, tiefbraun - violett wird. Ihm entströmt ein intensiver Aasgeruch, der Schmeißfliegen aller Art anlockt, in den Hals zu kriechen. Im Kopfe angelangt, werden sie durch Klebstoffe festgehalten und verdaut.

Am Tage darauf hatte ich Gelegenheit, die vornehmste Reliquie des Buddhismus, den heiligen Zahn des großen Weisen, mit eigenen Augen zu sehen. Nur selten wird der Talisman, der so wunderbare Wandlungen durchgemacht hat, profanen Blicken gezeigt. Aber der Polizeichef hatte uns auf Betreiben des gefälligen Vizekonsuls

Freudenberg einen Passagierschein ausgestellt, der es uns ermöglichte, mit dem Gefolge des Kronprinzen das Allerheiligste des Tempels Dalaba Maligawa zu betreten. Den Gebäudekomplex umgibt ein Graben, in dessen Wassern Schildkröten und kleine Fische schwimmen. Die einzelnen Gebäude, ziemlich regellos nebeneinandergestellt und ineinandergeschachtelt, haben nichts architektonisch Bemerkenswertes. Meist nur einstöckig, halbdunkel und dumpfig, mit Hohlziegeln gedeckt, lassen sie das rohe Gebälk des Daches überall sehen. Die Wände sind teils mit Kalk geweißt, teils bunt bemalt. Eine zinnengekrönte Mauer faßt das Ganze ein. Als die Herrschaften im Automobil vorfuhren, wurden sie von dem in phantastische, golddurchwirkte weiße Gewänder und breites rotes Sammetbarett mit Goldzierrat gekleideten Fürsten von Kandy empfangen, einer hohen Gestalt mit wallendem weißen Barte. Dieser und ein ähnlich gekleideter zweiter Großer des Landes übernahmen, da die Bonzen des Tempels nicht englisch sprechen, die Führung. Der Fürst war zu Queens Diamond Jubilee im Jahre 1897 in London gewesen und trug mit Stolz die Erinnerungsmedaille. Bald rechts, bald links um führte er durch mehrere Höfe und Räume; dann ging es eine enge und steile Treppe hinan und wir standen vor der offenen Tür des Allerheiligsten, das durch einige Stearinkerzen notdürftig beleuchtet war. Ein halbes Dutzend kahlgeschorener Bonzen mit markanten Gesichtern, bis auf die eine freie Schulter mit der gelben Mönchstoga bedeckt, hatte die Tempelschätze auf einen Tisch gestellt. Für gewöhnlich ruhen sie in einer Art mächtigen Kessels, der wieder in einer durch ein Gitter von eisernen Stangen gebildeten Cella steht. Da standen goldene, feinziselierte, große, pagodenartige Gefäßdeckel, über und über mit Rubinen und Perlen bedeckt, da war eine kleine Buddha-

figur, ganz aus einem Smaragd geschnitten und andere Kostbarkeiten mehr. Was aber meinen Blick immer wieder anzog, das war der Zahn des großen Religionsstifters, den 450 Millionen Erdbewohner in Anbetung verehren. Aus silberner, hochrandiger Schüssel, die mit edelsteinbestickter Seide gepolstert war, erhob sich eine Lotosblume aus goldenen Blättern, und in der Mitte, gewissermaßen als Fruchtknoten der Blüte, ein haselnußgroßer Diamant. Um den Diamant war ein Ring gelegt, der mit einem zweiten über ihm befindlichen Ringe eine 8 bildete, und in diesem oberen Ringe steckte ein etwa 4 bis 5 Zentimeter langer, etwas gekrümmter, an der Basis etwa ¾ Zentimeter im Radius messender, nach der Spitze zu verjüngter und abgerundeter Kegel aus vergilbter weißlicher Masse. Offenbar war es ein Zahn, denn die Grundfläche zeigte eine feine Öffnung für den Nerv; aber der Zahn eines Menschen war es sicherlich nicht.

Der Zahn schien an der Basis abgesägt zu sein. Ich halte das Stück für den Stoßzahn eines Tieres, etwa eines jungen Flußpferdes. Nachdem die Hohen Herrschaften das kleine, kaum 10 bis 12 Menschen fassende, weihrauchdurchduftete Allerheiligste verlassen hatten, wurde die Reliquie nur noch wenigen gezeigt und dann wieder verschlossen. Nun ging es die Treppe hinab und in eine Seitenkapelle, die ein großes, vergoldetes Buddhastandbild und mehrere kleine, darunter eines von etwa 40 Zentimeter Höhe aus Bergkristall aufwies. Interessanter war die Besichtigung der Bibliothek. Sie enthielt in drei Nischen Bücherspinden gewöhnlichsten europäischen Stils, eins davon mit englischen, die anderen mit Pali-Schriften gefüllt. Ein Teil der heiligen Bücher war auf ziemlich gewichtige längliche Goldplatten, von denen über 30 in einem Kasten ruhend einen Band bildeten, graviert, andere waren

in trockene Palmblätter geritzt. Ein Bonze demonstrierte diese Kunst dem Kronprinzen vor.

Im ganzen war der Eindruck nichts weniger als erhaben. Wie fast überall im Orient, beleidigt unser Auge der Mangel an Ordnungssinn und Konsequenz: da steht ein Wunder der Goldschmiedekunst auf einem rohgezimmerten wackligen Tische, hier eine leere Glasflasche, die vielleicht einmal Whisky enthalten hat, auf einem Schrein, der Jahrhunderte alte heilige Bücher enthält. Hinter einer Tür mit massiv goldenem Rahmen steht ein eiserner Käfig, den der ungewandteste aller Dorfschmiede zusammengehämmert haben muß, und auf juwelenstrotzender Schüssel bewegen sich in der Zugluft Blumen aus gelblichem Seidenpapier, die Kinder des Aufhebens nicht mehr für wert erachtet haben würden.

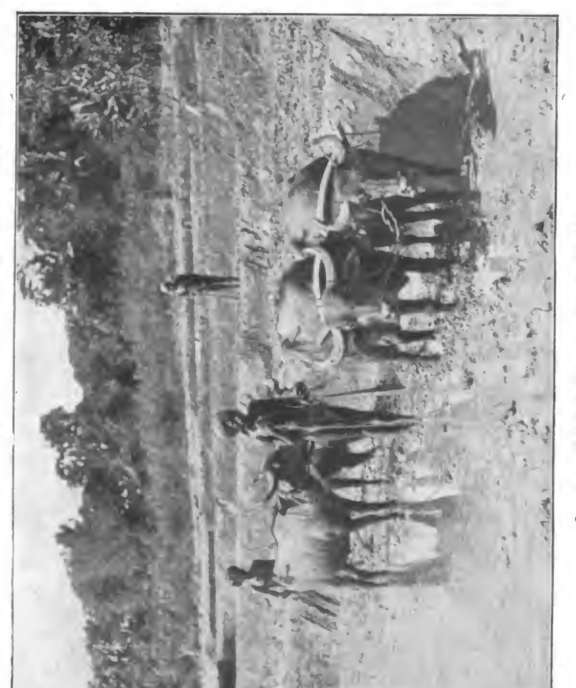
Was den Zahn anbelangt, so ist sicher, daß die Portugiesen denjenigen, der bis dahin für echt gegolten hatte, im Jahre 1560 in ihre Gewalt bekamen und dreifach zerstörten: durch Pulverisieren, Verbrennen und Insmeerstreuen der Asche. Bald aber verbreiteten die Buddhapriester das Gerücht, daß der echte Zahn gerettet und den Portugiesen eine Fälschung in die Hände gefallen sei. Diesen zweiten „echten" Zahn verkauften sie für eine enorme Summe an den gläubigen König von Birma, und nachdem das Geschäftchen fertig war, erklärten sie schamlos von neuem, daß der verkaufte Zahn eine Nachahmung gewesen und der echte noch immer in ihrem Besitze sei. Dieses doppelt destillierte Produkt pfäffischer Gewinnsucht und Niedertracht ist heute die heiligste Reliquie des Buddhismus: mundus vult decipi — sancta simplicitas. Es liegt eine groteske Tragik darin, daß der Weise, der es wagte, seinen Anhängern eine reine Morallehre zu geben, eine Religion — wenn man schon diese Bezeichnung auf seine Lehre

vom Leide des Lebens und der Erlösung davon anwenden will — eine Religion ohne Gott, ohne Priester, ohne Gebet, ohne Kultus, dem Schicksal verfiel, vergöttlicht und in Gestalt wunderlicher Reliquien — hier ein Schulterblatt, dort ein Zahn, hier ein Knöchel, dort eine Rippe — angebetet zu werden; in Formen, deren Bizarrerie in Tibet noch weit über das hinausgeht, was in den Ländern des südlichen Buddhismus — Zeylon, Birma, Siam Kambodja — üblich geworden ist.

Wie schon am Tage vorher die Fahrt auf eine Teeplantage, verregnete auch heute die Fahrt zum Bade der heiligen Tempelelefanten. Denn da die Dickhäuter am Abend in der großen Prozession „Perahera" mitwirken sollten, mußten sie sich vorher der ihnen übrigens höchst willkommenen Reinigungsprozedur unterziehen.

Es war ein des Pinsels eines ersten Malers würdiger Zug, der sich um neun Uhr abends vom Tempel aus auf ein Böllersignal hin in Bewegung setzte, um dem hohen Paare eine nationalindische Huldigung darzubringen.

In tiefem Dunkel lag der noch vom Regen triefende Park, mit dem „Pavillon" — der Gouverneursresidenz in Kandy —, von dessen Altan aus die Herrschaften dem Schauspiele zuschauten. Tamtams, Pauken, Schellen, Trommeln und Gongs erklangen aus der Ferne her näher und näher, und langsam tauchte ein Glutschein hinter den Stämmen und Laubmassen auf. Fackelträger wurden sichtbar, hinter ihnen zwei Reihen Paukenschläger, und dann zu je dreien die Kolosse, welche den indischen Festen ihren eigenartigen Charakter verleihen. Bedächtigen Ganges kamen sie daher, die schweren Schädel bis zur Rüsselspitze mit goldgesticktem Scharlach bekleidet, mit bunten Decken auf dem Rücken und darauf goldene und silberne Pagoden



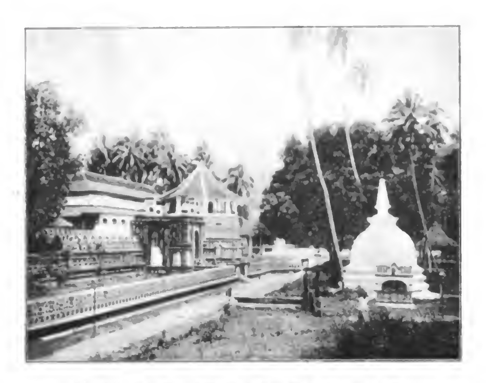
Zeylon Büffelpflüge auf einem Reisfelde



Zeylon: Mißglückte Autofahrt



Kandy: Der heilige See



Kandy: Der Tempel des heiligen Zahns



Kandy: Eingang zum Tempel des heiligen Zahns



Kandy: Der heilige Buddhazahn



Kandy: Jugendlicher Bonze



Paradenija: Botanischer Garten



Anuradhapura: Palast-Ruine



Anuradhapura: Thuparama Dagoba, Buddhas Schulterblatt enthaltend

oder Kioskbauten. Auf dem mächtigen Halse der nackte Kornak mit dem kurzen Hakenspeer, ringsumher Musikanten und Fackelträger mit hochaufflammenden Holzkohlenkörben auf langen Stangen. Fürwahr, diese Elefanten hätten vor den Fackeln und Pechkränzen der Römer bei Benevent nicht kehrt gemacht, sondern ihrem Herrn zu einem dritten Pyrrhussiege verholfen. Aber wenn der zeylonesische Elefant sich auch gute Nerven bewahrt zu haben scheint, so zeigt er doch auch schwere Degenerationsmerkmale, die wohl aus dem durch die insulare Abgeschlossenheit bedingten Mangel an Blutauffrischung zu erklären sind. Insbesondere fehlen fast ganz die Stoßzähne oder sie sind verkümmert, und nur das größte Tier zeigte solche, die in Afrika noch allenfalls als mittelgroß bezeichnet worden wären. Sie waren an der Spitze mit Silber beschlagen und durch faustgroße Halbedelsteine geziert.

Immer neue Reihen festlich geschmückter Dickhäuter wallten heran und schwenkten gegenüber dem Altane mit bedächtiger Korrektheit ein. Die Fackelträger bildeten große Halbkreise. Die Fürsten und Häuptlinge der Berglandschaft erschienen in prächtige Brokate gehüllt mit durchwirkten Turbanen oder breitausladenden goldenen Baretten auf den bärtigen Häuptern, von Schirmträgern und Trabanten mit wunderlichen Hellebarden eskortiert. Eine nach vielen Hunderten zählende Menge buntgekleideter Singhalesen und schnurrbärtiger Tamulen füllte den Hintergrund. In den gedämpften Klang der Pauken klingelten bei jedem Schritt eines Elefanten die Glocken hinein, die an dem Zipfel seiner Satteldecke befestigt waren, und Tamburins und Gongs erklangen nicht unmelodisch zum Dreivierteltakte der Schalmeien.

Und nun springen die Tänzer in den grellen Lichtkreis. Zuerst acht mit Perlen- und Muschelverschnürungen

über dem nackten hellbraunen Oberkörper und mit Purpurröcken von der Hüfte bis zu den Knöcheln. Sie drehen sich und winden die Leiber, sie gleiten in die Kniebeuge und springen, sich um sich selbst drehend, in die Höhe; wie Schlangen bewegen sich die geschmeidigen Arme in Wellen und scheinen sie, wie bei jenen Götterbildern in den Tempeln, zu vervielfachen. Hochklopfenden Herzens treten sie zurück und zwei neue Trupps erscheinen. Von rechts vier Bajaderen mit rosa Überkleidern über den langen grünen Gewändern, goldig funkelnde Metallgefäße in den Händen, mit denen sie beim rhythmischen Tanze Wasser zu schöpfen und zu gießen scheinen, und in denen, wenn sie in die Luft geschleudert und behend wieder aufgefangen werden, eine Kugel melodisch klirrt. Von der anderen Seite vier jugendliche Tänzer mit Bändern um das in einen Knoten geschlungene Rabenhaar und in Röcken von blendender Weiße. Die Hand hält ein Tamburin, und wenn sie mit einem Fingerschlag das straff gespannte Fell erschüttern machen, dann schnellen sie Fuß- und Kniespitzen im Sprunge empor.

Und immer neue Tänzergruppen in immer bunteren Gewändern und mit immer anderen Schlaginstrumenten in unaufhörlichem Wechsel, stundenlang tanzend und singend. Im Hintergrunde hebt hier ein Elefant im Takte das rechte Vorder- und das linke Hinterbein abwechselnd, als ob er mittanze, und dort schlenkert ein anderer den Rüssel, der Musik folgend, hin und her. Neue Kohlen werden in die eisernen Körbe auf den Stangen gefüllt und angezündet; die Prozession rüstet sich endlich zum Abmarsche. Die Herrschaften sind herabgestiegen und haben, im Tore der Gouverneurresidenz stehend, die Vorstellung der Häuptlinge entgegengenommen. Dann wird auch der größte der Elefanten herangelenkt und kniet, die Huldigung

seiner Genossen überbringend, vor dem Kaisersohne nieder. Dieser streichelt freundlich das kluge Tier und als der Inderfürst den Prinzen zu einem Ritte auffordert, da sitzt er mit einem schnellen Satze auf dem Halse des Urwaldriesen, der sich gravitätisch erhebt und den blonden Hohenzollern feierlich im Kreise herumträgt unter den entsetzten Blicken der Oberhofmeisterin und des Adjutanten, aber unter dem Hurra englischer Zuschauer und dem Jubel der Inder.

Buddhismus. Anuradhapura.

Colombo, den 2. Dezember 1910.

Hirschjagd in den Bergen Zeylons. — Der nördliche Teil der Insel. — Bei einem prinzlichen Bonzen. — Pythagoras, Laotse, Konfuzius, Buddha und Buddhismus. — In der toten Königsstadt.

Die Insel Zeylon hat bekanntlich die Gestalt einer mit der breiten Hälfte nach Süden gekehrten Birne und das Gneisplateau, auf dem Kandy, Paradeniya, Nuwara Eliya und der Adams Peak liegen, stellt gewissermaßen das Gehäuse der Birne dar. Kandy liegt in einem von üppig bewachsenen Höhen eingeschlossenen, schmalen, langgestreckten Tale, dessen Mitte von einem ummauerten heiligen See eingenommen wird, auf 512 Meter Höhe; von hier windet sich die Bahn in weitschweifigen Windungen nach Nuwara Eliya zu 1900 Meter Höhe hinauf, dem Mittelpunkte des Teedistriktes und dem Sanatorium der europäischen Zeylonesen. Hier wollten die kaiserlichen Hoheiten den größeren Teil des Aufenthaltes bei Hirschjagden und Golfspiel in Queen's Cottage — des Gouverneurs Sommerresidenz — verbringen.

Den älteren Einwohnern Zeylons ist es noch wohl im Gedächtnis, welchen Eindruck auf die sportbegeisterten Englishmen Prinz Heinrich, des hohen Reisenden Oheim, bei der Jagd auf den Elchhirsch machte. Der Sambu — oder Elk der Engländer — ist in den Wäldern und Dschangeln des Plateaus nicht gerade selten und reiche Pflanzer halten sich für seine Hatz eigene Meuten. Das Wild wird in der Regel in einem der zahlreichen Flüsse oder Teiche von den Hunden gestellt und es gehört viel Passion und wenig Rücksicht auf die eigene Gesundheit

dazu, sich, vom Ritt oder Wettlauf erhitzt, in die eisigen Fluten des Bergwassers zu stürzen, um dem Geweihträger den Fang zu geben. Und wie damals Prinz Heinrich, als er sich kopfüber in die Fluten stürzte, um die Beute schwimmend zu erreichen, sich als ein Meister in der ungewöhnlichen Jagdart erwies, so wird heute willig anerkannt, daß der Kronprinz an Gewandtheit und namentlich an Schnellfüßigkeit beim Verfolgen des Hirsches seinen Jagdgenossen weit voraus war.

Auch wir verlassen nur ungern das schöne Bergland, um uns in die heiße Niederung des nördlichen Zeylon zu begeben, wo die Ruinen der Städte liegen, welche vor Kandy Sitz der zeylonischen Könige und des Buddhakultus waren. Es gilt für etwas Unerhörtes, in Rom gewesen zu sein, ohne den Papst gesehen zu haben; in Rom das Forum nicht besucht zu haben, ist vielleicht nicht minder sträflich. So kann man sich auch nicht damit begnügen, auf Zeylon den Zahntempel besucht zu haben, sondern muß schon die unbequemen sechs bis sieben Stunden Bahnfahrt nach Anuradhapura auf sich nehmen.

Sie führt durch Kokoshaine und Reisfelder, aber auch vielfach durch den noch ungelichteten Urwald — in Indien bekanntlich Djungel (sprich: Dschangel) genannt —, in dem der Tiger zwar schon in vorhistorischer Zeit ausgerottet ist, in dem aber der Leopard — hier Panther geheißen — noch den Hirsch und das Wildschwein beschleicht, wo der Lippenbär dem wilden Büffel zum Kampfe auf Leben und Tod entgegentritt und wo der lauttrompetende Elefant das nächtliche Schweigen unterbricht, wenn er Baum und Bambus mit seinen Säulenfüßen krachend zusammentritt.

Wir kamen abends, lange nach Eintritt der Dunkelheit, in dem Hotel an, das in Anbetracht der geringen

Preise durchaus zufriedenstellend war. Zur Besichtigung der Altertümer, die meilenweit zerstreut in einem lichten Walde ohne Unterholz liegen, bedarf man unbedingt eines Wagens, und auch einen Führer kann man kaum entbehren. Das erste Denkmal, das wir besuchten, war der heilige Buddha-Baum, der älteste Baum der Welt, soweit historische, nicht lediglich naturwissenschaftliche Zeugnisse in Betracht kommen. Da er nachweislich im Jahre 288 vor Christi Geburt gepflanzt wurde, ist er heute 2198 Jahre alt. Sanghamitta, die fromme Schwester des Apostels der Singhalesen Mahinda, beides Kinder des großen Königs Assoka, brachte ihn mit als einen Schößling des Feigenbaumes, unter dem Gautama zum erleuchteten Buddha geworden war. Er ist also der einzige noch lebende Zeuge des Zeitpunktes, in dem die erste Weltreligion entstand.

Und nun wollen wir uns einige Augenblicke über den Buddhismus unterhalten, der das Fundament des Verständnisses bildet für die Kultur aller der Länder von Indien und Siam bis China und Japan. Du seufzest unwillig, lieber Leser: „Auch das noch! Als ob ich das nicht in Meyer oder Brockhaus nachlesen könnte!“ — Gewiß, das könntest Du, und würdest es dort vielleicht klarer, besser und richtiger finden, als ich es Dir an einem Ruhetage zwischen zwei Reisetagen schildern kann. Aber, lieber Leser — Hand aufs Herz! Du denkst ja gar nicht daran, den dicken Band aus dem Bücherspinde zu holen und so will ich es Dir bequemer machen: Bleib' ruhig sitzen und lies weiter!

Was ich über den Buddhismus erzählen kann, verdient vielleicht auch darum Interesse, weil ich es wenigstens zum Teil einem sehr merkwürdigen Manne verdanke. Es gibt auf Zeylon mehrere buddhistische Priester, deren Wiege zwischen Rhein und Elbe gestanden hat, Männer, die Eu-

ropas Kultur entsagt und sich rein der Beschaulichkeit und der Menschenliebe gewidmet haben. Als ich den Buddhatempel Colombos aufsuchte, fand ich leider keinen dieser Träger der gelben Toga vor, dafür aber lernte ich einen anderen Mann kennen, dessen Heimat allerdings das Land des Weißen Elefanten war, der aber jahrelang auf den Höhen der europäischen Kultur gewandelt ist. Die feine zierliche Gestalt, die mir kaum bis zur Schulter reichte, streckte mir mit gewinnender Freundlichkeit die Hand entgegen und aus den braunen Augen lächelte eine Welt von Güte und reinem Menschentum, als mir Prisdang Tschumang, ehemals Prinz von Siam, seine Lebensschicksale erzählte und von dem Wesen und der Geschichte des Buddhismus sprach. Der Prinz kam in frühester Jugend auf das King's College in London und erwarb daselbst das Diplom als Zivilingenieur. Nach beendetem Studium wurde er mit diplomatischen Missionen betraut, unter anderem überbrachte er zur Hochzeit des Kronprinzen Rudolf von Österreich und des Prinzen Wilhelm von Preußen — des regierenden Kaisers — die Glückwünsche und Geschenke seines Landesherrn nach Wien und Berlin. Nacheinander war er Gesandter in London, Wien, Berlin, Rom, Madrid, Lissabon, Kopenhagen, Stockholm, dem Haag, Brüssel, Paris und Washington. Bilder aus dieser Zeit, die mir ein dienstbeflissener Bonze vorlegte, zeigen ihn vor dem Arc de Triomphe in vierspänniger Kutsche, auf Fuchsjagden in Windsor und bei Paraden in Wien. In einem Schrein hängen seine dem Buddha geweihten, goldgestickten Diplomatenfräcke, glänzenden Helme und diamantbesetzten Degen; auch das Großkreuz des preußischen Roten Adlers und das Band des Kronenordens erkannte ich darunter. Er hat der Welt seit 14 Jahren entsagt und hält in Colombo eine Freischule für Singhalesenkinder. Mit der Zeit ist er zum

Vorsteher des Buddhatempels emporgestiegen. „Und so bin ich, soweit ein Mensch das sein kann, glücklich," sagte er, „denn die Lehre des Meisters breitet sich wieder gewaltig aus über den Osten. Auch in Zeylon war sie fast erloschen unter dem fanatischen Regiment der Portugiesen. Auch die holländische Zeit brachte keine Besserung. Erst seit England seine Toleranz auf der Insel übt, wächst unser Glaube wieder; und schon versammelt unser Bekenntnis der Menschenliebe zwei Drittel der 3½ Millionen Einwohner Zeylons um sich." Und dann fuhr er fort zu sprechen in einer freundlichen leisen Weise, innerlich, vom Herzen zum Herzen.

Das sechste vorchristliche Jahrhundert war eines derjenigen, in denen eine tiefe Erlösungssehnsucht die bewohnte Welt durchzitterte und an drei verschiedenen Stellen vier der größten Geister erweckte, welche die Weltgeschichte mit Namen nennt. In der klassischen Kulturwelt erstand jener P y t h a g o r a s , der in der Harmonie der Zahlenverhältnisse ein Weltprinzip erkannte und das dekadische System und als Grundlage der Musik die Oktave erschuf, der zuerst die Vermutung aussprach, daß die Erde ein Weltkörper unter vielen anderen Sternen sei und sich mit ihnen um eine Zentralsonne drehe. Als Zentralsonne der Ethik aber stellte er den Glauben an e i n e n Gott auf und verlangte von seinen Jüngern als Lebensmaxime die sittliche Reinheit. Besonders auffallende Berührungspunkte mit der Lehre Buddhas sind noch sein Glaube an die Seelenwanderung und das Gebot der Enthaltsamkeit vom Fleischgenusse, über die wir beim Buddhismus sprechen werden.

Im fernsten Osten lehrte L a o T s e den Glauben an ein höchstes übersinnliches Wesen, das sich den Sinnenmenschen als Welt manifestiere, aber nur von dem leidenschaftslos abgeklärten Wesen in seiner Hoheit und Rein-

heit erkannt werden könne. Befreiung und Veredelung des Ichs sei daher Ziel und Lebensaufgabe, und Macht und Glanz mit seinen Korrelaten Knechtschaft und Armut verwerflich. Und der nicht größere, aber praktischere und in der Breite wirksamere Khong fu tse (Confucius) stellte als Lebensmaxime zum ersten Mal den kategorischen Imperativ auf, der bis Kant und seit Kant in immer neuen Formulierungen das Ergebnis des moralischen Denkens geblieben ist und der als Kleingeld unserer Volksweisheit noch alltäglich verausgabt und vereinnahmt wird in der treuherzigen Formel:

Was du nicht willst, das man dir tu,
Das füg auch keinem andern zu.

In der Mitte zwischen dem Westen und dem fernen Osten, in Indien, wurde Buddha erleuchtet. Etwa zwei Jahrtausende zuvor waren die Arier aus dem Nordwesten in das Fünfstromland eingewandert und hatten, die dunkelfarbige Urbevölkerung unterwerfend, sich auch im Gangestale und über weite Teile Indiens, vom Himalaja bis nach Zeylon verbreitet. Aus dem ursprünglichen Wehr-, Lehr- und Nährstande waren die zahllosen Kasten hervorgegangen, je nach dem Grade der Vermischung untereinander und mit den Unterworfenen; und das Selbstschutzbedürfnis des Herrenvolkes umgab sie mit unübersteiglichen Schranken. Dem Lehrstande der Bramahnen war es gelungen, sich über den Kriegerstand zu erheben und selbst den dem griechischen sehr ähnlichen Götterhimmel hatten sie sich untertan zu machen gewußt, indem sie die Kunst verstanden, den Gott durch Gewährung oder Versagung von Opfern nach ihrem Willen zu zwingen, eine Kunst, die sie heimlich hüteten und vererbten und die ihnen ungeheure Macht über König und Volk verlieh. Dafür aber lebten sie auch

ein Leben voller Entsagung und Kasteiung. Die Welt war ihrer — vor dem vielgötterischen Volke verborgen gehaltenen — Geheimlehre zufolge ein Kreislauf des Leidens ohne Anfang und Ende, in dem auch die Seele beständig wandert — und wie Laotse lehrten sie eine Weltseele von indifferenter Existenz und eine Trugwelt — Maja — die die Sinne uns vorgaukeln. Der Brahmine aber, als höchster Mensch, soll sich vom Schüler im Jugendalter und Hausvater im Mannesalter emporentwickeln zum Einsiedler und schließlich zum wandernden, sich kasteienden Bettler, der nichts mehr erstrebt und sein eigen nennt und nur noch über die Weltseele nachdenkt.

In diesem Milieu wurde Siddharta Gautama als Sohn eines der Klein-Könige oder Großedelleute am Fuße des Himalaja erzogen. Noch nicht 30 Jahre alt überkam ihn der Überdruß an den Gütern des Lebens und tiefes Mitleid mit allem, was geboren wird um zu sterben. Er floh von Weib und Kind und wurde Einsiedler im Dschangel. Bis dahin war Gautamas Entwicklung völlig im Rahmen dessen geblieben, was die Lehre als erstrebenswert hinstellte. Denn wenn er auch nicht dem Lehr-, sondern dem Wehrstande angehörte, so war doch auch für diesen nach brahminischer Lehre das Asketentum verdienstlich. Aber nach mehrjährigen Bußübungen kam er unter dem heiligen Bo-Baume, dessen Nachkommen wir in Anuradhapura besuchten, zur Erleuchtung, wurde er zum „Buddha" (Erleuchteten): in der Einsicht, daß Werke der Selbstbestrafung nicht zur Seelenruhe führen. Das war die erste Ketzerei in seiner Lehre, die ihn sofort in Gegensatz zu der herrschenden Priesterschaft brachte. Und einmal soweit zog er die Konsequenzen: die Götter, an welche die Priester nicht glauben, die sie aber dem Volke konzedieren, sie helfen auch nicht zur Erlösung; ohne Gott,

also auch ohne Priester, ohne Priester, also auch ohne Kultus, nur durch Selbsterziehung und Menschenliebe gelangt der Mensch zur Seelenruhe. Der „achtfache edle Pfad“, der dazu führt, ist im buddhistischen Katechismus auf folgende Formel gebracht:

Rechter Glaube, rechter Rat,
Rechtes Wort und rechte Tat,
Rechtes Leben,
Rechtes Streben,
Rechtes Gedenken
Und Sichversenken.

Diese Erlösungslehre, die schwerste, weil sie auf jede übersinnliche Hilfe, auf jeden Beistand von außen, verzichtet, die männlichste, weil sie das Heil nur in der Arbeit an sich selbst findet, lehrte Buddha zuerst in Benares, dann, während der Trockenzeit im Lande umherziehend, während der Regenzeit in stiller Beschauung und im Verkehr mit seinen engeren Jüngern. Der überwältigende Adel seiner Persönlichkeit, die Glut seiner Menschenliebe und die Kraft und volkstümliche Logik seiner Rede waren zweifellos Elemente, ohne die der gewaltige Erfolg der neuen Lehre, trotz der Gunst der Zeitströmung nicht denkbar gewesen wäre.

Was ist Buddhas Lehre?
Dem Bösen wehre!
Die Tugend mehre!
Des Herzens Reinheit ehre! —
Das ist Buddhas Lehre.

So heißt einer seiner berühmten Sinnsprüche.

Eine Erklärung des Weltganzen hat Buddha nicht gegeben. Er erklärte gelegentlich diese Fragen für nichtig und forderte auf, den Sinn lieber auf die Lösung zu rich-

ten, die im Nirwana, dem sündlosen, wunschlosen Zustand völliger Gemütsruhe, in der Heiligkeit, erreicht wird.

Erst wenn dein Herz weiß Weltentand zu meiden,
Und glüht für Buddhas Heiligkeit allein,
Wenn es zu wünschen aufgehört und damit auch
zu leiden,
Gehst sichren Schritts du in's Nirwana ein.

Das Nirwana ist also das Ziel. Aber wie schwer es zu erreichen ist, geht daraus hervor, daß der Buddhismus nur zwei Beispiele seiner völligen Verwirklichung anzuführen weiß. Besonders wer Lehrer andrer sein will, muß danach streben:

Der Siege schwerster ist des eigenen Ichs
Bezwingung;
Doch willst du Lehrer sein, ist Selbstherrschaft Bedingung.

Es ist ersichtlich, daß fast alle wesentlichsten Elemente des Buddhismus bereits im Brahmanismus fertig entwickelt waren.

Ja, man kann sagen, daß der Buddhismus nichts ist, als die von priesterlichem Lug und Trug gereinigte Idee des Brahmanismus, daß Buddha also Reformator, nicht Religionsstifter ist. Auch zu der Frage von Schuld und Vergeltung hat Buddha Stellung nehmen müssen und hat es im großen und ganzen im Sinne eines der fünf großen brahminischen Lehrsysteme getan. Das Bedürfnis der Menschenseele nach dem Glauben an eine vergeltende Gerechtigkeit ist anscheinend allen entwickelten Zeiten und Rassen gemeinsam, und das „Warum leidet der Gute, während der Böse genießt?“ wird auf zweierlei Arten von den Religionen beantwortet. Die einen lassen den Ausgleich in einem Jenseits erfolgen — Christentum,

Islam — die anderen sehen in dem Leben die Strafe oder Belohnung für ein Vorleben. So der Buddhismus. Alle meine guten und bösen Handlungen ergeben am Schlusse ein Plus oder Minus (Karma), und daraus folgt die höhere oder niedere Stufe, die ich bei der Wiedergeburt einnehmen werde. Oder rückwärts geschaut: Hier steht ein anscheinend ohne Schuld Erblindeter — er hat im Vorleben mit dem Auge gesündigt. Dort brennt jemandem seine gesamte Habe ab — er war im Vorleben ein Brandstifter. Und unter ähnlichen Gesichtspunkten kann die vergeltende Wiedergeburt als Raubtier, Fisch, Schwein, Wanze, Kamel, Ochs usf. erfolgen. Eine furchtbare Lehre! Aber wie ungleich viel wirksamer ist die Abschreckung von der Sünde, der Ansporn zur Tugend, wenn der schwankende Mensch Beispiele von Lohn und Strafe tagtäglich um sich herum sieht, als wenn er eine späte Vergeltung in einem unsichtbaren Jenseits hoffen oder fürchten soll! Daraus folgt dann wieder die mitleidige Liebe, mit der der Buddhismus, weiter gehend, als das Christentum, auch die Tierwelt umfaßt: zu den wenigen Gegenständen, die der Bettelmönch besitzen darf, ja besitzen muß, gehört auch ein Tuch zum Durchseihen seines Getränkes, damit er nicht versehentlich ein kleines Lebewesen mit verschluckt! Und des weiteren geht daraus der Vegetarismus hervor, der für alle Buddhisten löblich, für die Mönche obligatorisch geworden ist.

Wenn nach alledem der Urbuddhismus eines Priesterstandes entraten konnte, so hat Buddha doch die dem höchsten Ziele — dem Nirwana — Nachstrebenden zu einer Gemeinschaft organisiert. Etwa ebenso lange vor Christus, als nach ihm St. Benediktus den ersten christlichen Orden gründete, stiftete Buddha seinen Mendikantenorden. Der Mönch wird feierlich nach längerer Probe und Unter-

weisung aufgenommen. Der Novize muß gesund — weil die anstrengende Askese das voraussetzt — der Mönch rechtsfähig sein. Mit acht Jahren kann man Novize, mit zwanzig Jahren Mönch werden. Gelübde, unter denen aber das des Gehorsams fehlt, werden abgelegt. Die Tonsur, Keuschheit, Armut ist obligatorisch. Seinen Lebensunterhalt muß sich der Mönch täglich erbetteln; zu kleiden hat er sich in drei aus Fetzen zusammengenähte orangegelbe Gewänder, von denen das Obergewand wie eine Toga getragen wird und nur den rechten Arm und die rechte Schulter freiläßt. Außerdem ist an Eigentum nur erlaubt: ein Gürtel, ein Eßnapf, ein Scheermesser, eine Nadel und das Seihtuch.

Leider aber gestattete Buddha als Korporationseigentum nicht nur Bücher, sondern auch anderes, insbesondere Grundeigentum; und in dieser Nachgiebigkeit ist der Grund zur Entartung des Mönchtums zum Bonzentume zu suchen. Als Strafe ist der Ausschluß wegen Unwürdigkeit vorgesehen.

Das ungefähr ist Buddhas Lehre. Aber die Umbildung setzte alsbald ein und machte den Reformator zum Gott, indem sie die Lehre von periodisch sich wiederholenden Inkarnationen des Erlösers (Buddha) aufstellte, deren eine Siddharta Gautama Sakyamuni gewesen sei.

Wenn wir nun fragen, welche Wesensbestandteile der Lehre sie zur Weltreligion geeignet machten, und welche zu ihrer Erstarrung und Entartung führten, so ergibt sich in Kürze folgendes.

Die von den vier großen Weisen — Pythagoras, Laotse, Khongfutse und Buddha — geforderte Selbsterlösung nur durch sittliche Läuterung ist offenbar der große, ewig wahre und schöne Kern ihrer Lehren, und seine siegende Kraft machte sich das des leeren Zeremonial- und

Opferdienstes müde und unbefriedigte Volk untertan. Buddhas Geringschätzung des Kastenwesens und damit des herrschenden, hochmütig abgeschlossenen Klerus, seine Verurteilung des abschreckenden, bis zur Selbstverstümmelung gehenden Flagellantismus waren weitere populäre Bestandteile der Lehre.

Dem Pythagoräismus fehlte das demokratische Element der allgemeinen Menschenliebe: Er war streng oligarchisch — wenn auch im edelsten Sinne —, und daran zerschellte er; nach kurzer Blüte und Herrschaft in dem unteritalischen Kroton geriet er in die Parteikämpfe des Landes und wurde von der siegreichen sybaritischen Demokratie vernichtet. Laotse war mit seiner ausgesprochenen Mißachtung aller Autoritäten staatsgefährlich, und der nur 50 Jahre jüngere, freimütig-liberale, politisch rastlos sich betätigende Confucianismus nahm dem Edelanarchismus seines Vorgängers vollends den Wind aus den Segeln.

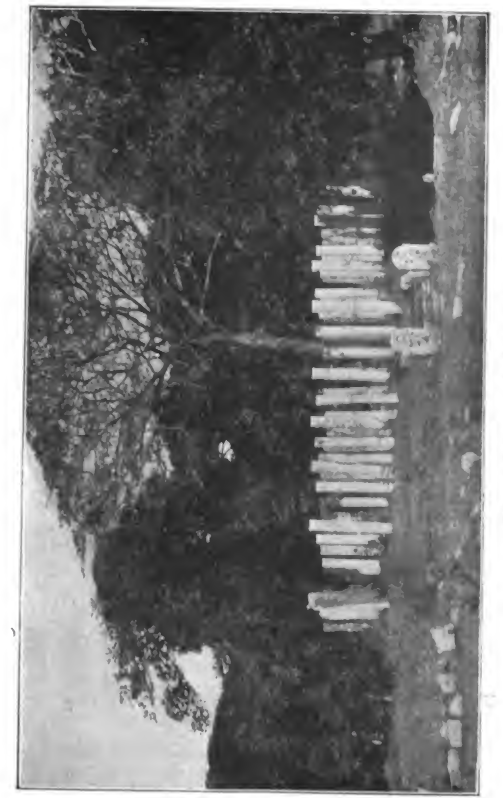
Buddhas Lehre war aber im Großen und Ganzen betrachtet überhaupt *nur als Ordensregel* haltbar. Wenn bloße Beschaulichkeit und Betteln das Leben ausfüllt, wer sorgt dann für des Lebens Nahrung und Notdurft? Die Lilien auf dem Felde werden gekleidet, die Sperlinge unter dem Himmel werden genährt, aber der Mensch sichert auch in Indien und Zeylon seine Existenz nur durch Arbeit im Schweiße seines Angesichtes. Gegen diese Übertreibungen der religiösen Anforderungen hat der Menschengeist überall und zu jeder Zeit mit Erfolg protestiert und sie einer vereinfachenden Revision unterzogen, welche es möglich machte, daß innerhalb der Religion sich eine Kultur entwickelte. Eine für den kommenden Tag nicht sorgende, nur dem Seelenheil oder der Vervollkommnung nachhängende Welt wäre schnell ausgestorben und das Nirwana hätte seine

düsteren Flügel alsbald über eine verödete Erde gebreitet. Denn, wie Treitschke sagt: Immer werden Millionen ackern, schustern und Steine karren müssen damit wenige denken, malen und erfinden können. So fielen die hundert Millionen Indiens wieder ab von der Lehre, die der ums tägliche Brot schwitzenden Masse die Existenzberechtigung versagte, und die Millionen Zeylons, Siams, des fernen Ostens von Tibet bis Korea füllten uralten Wein in neue Schläuche, indem sie die halbvergessenen Götter wieder hervorholten, dem „Erleuchteten" einen Platz unter ihnen anwiesen und von seiner Moral behielten, was mit den Anforderungen des Lebens vereinbar war, den Rest aber — das Streben nach dem Nirwana und die Weltflucht — den Mitgliedern des von Buddha gestifteten Ordens überließen.

Etwa 230 Jahre nach dem Tode des Stifters wurde der Buddhismus in Indien Staatsreligion. Der große König Assoka, der mit Macht und Pracht aber auch mit inniger Menschenliebe über den größten Teil von Hindustan und Dekan herrschte, und dessen Name noch heute von der Wolga bis Zeylon und von Siam bis Sibirien verehrt wird, wurde für den Buddhismus was Konstantin der Große für das Christentum werden sollte: er erhob den schon von der Mehrheit seiner Untertanen angenommenen neuen Glauben zu seiner und des Staates Religion; und wieder wie Konstantin stattete er im Übereifer die Prediger der neuen Lehre mit reichen Gütern aus: wie Dante klagt:

„Welch Unheil hat gezeugt, o Constantin,"
„Dein Übertritt nicht, nein, die Stiftungsgabe,"
„Die Du dem ersten reichen Papst verliehn!"

So haben die Tempel und Klöster in Zeylon zeitweilig mehr als die Hälfte des Landes besessen und sind auch heute noch reich begütert.



Anuradhapura: Kloster-Ruine



Anuradhapura: Dagoba, noch nicht freigelegt



Madura: Großer Tempel und Stadt aus der Vogelschau

Madura: Heiliger See im großen Tempel



Madura: Innenhof des Palastes

Madura: Heiliger Teich mit Tempelinsel



Tritschinopoli: Tempel-Inneres, vom Dach der Tausend Säulen aus



Tritschinopoli: Skulpturen der Pferdekämpfer-Halle

Assokas Sohn Mahinda ging als Apostel des Buddhismus nach Zeylon und seine Schwester Sanghamitta brachte den heiligen Zweig des Buddhabaumes mit, der heute noch in Aruradhapura als mächtiger Baum durch die treue Fürsorge der Bonzen am Leben erhalten wird. Ringsherum hat man eine Mauer gebaut, und zu Seiten des Uralten wächst eine Generation von Kinder-, Enkel- und Urenkelbäumen heran. Seine Zweige sind durch Säulen und Terrassen gestützt, und da der Ficus bekanntlich Luftwurzeln von den Ästen zur Erde senkt, hat man das Erdreich um ihn herum mehrfach erhöht und durch weißgekalkte Mauern gestützt. So sieht es heute fast aus, als ob die Zweige aus einem riesigen Kalkwürfel herauswüchsen. Mehrere der großen starren Buddhafiguren in seinem Schatten geben dem Ort seine besondere Weihe.

König und Volk nahmen den Buddhismus mit Begeisterung auf: mit dem Könige sollen sich gleich am ersten Tage sechstausend seiner Untertanen bekehrt haben. Natürlich ist das nur möglich, wenn wir eine vorhergehende Zeit der Wirksamkeit buddhistischer Emissäre und eine gewisse politische Abhängigkeit von Assoka voraussetzen. Auch darf nicht vergessen werden, daß die Geschichtsschreiber Zeylons ausschließlich buddhistische Mönche waren.

Anuradhapura war damals 300 Jahre alt. 700 Jahre später — 412 nach Christus — hat uns ein chinesischer Pilger die Größe und Pracht der Stadt beschrieben. Sie soll vier Marschstunden vom Nord- bis zum Südtore gemessen und in einer einzigen Straße elftausend zum großen Teil zweistöckige Häuser gezählt haben. Die Zahl der edelsteinbesetzten Statuen war unzählig. Mönche gab es 5000, davon in einem Kloster allein 2000. Heute kann man stundenlang durch den Wald nach allen Richtungen

fahren und überall ragen die vierkantigen Gneispfeiler welche die Dächer getragen zu haben scheinen, aus der Erde. Ich habe mir erzählen lassen, daß der nächste Gneissteinbruch 9 englische Meilen, ein solcher von Dolomitenkalk anderthalb mal so weit entfernt ist. Aber offenbar ist auch an Ort und Stelle selbst Gneis gebrochen worden bei den Ausschachtungen der zahlreichen Bäder und Wasserreservoire, welche selbst heute noch leidlich gut erhalten sind. Die Zwischenräume zwischen den Pfeilern — die Wände — waren offenbar aus Lehm, Flechtwerk oder Kokosmatten, und wahrscheinlich hatten überhaupt nur zweistöckige Häuser Steinpfeiler, die das Obergeschoß trugen. Die Ruine eines Klosters, das mit Bronze gedeckt gewesen sein soll, weist noch 40 Reihen von 40 Pfeilern auf. Wenn aber berichtet wird, daß es in neun Stockwerken 1000 Klausen aufgewiesen habe, so ist das offenkundige Übertreibung; mit zwei Stockwerken war das auch zu erreichen.

Auch ist nicht anzunehmen, daß die ganzen 30 qkm des Stadtgebietes mit geschlossenen Häuserreihen besetzt waren; es werden Gärten, Felder, sogar Weideflächen dazwischen gelegen haben. Immerhin muß die Ausdehnung und Bevölkerung enorm gewesen sein.

Den besten Eindruck von der Großartigkeit der Stadt, dem Glaubenseifer ihrer Fürsten und der ungeheuren Verschwendung, die mit menschlichen Arbeitskräften getrieben wurde, geben die sieben gewaltigen Dagobas, die nur mit den Pyramiden des Nillandes verglichen werden können.

Solange sie noch nicht freigelegt waren, machten sie ganz den Eindruck künstlicher Rundhügel mit ummauerter Basis. Erst als die Bewachsung mit Baum und Busch durch das Gouvernement beseitigt worden war, kam die Form zum Vorschein. Diese Dagobas gleichen riesigen

Glocken von 100 bis 130 m Scheitelhöhe und annähernd ebenso langen Basisdurchmessern. Sie sind ganz aus gebrannten Ziegeln gemauert und man hat berechnet, daß man mit dem Materiale der größten eine drei Meter hohe Mauer von Berlin bis München hätte bauen können. Da die obersten Schichten verwittert und bewachsen sind, würden sich die Bauwerke von gewöhnlichen Hügeln kaum unterscheiden, wenn sie nicht auf einem Rundsockel von mehreren mannshohen Terrassen ständen und auf dem Scheitel eine an den Griff einer riesigen Tischglocke erinnernde pagodenartige Spitze trügen. Vielfach führt zu dem Sockel eine Freitreppe mit in den Stein gehauenen Geländern und Elefantenreliefs. Auch in Nordindien gibt es derartige Dagobas, Stupas genannt, und einige sind eröffnet worden. Sie haben immer den Zweck gehabt Reliquien Buddhas oder seiner heiligsten Jünger der Nachwelt zu erhalten und so fand man in ihrer Mitte eine enge Zelle, welche oft nur ein kleines aber kostbares Gefäß mit einem winzigen Knochensplitter unter Goldplättchen, Korallen und Perlen enthielt. Um einige der Dagobas stehen Reihen schlanker unten vier-, oben achtkantiger Säulen mit einfachen aber ganz gefälligen Kapitälen. Ich denke mir, daß sie zum Aufspannen von Teppichen oder Matten gedient haben, wenn eine gläubige Menge in Andacht die Riesenbauten umlagerte und die Bonzen an den noch heute sichtbaren Altären die einzigen Opfer brachten, die der Buddhismus erlaubt: Räuchereien und frische Blumen. Auch wir fanden in der Waldesstille überall die zarten Büschel der Arecapalme und die duftigen Blüten des Jasmins auf den steinernen Altären in Reihen niedergelegt.

Die Wände der zahlreichen Bäder und Wasserreservoire sind mit Gneisstufen belegt und durch breite

bequeme Steintreppen zugänglich. Es sind, wenn gefüllt, Schwimmbäder von ansehnlicher Ausdehnung und Tiefe.

An Skulpturen sind die Ruinen zur Zeit nicht mehr reich. Der sogenannte Mondstein, eine etwas mehr als einen Meter im Durchmesser aufweisende Halbkreisplatte aus weißem Dolomitenkalk zeigt eine Lotosblume als Zentrum, eine Reihe heiliger Gänse mit Lotosblumen im Schnabel und darüber eine Reihe, gebildet aus den Symbolen der Himmelsrichtungen: Elefant, Zebu, Löwe, Pferd. Die Darstellungen sind gut und verhältnismäßig wenig stilisiert. Der Mondstein liegt wie ein Teppich vor den Stufen, welche zu der Ruine des kleinen Tempels führen, in dem, ehe Polonnaruwa und später Kandy Residenz wurden, der heilige Zahn aufbewahrt wurde. Sonst sind fast nur Buddha-Statuen des bekannten Kanons ohne erheblichen künstlerischen Wert vorhanden; mehrere Bildnisse von anbetenden Königen — es sollen gerade die besten gewesen sein — sind leider kurz vor unserem Besuche durch enorme Regengüsse unter Erdmassen verschüttet worden. Man war eifrig daran, sie auszugraben, damit der Kronprinz, falls er Anuradhapura doch noch besucht, sie betrachten kann.

Die allzu große Religiosität und Freigiebigkeit der Könige gegen die Priester der Menschenliebe führte zu einer grausamen Aussaugung des Volkes und damit zu einer dauernden Schwächung der Volkskraft und des Wohlstandes. Schon bald nach der Buddhaisierung Zeylons machten die Tamulen aus Südindien ihren ersten Einfall und herrschten zwanzig Jahre. Und damit begann ein jahrhundertelanger Kampf zwischen Singhalesen — der aus der Mischung der eingewanderten Arier mit dem schwarzen Urvolke hervorgegangenen Bevölkerung — und Tamulen, der mit wechselndem Glück geführt allmählich den

Verfall des innerlich morschen Staates herbeiführte. Die Stauteiche und das Bewässerungssystem verfielen, weite Strecken der Insel wurden fieberschwangerer Sumpf. Zuerst vorübergehend 769 dann dauernd 849 nach Christus wurde Anuradhapura geräumt und bedeckte sich mit dichtem Dschangel, bis 1872 Sir W. Gregory begann, es wieder aus dem Busche herauszuschlagen. Als Polonnaruwa an die Stelle der alten Hauptstadt trat, blieb Buddhas rechtes Schulterblatt zwar in der Thuparama-Dagoba, in der es noch heute zu Anuradhapura angebetet wird, aber sein Zahn ging mit den vertriebenen Königen auf die Wanderschaft und gelangte, als die Dynastie im 16. Jahrhundert vor den Portugiesen in die Berge hinauf flüchten mußte, nach Kandy, wo wir ihn in Augenschein zu nehmen das seltene Glück hatten.

Südindien.

Madras, den 8. Dezember 1910.

Das Zementbett. — Englishman made in Germany. — Des Kronprinzen Detektivs. — Südindische Landschaft. — Buddhistische Erleuchtung. — Die Bauten in Madura. — Der Kampf um Tritschinopoli. — Der Lingam-Tempel in Tandschur. — Hindukunst, Hinduglaube.

Um rechtzeitig in Bombay zu dem offiziellen Empfange des Kronprinzen durch den Vizekönig einzutreffen und doch im Fluge einen Blick auf die hochinteressanten Tempelbauten Südindiens werfen zu können, mußte ich von Zeylon Ab-

schied nehmen, ohne daß das Programm beendet war. Ich bedauerte, den in Aussicht gestellten Abend im deutschen Klub nicht mitmachen zu können, nicht dabei sein zu können, wenn die Kronprinzessin ihrem Gemahl Lebewohl sagte, um zu einem Winteraufenthalte im Pharaonenlande und zur Rückkehr in die Heimat den Lloyddampfer „Lützow" zu besteigen. Teils verbot sich — an den Jagden — die Teilnahme von selbst, teils glaubte ich, des Einverständnisses meiner Leser sicher zu sein, wenn ich das Inkognito der Hohen Herrschaften respektierte und mich anderswo umsah, als auf dem Golfplatz in Nurelipa (Nuwara Eliya). Sollte ich mich aber geirrt haben, so bin ich gern bereit, im Sommer oder Herbst einmal nach Potsdam zu gehen, um die vermißten Schilderungen nachzuholen.

So schiffte ich mich denn auf der „Palitana", einem kleinen Dampfer der „British-India-Steamship-Navigation Coy", ein, der abends um sechs Uhr den Hafen verließ und morgens um sieben Uhr weit draußen auf der Reede von Tuticorin Anker warf. Angenehm war der Aufenthalt an Bord nicht gerade gewesen. Wer an die weichen Kojen des „Prinz Ludwig" sich gewöhnt hatte, dem fiel es schwer, auf der Marterbank der „Palitana" Schlaf zu finden. Alle fünf Minuten mußte ich mich auf eine andere Seite legen und ich konstatierte einen neuen Schöpfungsfehler, als ich bemerkte, daß ich nach zehn Minuten bereits alle verfügbaren Seiten verbraucht hatte. Ein Griff in den „Bettsack" gab mir die immerhin tröstliche Gewißheit, daß er nicht, wie ich vermutet hatte, mit Zement ausgegossen war, veranlaßte mich aber doch, aufzustehen und meine braven afrikanischen Kamelhaardecken unterzubreiten. Auch mein Kabinengenosse gefiel mir nicht. Dem Aussehen nach war er unverkennbar ein deutscher Landsmann. Da er aber auf mein sondierendes „Guten Abend" mit „Good evening"

geantwortet hatte, mußte ich mich wohl geirrt haben. Wir unterhielten uns also englisch. Als aber dabei die merkwürdige Tatsache herauskam, daß er mehrmals durch Daressalam und Tanga gekommen war und auch daselbst einige Tage Aufenthalt genommen hatte, lebte mein Mißtrauen wieder auf, denn der homo anglicanus kommt dort nur sehr selten vor; und als er gar die deutsche Kolonialpolitik mit dem ganzen Rüstzeug der Nörgler von ehedem zu kritisieren begann, da war ich felsenfest überzeugt, mich nicht geirrt zu haben. Die Überfahrt vom Schiff zur Stadt erforderte eine gute Stunde. Gleich am Pier stand der „Sir", d. h. der Zug der S. I. R. (South-Indian Railway), der uns um zehn Uhr nach dem heiligen Madura bringen sollte. Die Gepäckrevision war scharf und obwohl ich die Browningpistole und die Zigarrenkiste schon in der Hand hielt, nahm der eurasische Zollbeamte, der sich nicht nur für meinen Namen und für meine Nationalität interessierte, von dem Befühlen der Einzelheiten erst Abstand, als ich ihm erzählte, daß ich als Vertreter großer deutscher Zeitungen dem Kronprinzen folge. In englischen Ländern respektiert man eben die Presse. Dabei fällt mir ein, daß wir — es sind noch zwei Herren als Preßvertreter mit hinausgegangen — von einem Blatte in Colombo folgendermaßen geschildert wurden: „Dem Kronprinzen folgen drei deutsche Detektivs; mit martialischen Bärten, stramm aufrecht, überall, wo der Kronprinz erwartet wird, schon eine Stunde vorher unter ihren Parademarschschritten den Boden erdröhnen lassend, können sie ihre militärische Herkunft durch das verbindlichste Lächeln und ihre verantwortungsvolle Aufgabe durch die harmloseste Touristenkleidung nicht verleugnen". Armer, phantasiereicher Kollege, wie hast Du daneben gegriffen. Aber die Anerkennung unseres „Immer-pünktlich-Dabeiseins" soll

Dir ein freundliches Verzeihen verschaffen, ebenso, wie das homerische Gelächter, zu dem Dein unfreiwilliger Witz uns verholfen hat!

Auch meinem Kabinengenossen wurde das homerische „tis pothen eis androhn" vorgelegt, und unter meinen schadenfroh-interessierten Blicken stammelte er nach einem Moment der Verwirrung schnell: „Englishman" — „Made in Germany" raunte ich, hinausgehend, hinzu.

Der Bahnhofsvorstand wies uns die Plätze an — in einem Lande mit farbiger Bevölkerung, der gegen entsprechende Bezahlung alle Klassen geöffnet sind, eine taktvolle und unumgängliche Maßregel — und der Zug setzte sich in Bewegung. Im Speisewagen wurde ein gutes Frühstück serviert, dann zog man sich in die geräumigen, mit Wascheinrichtung und allem Komfort versehenen, Schiffskabinen ähnelnden Abteile für je zwei Reisende zurück. Mein Genosse war diesmal ein wirklicher Engländer, ein junger Teepflanzer aus Assam, der mit zwei Freunden eine Ferien- und Studienreise nach Zeylon gemacht hatte. Abgesehen davon, daß er mir heftige Vorwürfe machte, weil wir Deutsche soviel Bier und sowenig Assam-Tee tränken, was mich zu der Gegenfrage veranlaßte, warum er und seine Kameraden gleich beim Frühstück je eine Flasche „Bremen Kaiser Beer", und nicht, wie ich, Tee getrunken hätten, vertrugen wir uns sehr gut; umsomehr, als er alsbald seinen Rock auszog, das Bett herunterklappte und den Schlaf des Gerechten zu schlafen begann. Bremen Kaiser Beer!

Unterdes betrachtete ich die tellerflache Gegend, die wir durchsausten. Tuticorin, ehemals das Zentrum der Perlfischerei, jetzt von den Schloten der Baumwollpressereien und -Spinnereien überragt, bleibt hinter uns, und

der schwarze Boden, der den Fabriken das Material liefert, breitet sich meilenweit aus. Herausragen überall Gruppen von Borassuspalmen, mit deren Blättern die Dächer der in ihrem Schatten zu Dörfern vereinigten viereckigen Lehmhäuser der Eingeborenen gedeckt werden. Die Lebenshaltung der ackerbauenden Tamulen muß sehr einfach sein und die Differenzierung zwischen Besitzenden und Nichtbesitzenden sehr gering. Die Häuser, nur spärlich durch Fenster erhellt und nicht einmal von einem Hof umgeben, sind selten mit Kalk geweißt. Nur in größeren Ortschaften ragt der groteske Steinbau eines Schiwa- oder Wischnu-Tempels über den graugelben Würfeln mit den Giebeldächern aus braunem Palmblattstroh hervor. Wie in Ägypten würden nach tausend Jahren nur noch die Ruinen der Gotteshäuser davon zeugen, daß hier einmal eine dichte Bevölkerung gearbeitet hat: alles andere würde von den Elementen zu Erde verweht worden sein. Nur in den Dörfern, welche dicht bei den Stationen gelegen sind, hat hie und da ein farbiger Bahnbeamter sich ein mit Ziegeln gedecktes Haus errichtet, dessen Wände und Veranda bunt gekalkt sind. Dann fallen noch von der Regenzeit wohlgefüllte Stauseen in das Auge und die aus ihnen berieselten Reisfelder mit dem lebenden Inventar der pflugziehenden Büffel. Aber zunächst überwiegen noch Baumwolle, Hirse und Hülsenfrüchte. Hirse in verschiedenen Arten ist überhaupt in Indien — wie in Afrika — die Hauptnahrung des Volkes und nur ein Fünftel bis ein Viertel lebt von Reis. Wald sieht man garnicht und der selten auftretende Busch ist überall beweidet.

Die Kokospalme tritt erst kurz vor Madura auf, das wir nach fünfstündiger, zuletzt an Hügelketten entlangführender Fahrt erreichten. Aber dafür gehören auch die Madurapalmen zu den schönsten, die ich je gesehen habe;

jedenfalls übertreffen sie die von Zeylon, die mich überhaupt enttäuscht haben, erheblich. Madura zählt 100 000 Einwohner und liegt unter Palmen, Bananen und Mangobäumen halb versteckt. Die auch in Deutsch-Ostafrika hochgeschätzten Früchte des Mangobaumes, von der Größe zweier aufeinandergelegter hohler Hände, bieten ein eigelbes saftiges Fleisch dar, das mit dem Löffel ausgestochen wird und dessen leichter Terpentingeschmack nur der noch ungewohnten Zunge auffällt.

Madura zählt unter seinen Einwohnern ebenso wie die später besuchten Orte Tritschinopoli und Tandschur keine Europäer, außer den wenigen Beamten der Verwaltung, Justiz und Eisenbahn. Es hat demzufolge auch keine Hotels für Europäer, sondern der Reisende ist auf die wenigen Schlafräume angewiesen, die der „Sir" gegen 2 Rupie (gleich 2,70 Mark) für das Bett nebst einem für zwei Reisende gemeinsamen Bade- und Waschraum zur Verfügung hält. Ich mußte das Zimmer mit einem angeblichen Franzosen teilen, der sich im Laufe der Bekanntschaft aber als ein rumänischer Jude entpuppte, mit allen Degenerationsmerkmalen behaftet war und, obwohl er viel von seiner Forschungsreise, von Sanskrit und von der Pariser Akademie sprach, zu irgend einem mysteriösen Zweck mit einem Minimum von Handgepäck — in dem z. B. Seife, Wäsche und Zahnbürste fehlten — und einem Maximum von Geschwindigkeit reiste. Denn als ich in Tandschur ankam, reiste er von dort schon wieder weiter; und das will viel heißen! Immerhin vertrug ich mich auch mit diesem Reisegenossen ausgezeichnet, diesmal, weil er mir weder Waschbecken noch Badewanne streitig machte, was mich sanft wie ein Lamm stimmte. Im übrigen schliefen wir des Nachts beide nicht. Ich hatte es zwar nach einem gründlichen Ausbildungs- und zweimaligem verschärften

Wiederholungskursus erreicht, daß mein in Colombo angenommener Diener das Moskitonetz so kunstgerecht unter der Matratze feststeckte, daß es keinem der Plagegeister gelang, mich als seine Rotweintonne in Anspruch zu nehmen. Aber das Rangieren und Pfeifen der Züge, das Befehlen der farbigen Beamten und Passagiere, das Läuten und Rasseln der Signalapparate taten das ihre. Mein Genosse dagegen, der leichtsinnig das Netz offen gelassen hatte, geriet alsbald in den üblichen Verzweiflungskampf gegen die immer wieder andrängenden Blutsauger. Erst versuchte er es mit der Flucht, indem er Arm und Bein abwechselnd da wegzog, wo gerade einer biß. Als das nichts half, ging er zum Angriff über, indem er mit den Gliedmaßen wild um sich schlug. Dann entflohen sie auf ein Weilchen, um alsbald mit Hohngesumme an anderer Stelle wieder zu erscheinen. Das Opfer ihrer Angriffe schonte sich nicht: er schlug sich unbarmherzig auf die Schenkel, die Arme, den Bauch, er gab sich Katzenköpfe, er ohrfeigte sich; ich bezweifle aber, daß einer der flüchtigen Tropenulanen erwischt wurde und noch mehr, daß der Tod in ihren Reihen die anderen von weiteren Angriffen abschreckte.

Schließlich änderte der Ärmste zum dritten Male die Taktik: er panzerte sich; Rock, Hose und Stiefel wurden angezogen, und weiß der Teufel, was noch — jedenfalls alles, was das schnell geleerte Handköfferchen bot. Aber auch das half nicht ganz, wie mir ein gelegentliches Zusammenzucken und schnelles Seufzen verriet. — Da wurde er Buddhist: er setzte sich auf einen Stuhl und drehte bis zum Morgengrauen die Daumen umeinander, überzeugt, daß nur tiefes Nachgrübeln über die Weltseele von allem Übel erlöse und daß die Vergeltung furchtbar sein werde, wenn nach der nächsten Wiedergeburt er ein

Moskito, jene aber Reisende ohne Moskitonetze sein würden. —

Madura weist das größte religiöse Bauwerk der Welt auf. Die Außenmauer ist 280 mal 240 Meter lang und von vier bis 46 Meter hohen Pyramidentürmen überragt, deren Granitfassaden in eine Legion von Skulpturen aufgelöst sind. Die Hälfte des so gebildeten inneren Vierecks füllt der tiefgrüne heilige See aus, in dem der Pilger seine Sünden abbaden kann. Es ist nicht zu leugnen, daß Stimmung in dem Bilde liegt, wenn die Sonne auf die weißen Kolonnaden jenseits des Weihers und die gewaltigen gelbbraunen Pylonen fällt, neben deren klotziger Masse sich graziöse Kokospalmen im Winde neigen. Aber wie überall im modernen Orient, so fehlt auch hier die Konsequenz der Ästhetik: rings um den Teich herum stehen, mit dem unteren Teil der Schäfte noch im Wasser, eine Reihe Straßenlaternen allergewöhnlichster Art. Den größten Teil des übrigen Innenhofes füllt der düstere Wischnutempel, dessen Betreten, wie in Tritschinopoli eine Inschrift besagt: „Für Christen, Mohammedaner und Buddhisten" nicht erlaubt ist. Sie ist angebracht, seit bei dem Besuche des Prinzen von Wales der oberste Tempelbonze in die peinliche Lage kam, seinem künftigen Kaiser den Eintritt verweigern zu müssen. Aber von Außen macht eine angeblich massiv goldene kleine Kuppel den Platz des Allerheiligsten erkennbar. Neben dem Tempel befindet sich die „Halle der Tausend Säulen". Die ziemlich eng aneinanderstehenden weißgekalkten Granitsäulen lassen nur spärlich Licht in den Raum, der wohl bei den großen Festen Pilgern zur Unterkunft dient. Es schließen sich noch eine Reihe weiterer Räume und Heiligtümer an, z. B. die Ställe der heiligen Kühe und Elefanten. Von diesen wurde einer von den Bonzen herbeigeführt und bewies

seine Heiligkeit, wie seine Herren, dadurch, daß er den Ungläubigen durch fortgesetzte Reverenzen um einen Silberling ärmer zu machen wußte.

Der Tempel ist sehr gut erhalten; seine Höfe sind mit Granitpflaster belegt und die Skulpturen der Türme noch farbenreich bemalt.

Madura war schon Plinius bekannt als Hauptstadt des mächtigsten Reiches in Süd-Indien, und das kaiserliche Rom unterhielt nicht nur dauernde Beziehungen zu dem Lande, aus dem die köstlichen Perlen kamen, sondern sandte zahlreiche Ansiedler dorthin. Denn anders läßt es sich nicht erklären, daß außer ganzen Scheffeln von Goldmünzen auch Haufen von Kupfermünzen aus römischer Zeit in und bei Madura gefunden wurden; nur als Tauschmittel von Römern untereinander konnten sie Wert haben. Die Denkmale, die wir heute bewundern, stammen aus dem XVII. Jahrhundert und sind alle das Werk eines bedeutenden Regenten, des Tirumala Nayak, der 36 Jahre lang über die Tamulen herrschte, dieselben Tamulen, die unter seinem Vorfahr Pandu Zeylon überschwemmt und das Ende Anuradhapuras herbeigeführt hatten. Tirumala war ein echter Brahmanenschüler, ein Freigeist des politischen Systems: Wissen für uns — Glauben für die Menge. So baute er dem Volksgotte jenen gewaltigsten Tempel Südindiens und der Welt, sich selbst aber einen entzückenden Palast, zu dem er das Vorbild den Prachtbauten der verhaßten und gefürchteten Bekenner des Islam entnahm.

Der Innenhof des Palastes ist mit mächtigen teils einfachen, teils dreiteiligen Granitsäulen mit bemaltem Kalkverstrich umgeben. Hoch oben tragen sie auf zierlichen fast klassischen Kapitälen graziöse Hufeisenbögen, auf denen das reichgegliederte Gesims des Daches ruht. Um den

Hof liegen mächtige, zum Teil überkuppelte Hallen und Räume, die als Thronsaal, als Bajaderen-Tanzsaal als Serail und Wohnräume dienten. Heute hat das Provinzialgericht in dem immer noch schönen und imposanten Bauwerke seinen Sitz.

Wunderhübsch ist auch der quadratische, sauber ausgemauerte, wohl 600 Meter Seitenlänge messende See außerhalb der Stadt, dessen Mitte eine aufgemauerte Insel einnimmt. Vier weiße Pavillons flankieren die Ecken und heben sich in der Abendsonne prachtvoll gegen das Laub der Bananen- und Mangobäume, die die Insel bedecken, und aus deren Mitte ein mächtiger, weißer, in durchbrochener Steinmetzarbeit hergestellter Pyramidenturm sich erhebt. In der Kombination der Gebäude mit dem Wasser der stillen Weiher und dem Laub der Bäume beruht überhaupt die schönste Wirkung der Hindu-Architektur.

In fünf Stunden Eisenbahnfahrt wird das nordöstlich gelegene Tritschinopoli erreicht, dessen Stationsfremdenzimmer erheblich weniger geräuschvoll und auch komfortabler ist, als das in Madura, da es elektrische Beleuchtung und Ventilation hat.

Der große Tempel ist inmitten einer Vorstadt auf einer Insel des Kawerifluſſes gelegen, der etwa die Breite der Oder bei Frankfurt hat. In einer guten halben Stunde fährt man im Einspänner dorthin. Schon vor dem Tempel erhebt sich in jeder der vier Zufahrtsstraßen einer der riesigen Tortürme und vier weitere stehen auf der Mauer, die das Heiligtum umgibt. Der Tempel ist nicht so gut erhalten wie der in Madura, insbesondere sind die Höfe nicht gepflastert. Auch hier finden wir eine allerheiligste Zella, von der der Ungläubige nur die goldene Kuppel bewundern kann. Alles andere ist Granit, so auch die wildbewegten Skulpturen der sog. Reiterkampfhalle mit

den weißgekalkten tausend Säulen, die auch hier eine halbdunkle Halle bilden.

Eigenartiger ist die Tempelburg auf dem 83 Meter über die Stadt emporragenden Granitfelsen, dem „Rock". Ein hübscher Brahmanenjüngling machte den Führer. Von den Hüften bis zu den Knöcheln in ein weißes Lendentuch gehüllt, zeigte er den gelbbraunen Oberkörper, der von der rechten Schulter zur linken Hüfte die aus drei Fäden gedrehte heilige Baumwollschnur, das Kastenabzeichen, sehen ließ, unbekleidet. Das intelligente Gesicht hätte sehr gut das eines Sizilianers sein können. Er sprach englisch nicht nur korrekt, sondern mit westlicher Zivilisation, was außer in der Ausdrucksweise und Fragestellung, auch in den Gesten und in dem Mienenspiele zum Ausdruck kam. Aber wie einseitig seine Ausbildung gewesen war, ging daraus hervor, daß er auf meine Frage, was er von Deutschland wisse, antwortete: „Deutschland? Deutschland? ja, ich habe davon gehört; aber was war es doch gleich?", und trotz allen Nachsinnens kam er nicht darauf. Vieles und Wichtiges wird es also kaum gewesen sein.

Zuerst stiegen wir eine große Zahl steiler Stufen geradeaus aufwärts. Ab und zu führte ein Absatz zu einem seitlichen Tempel. Dort kauerten überall Bettler, welche die Vorübergehenden um Almosen anschrien, manchmal in einem fast drohenden Tone. Vor den Eingängen zu den Tempeln klapperten Priester mit dem Opferstocke. Schließlich wandte sich die Treppe rechts, und wir traten aus dem Halbdunkel des Tempels auf eine Plattform des Felsens heraus, welche einen herrlichen Überblick über den Strom und die grünen Felder, über das Häusermeer und die zahllosen Tempel gewährte. Auch die gewaltigen Steinmauern der Burg auf der neben uns gelegenen, durch eine Schlucht von dem Haupthügel getrennten Kuppe boten

sich den Blicken dar. Nach kurzem Verweilen klommen wir auf den glatten, nur oberflächlich in den Stein gehauenen Stufen — deren es im ganzen 290 sind — bis zu dem unbedeutenden buntbemalten Tempelchen empor; der Ausblick über die weite Ebene ist herrlich. Er weckt aber auch historische Erinnerungen in Menge. War sie doch Mitte des XVIII. Jahrhunderts der Schauplatz des heißen Ringens zwischen England und Frankreich um Indien. Der kühne Gouverneur von Pondichery — noch heute französisch — Dupleix hatte das britische Fort St. George zu Madras in seiner Gewalt, und mit 800 europäischen und dreitausend indischen Soldaten hatte er 35 Millionen Menschen unter seine Herrschaft gebracht. Wieviel Blut hatten diese Äcker getrunken, wenn die französischen Vollkugeln durch die Schwadronen der Nawobreiterei fegten und die Musketen die turbangeschmückten Schild- und Lanzenträger reihenweise umlegten, wenn die Handgranate in die Phalanx der wandelnden Türme schlug und hunderte von Elefanten mit eingerolltem Rüssel und klappenden Ohren trompetend Reißaus nehmen ließ! Aber hier war es auch, wo das Schicksal sich zugunsten Englands wandte. Denn hier erhielt der kürzlich vom Faktoreikommis zum Leutnant avanzierte Robert Clive zum ersten mal ein selbständiges Kommando an der Spitze von 200 Schweizern und 300 indischen Soldaten und damit Gelegenheit, sein militärisches Genie zu betätigen. Auf jener Insel, die wir um des großen Tempels willen besucht haben, übergab sich der feige und entschlußunfähige General Law mit 800 Europäern und 5000 Indern dem britischen Kommandeur, und die Folge war die Abberufung des kühnsten und fähigsten Kolonialoffiziers und Kolonialpolitikers, den Frankreich besaß: jenes Dupleix, der in der Heimat nicht einmal die Rückerstattung der Aus-



Tritschinopoli: Fels mit Tempelburg

Tritschinopoli: Stadt aus der Vogelschau



Tandschur: Bastionierte Außenmauer des Tempels

Tandschur: Zelle der 128 Lingams



Tandschur: Subrahmanja-Heiligtum im innersten Tempelhof



Außenmauer eines Tempels (Tritschinopoli)



Torturm (Tritschinopoli)



Skulpturen eines Torturms (Madura)

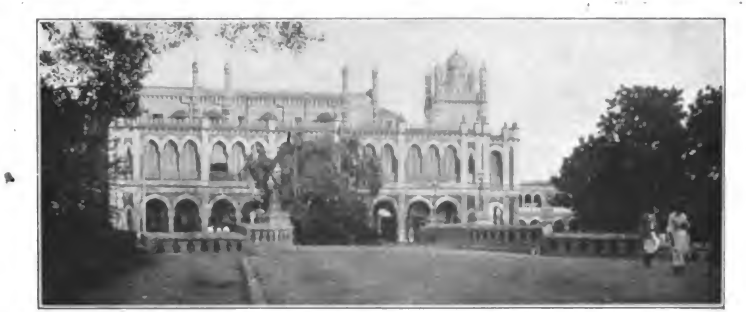


Skulpturen (Tritschinopoli)



Die Kronprinzessin und Gefolge beim Nachmittagstee
auf Reichspostdampfer „Lützow"





Madras: Alter Nawob-Palast, jetzt Steuerdirektion und technische Hochschule, Vorder- und Rückseite



Madras: Senatspalast



Madras: Die Gerichtsgebäude



Goa: Pier in Marmugao-Harbour

Bombay: Polizei und Presse!

Polizei-Inspektor, Polizei-Rat, Dannhauer, (dahinter: Metzker), Polizei-Präsident, (dahinter: Ercklentz), Zache, Adler, Bongardt, O'Keeffe



Bombay: Stadt aus der Vogelschau

lagen, die er für Frankreichs Sache gemacht hatte, erlangen konnte und buchstäblich verhungerte. An seiner Stelle aber regierte und kommandierte ein engherziger und mutloser Pedant, und so stieg Lord Clives Stern empor und damit der der Herrschaft Brittaniens über Indien.

Nur zwei Eisenbahnstunden östlich von Tritschinopoli liegt T a n d s c h u r.

Sein Schiwa-Tempel zeigt am deutlichsten, daß diese Bauten auch militärischen Zwecken dienen konnten und sollten: er ist mit einem Graben umgeben, und die sehr hohe, krenelierte und mit Schützenauftritt umgebene Umfassungsmauer zeigt sogar bastionartige Ausbauten. Der Tempel ist, wie tamulische Inschriften bezeugen und wie der Augenschein beweist, der älteste in Südindien. Innerhalb der zweiten Mauer befindet sich noch ein zweites Rechteck; in den Außen- wie in den Innenhof gelangt man durch die Tore zweier gewaltiger Pyramidentürme. Die Ummauerung des Innenhofes ist zu einem gedeckten Umgange ausgebaut, der in zahlreiche Kapellen-Nischen eingeteilt ist. Als mich der Tempeldiener zu der größten dieser Nischen führte, glaubte ich eine Ausstellung von Langgeschossen für die schwersten Kaliber unserer Marine vor mir zu sehen. Glänzend schwarze, oben sanft abgerundete Zylinder standen dort in Reih und Glied; der größte über einen Meter hoch, dann ein Dutzend in kleinerer Ausführung, schließlich 100 in Fußhöhe, im ganzen 128. Es sind L i n g a m s aus Granit, schwarz geworden durch das Salben mit Kokosöl durch glaubenseifrige Inderinnen, wie mich der Führer belehrte. An dieses Hauptdepot reiht sich Einzelzelle auf Einzelzelle. In jeder steht ein aus Stein gemeißelter niedriger Tisch mit einer Art Abflußkerbe nach der einen Seite des Randes zu, und in der Mitte jeder dieser Tischplatten erhebt sich wieder der Lingam. So geht es

in ermüdender Eintönigkeit rings um den Hof herum. Im Hofe selbst stehen drei Gebäude, frei für sich hingestellt. Zunächst dem Eingang fesselt unter einer Halle ein riesiger sitzender Bulle — wie der Lingam ein Symbol Schiwas — aus schwarzem Granit das Auge. Dahinter erhebt sich der reichgegliederte, aber nicht mit phantastischem Figurenschmuck überladene Pyramidenturm des eigentlichen Tempels. Dieser Bau mit seinen beiden quadratischen, durch Pfeiler und blinde Fenster gegliederten Stockwerken war das erste reine Hindubauwerk, daß ein ästhetisches Wohlgefallen in mir auslöste. Und der Anblick des kleinen zierlichen Tempelchens des Schiwasohnes „S u b r a h m a n y a“, des Brahmanenfreundes, wirkt ebenso. Hier wurde mir klar, daß Tandschur zur Tritschinopoli und Madura sich verhält wie etwa Renaissance zum Barock, und daß die späteren Meister, die nicht Genialität genug besaßen, um mit einem Wurfe einen ganz neuen Stil zu schaffen, durch Massenhaftigkeit und Maßlosigkeit im Detail den Mangel an Schöpferkraft zu ersetzen suchten.

Was diesen Hindutempeln gemeinsam ist, ist einmal die ummauerte Abgeschlossenheit gegen die, allerdings mit ihren Basaren und Läden bis an die heiligen Mauern reichende Außenwelt, sodann das Allerheiligste und die Tempeltürme. Die großen Gänge und die Hallen mit tausend Säulen sowie die Teiche finden sich erst in Tritschinopoli und Madura, also im siebzehnten und Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, in dem wahrscheinlich zahllose Pilger zu den Tempeln wallfahrteten, für deren Bedürfnisse — Wasser und Unterkunft — gesorgt werden mußte. So wurde der Innenhof zu einem allmählich fast ganz abgedeckten Raume, inmitten dessen die wenig hervorragende Kuppel des Allerheiligsten durch Vergoldung kenntlich gemacht wird. Der Pyramidenturm aber, der in Tandschur

über dem Allerheiligsten sich erhebt und nur über den Eingängen zum Hof sich zweimal wiederholt, wird in acht- und zehnmaliger Wiederholung auf die Ummauerungen gesetzt. Zugleich werden die Tore breiter, und damit erhalten die über ihnen errichteten Türme eine rechteckige statt einer quadratischen Basis, und der kronenartige Abschluß der Spitze wird zu einem langgestreckten Wulste.

Einen weiteren Schritt von der Schönheit zum Grotesken bedeutet die Verdrängung der architektonischen Gliederung durch die skulpturelle. Nicht mehr sind es vorwiegend Leisten, Pfeiler, Nischen und blinde Fenster, die die Einförmigkeit der Wandflächen beleben, sondern menschliche und tierische Gestalten, welche über- und untereinander überall aus dem Stein hervorquellen und die so wirksame Wucht der Masse in ein wildes Durcheinander von Gliedern auflösen. Wie enorme An- und Übereinanderleimungen von Produkten der Holzschnitz- und Drechslerkunst wirken diese Türme mit dem wüsten Gedränge des Hindu-Pantheons. Diese Entwicklung zum „Detail-Paroxysmus" ist vom künstlerischen Standpunkte aus um so bedauerlicher, als die Hindu-Skulptur trotz ihrer hochentwickelten Technik, die den härtesten aller Steine, den Granit, zu meistern verstanden hat, durchaus minderwertig ist.

Man kann unter dem Gesichtspunkte kunsthistorischer Ethnographie die Völker einteilen in solche, welche das Schöne darstellen wollen und können, in solche, welche das Schöne darstellen wollen, unter deren Händen es aber zur Karrikatur wird, und schließlich in solche, deren künstlerisches Ziel von vornherein das Groteske ist. Ich glaube der Hindu-Skulptur genug Ehre anzutun, wenn ich sie in die Mittelklasse einrangiere. Ja, vielfach erinnerte sie mich sogar so sehr an den mittelamerikanischen Kult des Scheußlichen, daß ich mich fragte, ob diese Klassifizierung noch berechtigt sei.

Karrikatur ist die Übertreibung des Charakteristischen, der Mangel im Maßhalten bei der Darstellung des Wesentlichen. Sie kann künstlerisch gewollt sein, dann hat sie ihre Berechtigung und wirkt erfreuend auf unser Herz. Aber nicht so, wenn sie unbeabsichtigt ist. Wenn man einem Kinde einen Bleistift gibt und es zeichnen läßt, so schafft es ungewollte Karrikaturen. Des Vaters Vollbart wird bis auf die Füße reichen, der Mutter Busen bis an den Rand des Blattes, der Tante Brille wird das ganze Gesicht bedecken und Hektors Schwanz wird statt eines drei bis vier Reifen schlagen. In ähnlicher Weise übertreibt die Hinduskulptur Formen und Bewegungen. Und da kein Gegengewicht in ruhigen Flächen gegeben ist, sondern Arm auf Arm und Bein auf Bein zu Hunderten und Tausenden von Malen gesetzt wird, wirkt sie verwirrend, häßlich und gräßlich. Aber vielleicht war das beabsichtigt. Hatten die Brahmanen schon immer ihre tiefsinnige Geheimlehre vor dem Volke verborgen gehalten und seinen Bedürfnissen nach sinnlichen, leibhaftigen Göttern, d. h. nach übermenschlichem Wesen nachgegeben, so taten sie es um so williger, als sie im Jahrtausend der indischen Buddhaherrschaft die wenigen Treuen mit allen Mitteln bei den Fahnen versammelt halten mußten. Und als der Buddhismus an seiner Weltunbrauchbarkeit verblaßte und verblich, da hatten sie gelernt, womit man des Volkes Herz befriedigt. Da wurde jene neue Dreieinigkeit geschaffen, deren Oberhaupt Brahma blieb, der Weltgeist,dem man aber keine Tempel aus Stein, sondern Tempel im Herzen der wenigen Wissenden erbaute. Dem Volke aber schenkte ein neuer Reformator im VIII. Jahrhundert den Schiwa, den man aus einem Berggeist des Himalaja zum großen Vernichter umschuf, zum dunklen Prinzip, zum Herren der Dämonen, der auf Leichen tanzt und sich mit Tigerfellen

und einem Totenschädelkranze schmückt, der fünf Gesichter mit fünfzehn Augen hat und zehn Arme schwingt. Aber wie die Vernichtung nach uraltem Volksglauben stets zur Wiedergeburt führt, so ist Schiwa zugleich Wiedererzeuger und deshalb dient man ihm in Grausamkeit und Wollust. Schiwa wurde vor allen Dingen der Gott der dunkelhäutigen Drawida-Bevölkerung, und je weiter man südlich nach Indien kommt, desto zahlreicher trifft man seine an drei weißen Strichen quer über die Stirn aber auch über Schulter und Brust kenntlichen Anbeter.

Den nördlichen Völkern aber, die mehr Blut von den weißen Ariern ererbt haben, sagte dieser Dienst auf die Dauer nicht zu. Um auch sie zurückzuerobern, schuf drei Jahrhunderte später ein neuer Reformator den welterhaltenden hilfreichen Gott Wischnu, der in immer neuen Inkarnationen auftritt und — nach berechnender priesterlicher Schlauheit — auch als Buddha erschienen ist.

Blumen, Räuchereien und Backwerk opfert man ihm, während Stier und Lingam, die Symbole Schiwas, mit Öl gesalbt und mit Wasser begossen werden. Wischnus Anbeter sind kenntlich an einem spitzen Winkel aus weißer Kreide, der von der Nasenwurzel bis zu den Schläfen geht und durch einen gelben Strich geteilt wird. Da aber beide Parteien in zahllose Sekten zerfallen, sind auch die Zeichen zahlreich; im allgemeinen machen sich die Schiwisten durch horizontale, die Wischnuisten durch vertikale Ornamente kenntlich. Diese Volksgötter erhielten dann auch Gemahlinnen, in deren Charakter die Eigenschaften des Gatten zur Übertreibung gelangen. Während Wischnus Gattin die liebliche Lakschmi ist, steht dem Vernichter die entsetzliche Mord- und Choleragöttin Parwati oder Kali zur Seite. Im Ganzen soll der Hinduhimmel 330 Millionen Gottheiten umfassen, d. h. 1½ auf jeden Bekenner! Am

meisten verehrt sind die Schiwa-Söhne Subrahmanya, der Kriegsgott, dessen Tempel wir in Tandschur besuchten, und der elefantenköpfige Gott der Schlauheit und des Erfolges Ganescha, der im täglichen Leben unzählige Male angerufen wird. Mit riesigen Prozessionen dient man ihnen an den großen Kirchenfesten, wobei auf geschnitzten Tempelkarren neben den prunkvollsten und kostbarsten Bildwerken alberne, mit Spiegelteilchen und buntem Glas verzierte Holzfiguren von blauen Löwen und grünen Kühen herumgefahren werden. Es ist eben nirgends der Schritt vom Erhabenen zum Lächerlichen so peinlich kurz, wie bei den Formen, in denen der Mensch seinen Schöpfer verehren zu sollen glaubt.

Madras und Goa.

Bombay, den 14. Dezember.

Madras, die Hauptstadt Süd-Indiens. — Die „kleine Seele". — Durch Indien von Ost nach West. — Der Vasallenstaat Maissur. — Goa. — Portugiesischer Flaggenwechsel. — Die Stadt Albuquerques. — Der heilige Franz Xavier.

Madras mit seiner halben Million Einwohner will nicht nur eine Großstadt sein, sondern ist es auch. Wenn nachmittags die elegante Welt auf der Marina spazieren fährt, um das Schauspiel der in fünf Reihen gegen den sandigen Strand heranrollenden Brecher zu genießen, wenn abends in den breiten Straßen die elektrischen Bogenlampen aufflammen und die Automobile zu den Klubs sausen, deren Gebäude ein kleines Stadtviertel für sich bilden, wenn morgens den Vorortzügen die kleinen blondlockigen Abc-Schützen entströmen und die studierende Ju-

gend aus den Kreisen der reichen eingeborenen Kaufmannschaft, dann erkennt man, daß Madras eine von den größten Zentralen Indiens ist. Madressa ist ein arabisches Wort und bedeutet Hochschule, und noch heute ist die Stadt — neben Kalkutta, Bombay und Allahabad — eine der Universitäten des Landes. Bereits im Jahre 1639 wurde von der Ostindischen Compagnie das Fort St. George angelegt, das mit seinen grünrasigen Glacis noch heute die Stadt in zwei Hälften zerlegt; und in den wechselreichen Kämpfen mit Frankreich um die Herrschaft über Südindien wurde bald Madras den Franzosen, bald deren Hauptsitz, das nahegelegene Pondichery, den Engländern ausgeliefert. Madras hat im Laufe der letzten drei Jahrhunderte zahlreiche Kauffahrtei- und Handelsschiffe scheitern sehen, weil seine Reede keinen Schutz bietet gegen die Taifune, welche nur allzuoft quer über den bengalischen Meerbusen fegen; und auch heute ist der durch zwei riesige Wellenbrecher künstlich hergestellte Hafen nur ein Notbehelf, weil das hafenarme Indien vorlieb nehmen muß mit dem, was Menschenkunst schaffen kann.

Hatten wir schon in dem Palaste zu Madura die ersten Einwirkungen des schönen, vom nördlichen Indien ausstrahlenden, sarazenischen Stiles bewundern können, so erhält Madras bereits durch ihn sein architektonisches Gepräge. Ein alter, am Meeresstrande gelegener Nawob-Palast, dessen jonische und dorische Elemente bei einer Restauration durch die Engländer glücklicherweise entfernt wurden, dient jetzt der Technischen Hochschule und dem Hauptsteueramte als Unterkunft; und in dem daneben gelegenen, mit riesigen Bogenfenstern gezierten Senatshause sowie dem minarettreichen Lawcourt- und Highcourt-Gebäude haben geniale moderne Architekten es verstanden, diesen zierlichen und doch erhabenen Stil modernen Anforderun-

gen dienstbar zu machen. Der rote, mit Einfassungen aus weißem Granit gezierte Backsteinbau des Obergerichts gehört nach meinem Geschmacke zu den schönsten Schöpfungen moderner, nach den Mustern früherer Stile schaffender Architektur überhaupt.

Was die Bevölkerung der schönen Stadt anbelangt, so habe ich nicht durchweg freundliche Erinnerungen mitgenommen, weil die Bemühungen, den Fremden durch Übervorteilung und Bettelei zu schröpfen hier besonders auffällig waren. In Indien hat das Kastenwesen eine so weitgehende Arbeitsteilung herbeigeführt, daß beinahe für jede Verrichtung im Hause oder Hotel ein besonderer dienstbarer Geist erscheint, der auch besonders belohnt sein will. Jedes Bedürfnis hat seinen Preis. Als ich im Hotel ein aus Fetzen nur noch lose zusammenhängendes Etwas über die Bettpfosten gebreitet fand, das die Rudimente eines einst zweckmäßigen Moskito-Netzes darstellte, verlangte ich kategorisch ein intaktes Netz. Das kam auch. Und der Überbringer, ein bis dahin noch nicht sichtbar gewesener — wahrscheinlich einer besonderen Moskitonetz-Auswechselungs-Kaste angehöriger — Hindu blieb in der typischen Haltung des gewerbsmäßigen Trinkgelderpressers im Zimmer stehen. „War es nicht eine Niederträchtigkeit“, dachte ich, „mich den Blutsaugern zum Fraße ausliefern zu wollen? Wie sagt doch Schiller? Man lacht über kleine Seelen, die sich für eine Handlung, die oft nur Unterlassung einer Niederträchtigkeit ist, durch Würde bezahlt machen.“ Großer Schiller, ich bin gewiß einer deiner aufrichtigsten Bewunderer, aber in der Menschenkenntnis bist du nur zu oft Ideologe! Ja, ich hätte, wenn nicht gelacht, so doch zufrieden geschmunzelt, wenn sich die „kleine Seele“ durch „Würde“ bezahlt gemacht hätte. Sie dachte aber garnicht daran, sondern wartete würdelos auf — ein Trinkgeld.

Des Abends fuhr ich in der Richtung auf Bombay weiter. Statt des Schlafes, den ich für zuträglicher gehalten hätte, verordnete mir die M. a. S. M. R. (Madras and South Maharatta Railway) eine zehnstündige Vibrationsmassage; und mit vollkommen umgelagerten Molekülen erreichte ich am nächsten Morgen das auf dem kühlen Dekan-Plateau gelegene Bangalore, nachdem der Zug um Mitternacht das Randgebirge, die Ost-Ghats, erklommen hatte. Wie ich in Madras, so schimpfte in Bangalore mein dunkelfarbiger Diener über die schwarzen Seelen seiner Landsleute, als man ihm sein Bettzeug aus der dritten Klasse stahl, während er in der ersten das meine zusammenpackte.

Ich hatte es mir in den Kopf gesetzt, das noch heute den Portugiesen gehörende Goa zu besuchen, das die Albuquerque und Vasco de Gama des sechzehnten Jahrhunderts angelegt haben und dessen Bevölkerung unserer ostafrikanischen Kolonie eine erhebliche Zahl von kleinen Beamten und tüchtigen Handelsleuten liefert. Um aber dieses Ziel zu erreichen, mußte ich von Bangalore ab statt des Expreßzuges einen gewöhnlichen Personenzug besteigen, der alle Viertelstunde fünf Minuten Erholung brauchte. So vollzog ich die erste Durchquerung Indiens von Ost nach West in nicht weniger als vierzig unterbrochenen Eisenbahnstunden. Übrigens kann ich von der Benutzung der Personenzüge nicht abraten: sie sind kaum weniger komfortabel, wenn auch nicht so elegant wie die Schnellzüge; dafür aber hat man fast immer ein sehr geräumiges, mit Tisch, zwei Fauteuils, Bett und Nebenraum versehenes Abteil für sich allein. Die Landschaft zeigte bald dürftige Steppen, teilweise auch Busch, im Hintergrunde abgegrenzt durch Granitrücken, die mit Felstrümmern übersät sind, bald, wo die Fluten der Regenzeit in künstlichen

Stauseen festgehalten werden konnten, Felder mit Hirse, Bohnen und Rizinus, durchschnitten von Alleen prächtiger Mango-Bäume. Seit Bangalore fuhren wir durch das Gebiet des Maharadschah von Maissur, das Bayern an Größe gleichkommt. Bekanntlich stehen in Indien noch mehrere hundert Staaten von sehr verschiedener Größe unter eingeborenen Herrschern, die britische Vasallen sind. Etwa 40 dieser Staaten haben ihrem Umfang nach wirkliche Bedeutung. Die Verwaltung führt der eingeborene Fürst, der Nisam oder Maharadschah; er übt auch die Justiz aus. Verboten ist ihm diplomatischer Verkehr mit dem Auslande, die Anstellung fremder Europäer und die Verhängung barbarischer Strafen. In dieser Hinsicht wird er durch einen britischen Residenten überwacht. Dieses System der indirekten Herrschaft ist für England so bequem, daß man manchmal Gebiete, die früher direkt verwaltet wurden, wieder in einen Vasallenstaat verwandelt hat; so Maissur. Immerhin setzt dieses System eine gewisse Zivilisation bei dem Volke und eine nach europäischem Muster erfolgte Erziehung des Fürsten voraus, Bedingungen, die in Indien erfüllt werden. Die Übertragung des Systems auf andere, z. B. unsere Kolonien verlangt deshalb weitgehende Abänderungen.

Auf einer der nächsten Stationen stieg ein eingeborener Polizei-Inspektor, der eine Revisionsreise machte, in das Nebenabteil und ich knüpfte ein Gespräch mit ihm an. Stolz zählte er sich zu der alten Kschattria-Kaste (den Kriegern der Ur-Arier), der auch sein Herr, der Maharadschah, angehörte, und der Konfession nach bekannte er sich zu Schiwa. „So sind Sie Polytheist?“ fragte ich. Er lächelte: „Sie wissen besser als ich, daß ein gebildeter Mensch nur Monotheist oder Pantheist sein kann. Wir haben, wie Sie, auch drei Erscheinungsformen Gottes in

unserem Glauben; und ähnlich, wie Sie Väter vom „heiligen Geist“ kennen neben Vätern der „Kompagnie Jesu“, so nennen wir uns zum Teil Anhänger des Erhalters Wischnu, zum Teil des schaffenden Zerstörers Schiwa. Dazu hat das Volk seine Tausende von Untergöttern, die es, wie das Ihre seine Halbgötter, jene wunderverrichtenden Heiligen, anbetet.“ Schmuck sahen die den Inspektor begleitenden Offiziere und Unteroffiziere des Maharadscha-Polizeikorps aus in ihren gutsitzenden Kakiuniformen und braunen Schnürstiefeln und dem indigofarbenen gewirkten Turban, aus dessen Wulst sich eine goldene Spitze in der Mitte erhebt und dessen goldgefranster Zipfel über den Rücken hängt

Für die Verpflegung auf der langen Eisenbahnfahrt war leidlich gesorgt, insofern der Zugführer gegen Vorausbezahlung des Gedeckes telegraphisch Mahlzeiten auf den Stationen mit längerem Aufenthalt vorausbestellte. Nur hin und wieder ist man genötigt, zur Kakesschachtel zu greifen oder auf einer kleinen Station Bananen, eine Tasse Tee oder eine Flasche Soda zu kaufen; zum Trinken kann man Limonade, Sodawasser, Wein — meist sehr guten Australier — und Bier aus der Bremer Kaiser-Brauerei haben.

In Londa mußte ich morgens vier Uhr umsteigen. Hier beginnt der Abstieg nach Goa, der sich über den Rand der westlichen Ghats in vielen Schleifen über Viadukte und durch Tunnels vollzieht. Das Gebirgsbild ist ganz hübsch. Namentlich der Ausblick auf einen Fluß, der sich in drei, teilweise auch fünf Armen mehrere hundert Meter tief über die braunen Felsen stürzt. Collem ist die erste Station auf portugiesischem Gebiete. Da die Kolonie, die Braunschweig an Umfang und Bevölkerungszahl gleichkommt, eine Armee von mehr als tausend Eingeborenen unter portugiesischen Offizieren unterhält, bekam

ich gleich hier zahlreiche der teils mit weißen Käppis — Mischlingssoldaten —, teils mit blau-weißen Turbanen — eingeborene Polizisten — geschmückten Angehörigen der bewaffneten Macht zu sehen. In aufgelöster Ordnung umzingelten sie den Zug, worauf die Zollbeamten begannen, mehrfach die Lumpen der farbigen Passagiere zu durchwühlen. Den Ernst der Situation repräsentierte ein Krieger mit grauem Vollbart, der sich mit beiden Händen an seinem Gewehr festhielt, auf dem ein mächtiger Jatagan aufgepflanzt war. Am Kragen hatte der Alte die Nummer 3b. Es scheint demnach so, als ob die Portugiesen immer erst vierundzwanzig (a bis z) dieser Krieger als einen vollen Soldaten rechnen.

Auf die mit Busch und dichtem Wald bestandenen Berge folgte eine steinige Grasebene, und erst als die Bahn sich dem Laufe des Flusses anschmiegend im Tale dahinfuhr, traten Reisfelder an deren Stelle. Dörfer von großen viereckigen Hütten in ausgedehnten Palmengärten unterbrachen die Eintönigkeit und alle zehn Minuten rollte der Zug an einer weißgekalkten Kirche, die in einem schmucklosen und wenig ansprechenden Jesuitenbarock gehalten war, vorbei. Dann erreichte er das Meer und durchquerte eine kahle Landzunge, die ganz aus Manganeisenerz bestand.

Zu Mittag liefen wir auf dem Bahnhof von Marmagoa — englisch: Marmugao — ein. Er liegt am Quai, auf dem eine Reihe riesiger Wellblechschuppen erbaut sind. Hier lagen zwei große Dampfer, welche Kohlen für die Lokomotiven der südindischen Bahnen gebracht hatten und an ihrer Stelle vermittelst mächtiger Kräne Eisenerz übernahmen.

In einem in Anbetracht der sehr billigen Preise durchaus zufriedenstellenden Goanesen-Hotel stieg ich ab.

Die Hafenstadt Marmagoa liegt auf der Salsette-Halbinsel, welche die Goa-Bai südlich abschließt, und wird von einem alten Fort, das noch heute militärisch besetzt ist, überragt. Den nördlichen Abschluß der Bay bildet die Halbinsel Bardes, die zwei Festen aus der Eroberungszeit aufweist. In der Mitte der Bai springt eine dritte Landzunge vor, welche das Ostkap der in der Mitte gelegenen und vom Festlande kaum getrennten Insel Goa bildet. Diese mittlere Landzunge trägt den sehr umfangreichen Gouverneurpalast auf stolzem Vorgebirge. Hier residiert seit der Revolution Herr Coceira, bis dahin schlichter Bezirksrichter im Hinterlande, aber schon lange Vertrauensmann der neuen Machthaber. Als kurze Zeit nach seiner Berufung auf den Posten, den sein Vorgänger auf Mitteilung der Lissaboner Revolution hin freiwillig verlassen hatte, der Kreuzer „St. Gabriel“ in die Bai einlief und dem Palast gegenüber Anker werfend durch Signale anfragte, was die grün-rote Flagge zu bedeuten habe, da holte Herr Coceira sie eilends nieder. Der Kommandant schickte einen Offizier an Land, der durch telegraphische Anfrage in Lissabon feststellte, daß tatsächlich die Republik an Stelle der Monarchie getreten sei. Jetzt bekam Herr Coceira wieder Mut und forderte den Kommandanten auf, die königliche Flagge, die der Kreuzer noch führte, zu streichen. Der brave Offizier antwortete ihm, er müsse sich 15 Minuten gedulden. Dann setzte er sich hin, schrieb sein Abschiedsgesuch und übergab dem ersten Offizier das Kommando. An Land angekommen, warf er das Schreiben auf den Tisch des Gouverneurs mit den Worten: „Nun hindert Sie nichts mehr, Ihren Lappen aufzuziehen.“ Ein anderer Kreuzer, den wir in Kolombo liegen sahen, hatte es mit dem Flaggenwechsel eiliger gehabt. Aber als er unter der grünroten Flagge einlaufend den

Union-Jack salutierte, blieb die Erwiderung aus. Ein an Land geschickter Offizier brachte die Antwort, England habe die Republik noch nicht anerkannt, und Salut würde nur der königlichen Flagge erwidert. Da zog er die blau-weiße Flagge mit dem Wappen der Herrn von Algarvien wieder hervor, und, sobald sie hoch im Winde wehte, fiel der erste Salutschuß von Land.

Goa ist royalistisch durch und durch, und schon zweimal verdankte es Herr Coceira nur der Schnelligkeit seiner Traber und der Stärke seiner berittenen Bedeckung, daß er ungefährdet von seinem Bureau in der Residenzstadt Panjim nach der reichlich weitabgelegenen Cabo-Residenz gelangte.

Panjim — nur auf ausländischen Karten Neu-Goa genannt — liegt ziemlich versteckt an dem nur mehrere hundert Meter breiten Creek, der das in die Halbinsel Bardes auslaufende Festland von der Insel Goa trennt. Panjim ist eine hübsche saubere Stadt mit bunt bemalten und gut in Stand gehaltenen, vielfach zweistöckigen Häusern. Auf einer Höhe hinter der Stadt liegen Villen und der dem vizeköniglichen an Umfang nichts nachgebende erzbischöfliche Palast.

Um Alt-Goa zu erreichen, fährt man zunächst eine Stunde lang auf dem Dampfboot von Marmogoa-Harbour nach Panjim und von da eine gute Stunde im Wagen creekaufwärts erst mehrere Kilometer lang auf dem Damme, der einen Seitencreek absperrt, dann durch eine Vorstadt und schließlich durch ausgedehnte Palmengärten, aus denen die Mauerreste und Fundamente der alten Albuquerque-Stadt hervorzulugen beginnen. Am 25. November 1510 — also fast genau vier Jahrhunderte vor unserem Besuche — nahm der portugiesische Kolonialheld die

Stadt den mohammedanischen Indern des Adil Khan von Bidjapur im Sturme ab.

Goa begann alsbald rapide aufzublühen; ist es doch an der hafenarmen indischen Küste südlich Bombay der einzige gute Hafen. Hundert Jahre später wurde es schon auf 200 000 Einwohner geschätzt. Bald darauf begann es aber unter den wiederholten Angriffen der Holländer ebenso schnell zu verarmen als es aufgeblüht war. Zu seinem völligen Verfall führte dann die außerordentliche Ungunst der gesundheitlichen Verhältnisse, insonderheit das Endemischwerden der Pest neben der Malaria. Mitte des achtzehnten Jahrhunderts verlegte infolge der fortschreitenden Entvölkerung der Vizekönig seine Residenz nach Panjim, wohin die Einwohner schon zum größten Teile ausgewandert waren. Und damit war Goas Schicksal besiegelt. Die alte Stadt gab die Steine zum Bau der neuen her, die Dächer stürzten ein, die Wurzeln des mit tropischer Schnelligkeit aufwachsenden Busches sprengten die Mauern und in den Straßen und Höfen wuchsen überall Kokospalmen empor. Nur die großen Kirchen blieben durch die Fürsorge des zahlreichen Klerus erhalten und stehen heute noch. Ein eigenartiges Bild, diese grei großen, weißgekalkten Kirchen: die Kathedrale, St. Kajetan und Bom Jesu rings um den ehemaligen Marktplatz, die einzige Oase in der Einöde! Allerdings liegen auch viele Kirchen und Klöster in Trümmer, wie die Paläste der Albuquerque und der de Gama, der Braganza und der de Castro! Aber noch mancher Schatz wäre zu retten, boisierte Plafonds, holzgeschnitzte Paneele, die zwar keine Glanzleistungen der Kunst, aber doch ebenso geschmackvolle wie interessante Beispiele eines europäisch-indischen Mischstiles darstellen, wenn die Portugiesen die nötige Energie und die erforderlichen Mittel besäßen.

Alt-Goa war eine Stadt der Kirchen und Klöster. Franziskaner und Dominikaner, Augustiner und Karmeliter wirkten hier; vor allem aber die Jesuiten unter dem großen Apostel Indiens und des fernen Ostens, Francis Xavier, haben Goa den Stempel ihrer Tätigkeit aufgedrückt. Im Jahre 1542 langte dieser rastlose Glaubensstreiter in Goa an, und als er zehn Jahre später angesichts der chinesischen Küste starb, da hatte er den Samen des Christentums von Goa bis Tuticorin, auf Malakka und den Molukken sowie in Japan ausgestreut.

Gewiß hat Goa stets Priester und Mönche in erdrückend großer Zahl besessen; aber es muß auch anerkannt werden, daß Kulturwerte von ihnen geschaffen sind. Bewässerungsanlagen, die Einführung und Veredelung mancher Fruchtbäume ist auf ihre Wirksamkeit zurückzuführen, vor allem aber die Christianisierung der Bevölkerung. Alle diese braunen Souza und Silva, Fernandez und Pereira, die die Namen ihrer Taufpaten angenommen haben, waren einst Hindu, und noch heute haben sich darin Erinnerungen an die vorchristliche Zeit erhalten, daß die ehemaligen Kasten nur selten sich mit den anderen durch Eheschließungen vermischen. Zahlreiche Brahmanenabkömmlinge sind römische Priester — reines Europäerblut besitzt überhaupt nur der Erzbischof — und einige sind Mitglieder der portugiesischen Cortes geworden. Daß dieser Klerus nicht durch besonders hohe Bildung ausgezeichnet ist, versteht sich von selbst. Ein Verteidiger der Geistlichkeit rühmt indes, daß wohl jeder Priester genug Latein kann, um Cornelius Nepos (!) zu verstehen.

Über den Erfolgen darf aber auch nicht vergessen werden, daß jenen Zeiten alle Mittel der Seelenbekehrung recht waren. Dafür sprechen die ausgedehnten Ru-



Bombay: Bahnhof



Bombay: Gouvernementsgebäude



Bombay: Höhlentempel auf Elefanta



S. H. der Nisam von Haiderabad



Haiderabad: Vorstellung auf dem Bahnhofe



Haiderabad: Britische Dragoner des (Kaisers Regiment aus Muttra) und Nisam-Infanterie am Bahnhofe



Haiderabad: Spalier am Tage der Ankunft des Kronprinzen



Haiderabad: Straßenbild vom Tage der Ankunft des Kronprinzen

inen des Inquisitionspalastes mit seinen dumpfen Kellern und Kerkern. Freilich erstreckte sich ja die Kompetenz dieses Gerichtes nur auf Anhänger des Christentums und Abtrünnige; aber es verstand auch Mohammedaner, Juden und Heiden vor sein Forum zu ziehen unter dem Verdachte der Anstiftung, Beihilfe oder Begünstigung des Abfalls vom rechten Glauben. Und nur zu oft hat in früheren Jahrhunderten die große Glocke der Kathedrale ihre dumpfen Klänge über die Palmen hinaus klingen lassen, wenn das heilige Kollegium eins seiner Opfer zum Flammentode des Autodafé führen ließ.

Die männliche Christenbevölkerung kleidet sich heute vorwiegend europäisch. Ja, ein goanesischer Rechtsanwalt oder Doctor medicinae gibt keinem Caballero der Pyrenäenhalbinsel etwas nach in der Eleganz der Kleidung. Außerhalb der Städte sieht man allerdings andere Typen. Da sah ich einen würdigen alten Herrn mit stattlichem grauen Spitzbart auf einem Bahnsteige stehen: während wir bei nicht völlig zureichenden Mitteln uns doch wohl in erster Linie eine Hose und später bei zunehmender Wohlhabenheit den dazu gehörigen Rock kaufen würden, hatte er es umgekehrt gemacht und zog das Jackett mit den in die Taschen gesteckten Händen kokett über den Hüften stramm, während seine untere Hälfte jeder Bekleidung bar war. In den Reisfeldern arbeiteten die Leute bis auf ein Hundertstel unbekleidet.

Die Frauen dagegen lieben reichlichen Behang, und wenn sie zur Kirche oder in die Stadt gehen, so ziehen sie über das bunte Zeug noch ein weißes Gewand an, ein großes Laken, das sie eng um sich wickeln und mit einem Zipfel über den Kopf fallen lassen. Im Haar tragen sie viel Schmuck, goldene Kettchen und Edelsteine, die die dunkle Hautfarbe ihres Gesichtes wirksam heben. Zur

Zeit meines Besuches strömte das über ganz Indien und sogar Ostafrika als Diener, Köche, Handlungsgehilfen, aber auch als selbständige Handelsleute zerstreute Goanesenvolk von überall her auf Schiffen und Eisenbahnen nach Goa zurück, um die während kurzer Zeit ausgestellte Leiche des heiligen Franziskus zu verehren. Auf dem Platz zwischen den drei großen Kirchen Alt-Goas war eine Budenstadt entstanden. Überall wurden außer Kerzen und kleinen Heiligenfiguren Kuchen, Obst, Wein und Tee feilgeboten. Hier drängte sich eine bunte Menge, die sich in der Zwischenzeit selbst auf einem sehr primitiven Karussel vergnügte, bis sie zur Kirche Bom Jesu zugelassen wurde.

Der Körper des Heiligen war noch im Jahre 1614 wunderbar gut erhalten. Damals ließ Paul V. den rechten Arm abnehmen und nach Rom überführen und seitdem ist die Leiche zu einer wenig über 1,30 Mtr. messenden Mumie zusammengeschrumpft. Der schwere Silbersarg ist ein Geschenk des Großherzogs von Toscana, die massiv silberne Statue stiftete die Gemahlin des letzten Kaisers von Brasilien.

Das alte klerikal-ritterliche Goa ist tot. Aber es entsteht zurzeit ein neues kommerzielles in Marmagoa-Harbour. Sechs bedeutende englische Firmen beherrschen den hier erblühenden Handel, und wenn Großbritannien eines Tages die Enklave überschluckt — zum Segen der Entwicklung des Ländchens und der Zivilisation — dann wird Goa noch eine Bedeutung erreichen, die die seiner Glanzzeit übertrifft.*)

---

*) Weiteres über die Kolonie Goa in Nr. 17 u. 18 der Deutschen Kolonialzeitung vom 29. 4. u. 6. 5. 1911.

Bombay.

Haiderabad, den 18. Dezember 1910.

Journalisten und Polizei. — In den Lasterhöhlen Bombays. — Die Türme des Schweigens. — Der offizielle Empfang des Kronprinzen. — Elefanta. — Gartenfest beim Konsul.

Als ich in Bombay am 13. Dezember gegen Mittag eintraf, wartete meiner eine Reihe von Überraschungen. Zunächst trat gleich am Zuge jemand an mich heran, fragt, ob ich „Mister Seetsch" wäre, der dem Kronprinzen als Berichterstatter folge, und erklärte auf meine Bejahung, daß ich dann im Taj-Mahal-Hotel Zimmer Nr. 202 zu beziehen hätte. „Fällt mir garnicht ein," sagte ich, „Taj Mahal ist nur für Dollarprinzen. Wer befiehlt denn das?" — „Der Polizei-Präsident." — Ich dachte nach. Nein, ich hatte nichts verbrochen. Immerhin: „Es ist so schwer, den falschen Weg zu meiden — und dicht dabei liegt oft verborgnes Gift." Hm! Wer weiß? Na, mindestens bedeutet Taj Mahal eine custodia honesta. Also gedenke, daß du ein Preuße bist und füge dich der polizeilichen Fürsorge blind! So gelangte ich nach Taj Mahal. Ein Schutzmannsposten stand nicht vor meiner Tür. Das beruhigte mich. Nachdem ich mich umgezogen hatte, fragte ich nach der Post. „Jenes Auto fährt sie sofort dorthin," hieß es. „Wer sagt, daß ich mit einem Auto fahren will?" blitzte ich den Portier an. „Der Polizei-Präsident", antwortete er mit einem tiefen Diener. Ich war entwaffnet und stieg gehorsam ein. Zurückgekehrt, blieb ich unschlüssig in der Halle des Prachthotels stehen und dachte nach, wie ich über die Zeit meines Aufenthaltes disponieren sollte. Ein Herr trat ein

und lüftete den Strohhut „Mister Säkki?" — „Seetsch oder Säkki, ganz gleich: That's my name". — „Well — Ich heiße O'Keeffe, bin Polizei-Inspektor und wollte Ihnen ein Programm für die Zeit Ihrer Anwesenheit in Bombay vorschlagen". „Auf Befehl des Polizei-Präsidenten, nicht wahr?" lachte ich. „Ja, ich bin Ihnen während Ihres Hierseins attachiert." Und O'Keeffe wurde mein und der Kollegen Schutzengel. Immer da, wenn man etwas wissen, stets allmächtig, wenn man irgendwo dabei sein wollte. Als alten kolonialen Verwaltungs- und Polizeibeamten interessierten mich natürlich auch die Lasterhöhlen Bombays. „All right", sagt O'Keeffe. „Aber da fährt außer mir auch der Stellvertreter des Präsidenten mit; denn das ist sein spezielles Dezernat." Und so geschah es.

Als wir Abschied nahmen von Bombay — wir fuhren mit einem extra für uns eingelegten Vor-Zuge dem Kronprinzen voraus, um in Haiderabad schon bei dem glanzvollen Empfang mit dabei sein zu können, — war für den Kronprinzen natürlich schon alles da — Ehrenkompagnie, Polizeipräsident, Stellvertreter, Inspektor usw. O'Keeffe, der die Berittenen führte, stieg ab. „Säkki, es ist ein Photograph bestellt. Der Präsident und wir möchten mit der deutschen Presse auf einem Bild verewigt werden." Ich sah ihn fassungslos an: Polizeipräsident — auf einem Bilde — Presse — Jagow — Bombay — Britische Journalisten — Moabit — es ging mir wie ein Mühlrad im Kopfe herum. Aber schon kam der Deputy-Comissioner Vincent und zog mich am Ärmel mit — Knipps! — Da war das Ungeheuerliche geschehen. Presse mit dem Polizeipräsidenten auf einem Bilde!

Ja ja! —

Hm! —

Also zunächst in die Lasterhöhlen! Ein elendes, aber betriebsames Viertel. Verschlossenes Haus, vorsichtig von innen aufgemacht. Halbdunkele Korridore, in denen der Fuß an hingestreckte menschliche Leiber stößt. Ein kleines Zimmer, an dessen Wänden die Kleidungsstücke der Insassen aufgehängt sind. In der Mitte auf dem Fußboden eine Lampe. Und darum gruppiert liegen sie, zum Teil schon reichlich angejahrt und vom Laster abgezehrt, zum Teil aber noch jugendlich frisch, ein halbes oder ganzes Dutzend, in allen möglichen und unmöglichen Stellungen, die unseligen Opfer des Opiumteufels. Ein Alter taucht eine Stricknadel in das Täßchen mit brauner Flüssigkeit, die wie dicker Kaffee- oder Tabakssaft aussieht. Ein Tropfen bleibt hängen. Über die Lampe gehalten, kocht er auf, schwillt an und verdickt sich zu einem Knoten. Die Nadel wird wieder in die Tasse getaucht. Dasselbe Schauspiel und der Knoten zeigt doppelte Dicke. Drei-, viermal, und die Pille ist fertig.

Hier liegt ein Hafenarbeiter, die halb abwesenden Augen starr geöffnet; eine Pfeife hat er schon geraucht. Krampfhaft hält er das Instrument, das einer Flöte gleicht, der am Beginn des unteren Drittels eine kleine Teetasse aufgesetzt ist, in den Händen. Die Teetasse — d. h. der Pfeifenkopf — ist mit den Rückständen der früheren Pillen gefüllt, die wie dunkle Wachswaben aussehen.

Der Alte stößt mehrmals heftig die Nadel hinein und schafft so der Pille, die er dabei im Pfeifenkopf stecken läßt, Luft. Der Hafenarbeiter nähert den Pfeifenkopf der Lampe, an der sich der Inhalt entzündet, und schluckt gierig in drei, vier Zügen den Rauch hinunter.

Dann fällt er zurück und träumt.

Und so liegen sie zu Dutzenden da — unten das gewöhnliche, im Obergeschoß das bessere Volk — die Raucher

in den Zimmern, die Betäubten wie Leichen auf den Gängen.

Hinaus aus dem Schmutz und der Stickluft! Hinaus, O'Keeffe, in die klare Luft, unter den flimmernden Sternenhimmel!

— — — — — — — — — — — — — — — —

Wer hat nicht von ihnen gehört, jenen „Türmen des Schweigens", jenen breiten stumpfen Gebäuden über kreisförmigem Fundament, auf deren Rändern Geier an Geier sitzt, bereit, über jede neue auf die Plattform gelegte Leiche mit plumpen Sprüngen herzufallen, den scharfen Schnabel hineinzuhacken und Eingeweide, Knochen und Muskeln mit hastigen Schlingbewegungen des häßlich-kahlen Halses hinunterzukröpfen? Wer ein wenig in der Völkerkunde und Kulturgeschichte geblättert hat, der weiß, daß der Menschheit eines der schwierigsten Probleme gestellt ist in der Frage, was mit den Körpern der Verstorbenen geschehen soll. Man legt sie in den Busch, den Hyänen zum Fraße, man läßt sie auf hohen Bäumen dörren, man bestattet sie zur Erde, man mumifiziert sie künstlich, oder man verbrennt sie in läuternder Flamme zu Asche. — Jede Bestattungsart ist aus einem andern Milieu hervorgewachsen, hat in diesem seine Berechtigung gehabt und wurde dann durch Glauben und Gewohnheit sanktioniert. Welch' ein Widerspruch ist es doch, wenn die Parsen, jener hochintelligente, den Europäern nicht nur urverwandte, sondern auch an Denkart und Bildung nahestehende Volkssplitter, für dessen feinen Kunstsinn zahlreiche Paläste in Bombay sprechen, wenn dieses ästhetisch empfindende Volk die Sitte pflegt, die Körper ihrer Liebsten den Raben und Geiern zum Fraße vorzuwerfen! Ehe sie um ihres zarathustrischen Feuerglaubens willen dem siegreichen Krummsäbel des Islam wichen, da hatten sie auf felsigen,

baumarmen Plateaus Persiens gewohnt, auf denen Bestattung wie Verbrennung teils unmöglich ist, teils allergrößte Mühsal voraussetzt. Feuer war knapp und daher kostbar und heilig. „Es darf durch Leichenverbrennung nicht entweiht werden,“ lehrte alsbald der Glaube. Und wo man, der Not gehorchend, die Körper in der Steppe ausgesetzt hatte, Schakalen und Geiern zum Fraße, da mag jene wunderliche Lehre entstanden sein, von der Heiligkeit der vier Elemente und der Notwendigkeit, sie vor Verunreinigung zu wahren, indem man die Leichen in Bestandteile von Tierkörpern umwandelt durch das Medium eines Geiermagens.

„Taj Mahal“ das *sechsstöckige Riesenhotel* mit den Kuppeln, Fahrstühlen, elektrischen Windfächern und Wandelhallen ist die Schöpfung eines Parsen, dem es gegen die Ehre ging, daß Bombay — das die Parsen, die hier 50 000 Seelen stark sind, als „ihre“ Stadt ansehen — eines würdigen Hotels entbehrte. Stiftungen der zahlreichen millionenschweren Bombay-Parsen sind sodann der Turm der St. John's Kirche, das große Sanatorium, das Elphinstone College (Gymnasium), die Universität mit dem allerdings über alles Maß hohen und daher auf das Gebäude drückend wirkenden Glockenturm, den Sir Cowasjee Jehangir seiner — N. B. von den Geiern bestatteten — Mutter zum Andenken errichtete. Diese Prachtbauten werden noch übertroffen von den Regierungsgebäuden, deren pompöse venezianische Gotik dieser Tropenstadt ihren eigenartigen Charakter verleiht: Präsidentur, Obergericht, Hauptpost, Stadthaus und vor allem der herrliche Bahnhof, der den Eindruck erweckt, als ob er für eine Kathedrale in Verbindung mit einer erzbischöflichen Residenz bestimmt gewesen wäre.

Am Morgen des 14. Dezember fuhr die stahlgraue

„Gneisenau“, mächtige Rauchwolken aus den vier Schloten zum morgenfahlen Himmel, den die aufgehende Sonne schwefelgelb streifte, emporsendend, in die inselreiche Bombaybucht ein.

Der Hafenkommandant und der liebenswürdige Generalkonsul Prinz Reuß, begleitet von dem Bombayer Konsul, fuhren an Bord.

Inzwischen versammelten sich in dem langgestreckten mit Sesseln ausgestatteten und mit bunten Flaggen geschmückten Landungs-Pavillon die Konsuln der Mächte, die zum Empfang befohlenen britischen und eingeborenen Beamten und Offiziere und die deutsche Kolonie. Jeder Gruppe war eine besondere Sektion angewiesen. Für die Presse waren zwei Reihen Stehpulte aufgestellt, so daß ihre Vertreter nicht nur alles übersehen, sondern das Gesehene auch gleich niederschreiben konnten.

O'Keeffe nahm uns in Empfang und bemerkte, daß wir nicht an die Presseplätze gebunden seien, sondern uns überall frei bewegen könnten; so nahmen die Herren, die photographieren wollten, bei dem Konsular-Corps Aufstellung.

Auf dem Pflaster klirrende Hufschläge verkündeten den Aufmarsch der Eskorte, die auf Schimmeln berittene Eingeborenen-Polizei O'Keeffe's in blauen Kaftans mit Turbanen mit gelbem Besatz, dann die prächtig berittene indische Leibgarde des Gouverneurs, Lanzen in den weißbestulpten Händen, golddurchwirkte Turbane auf dem Kopf und gekleidet in langschößige, tief bis über die weißen Hosen fallenden Scharlachröcke. Einfach in ihren weißen Uniformen und Tropenhelmen machte sich daneben die halbe Schwadron Volunteers; aber daß sie darauf bestanden hatten, mit dem Säbel in der Faust den deutschen Kron-

prinzen zu eskortieren, bedeutete einen Beweis ganz besonderer Sympathie der anglo-indischen Bevölkerung.

Da erklangen fröhliche Marschweisen aus der Ferne. Die Ehrenkompagnie britischer Infanterie — weiße Tropenuniform und Helme — marschierte mit Musik und Fahne heran und nahm in der Empfangshalle Aufstellung. Vor der Musik tänzelte graziös, von zwei Soldaten gegängelt, eine Schwarzbock-Antilope, die das Regiment pflegt und überall hin mitnimmt.

Inzwischen war der Gouverneur — „Sir G. S. Clarke, G. C. I. E., G. C. M. G., R. 120 000", wie „Statesman's Yearbook" verrät, (Inhaber des Großkreuzes des Indischen Kaiserreichs und des Michael- und Georg-Ordens sowie Empfänger eines Gehalts von 120 000 Rupie — 160 000 Mark) — an Bord gefahren und mit den Herren der kronprinzlichen Suite zurückgekehrt. Die deutschen Offiziere trugen Tropenhelme — ohne Spitze — mit dem besternten Gardeadler und ihre heimischen Uniformen, nur daß das Blau der Röcke durch Weiß ersetzt war. Die gestickten roten Kragen und Aufschläge bei den beiden Ulanen Graf Solms und von Zobeltitz, besonders auch der Ulanka-Schnitt, machte sich bei dem Weiß der Röcke sehr gut. Die mächtige Gestalt des Generalkonsuls Prinzen Reuß erschien ebenfalls in weißer Uniform und mit Epaulettes und Helmbusch des 2. Garde-Dragonerregiments. Exzellenz von Treutler hatte die Tropenuniform der Diplomaten angelegt und nur Graf Finckenstein trug zu weißen Beinkleidern und Tropenhelm den blauen Rock des 1. Garde-Regiments.

Einundzwanzig Salutschüsse kündigten den Kronprinzen an. In der Uniform der Pasewalker Kürassiere mit dem Tropenhelm statt der Stahlhaube sah der Prinz voller und älter aus als in Zivil. Die Vorstellung fand

statt, und dann wurde der Galawagen bestiegen. Die Halb-Schwadronen setzten sich vor und hinter den Wagen, berittene Polizei, Volunteers, Leibgarde — und im Fluge ging es durch die Stadt am Strand entlang nach dem auf der äußersten Spitze von Malabar-Hill gelegenen Government-House.

Das europäische Bombay liegt bekanntlich auf den beiden Zipfeln, in die das vom Festland nur durch einen schmalen Streifen Wassers getrennte Salsette-Eiland ausläuft. Der östliche Zipfel, an dem der Hafen liegt, trägt die Stadtteile „Fort" und „Colaba" mit den Hotels, den Geschäften, Bureaus und den Palästen der Behörden. Auf den Terrassen von Malabar-Hill erheben sich dagegen die Gärten mit den entzückenden Villen und prächtigen Palais der reichen Bombayer Europäer und Parsen. Inmitten dieser beiden Stadthälften liegt die Eingeborenenstadt.

Nach Malabar-Hill fuhren wir gleich nach dem Frühstück, um im Government-House von dem Gesandten von Treutler, in dessen Händen nunmehr die für uns wichtigen Arrangements ruhten Auskünfte zu erhalten. Wir wurden von ihm dem General Sir Harold Steward, der auf britischer Seite der verantwortliche Leiter der Reise ist, vorgestellt. Dieser teilte uns mit, daß von den Herren seines Stabes speziell Major Steel, 16. Kavallerie, mit der Fürsorge für uns beauftragt sei. Schon am Nachmittage überbrachte uns dann auch der liebenswürdige Major, der in Deutschland gelebt hat und daher fließend Deutsch spricht, die Pässe, die uns überall in Indien, auch bei Absperrungen, volle Bewegungsfreiheit garantieren. Alle diese Rücksichten und namentlich die Promptheit, mit der das Zugesagte durchgeführt wird, verlangen Dank und warme Anerkennung.

Am nächsten Morgen stand uns eine Pinasse der Polizei zur Fahrt nach Elefanta zur Verfügung, einer dem jenseitigen Ufer der Bombay-Bucht vorgelagerten Insel, mit dem berühmten Felsentempel, dessen künstlerische Bedeutung Goethe so unwillig von der Hand weist:

„Auch diese will ich nicht verschonen
Die tollen Höllenexkawationen,
Das düstere Troglotytengewühl,
Mit Schnauz und Rüssel ein albern Spiel,
Verrückte Zierrat-Bauerei.
Nehme sich niemand zum Exempel
Die Elefanten- und Fratzentempel!
Mit heiligen Grillen treiben sie Spott
Man fühlt weder Natur noch Gott —
In Indien möchte ich selber leben,
Hätte es nur keine Steinhauer gegeben."

Wie wundervoll hat hier der Altmeister mit wenigen lapidaren Worten ein auffallend zutreffendes Urteil über die Hindukunst hingehauen, die ihm doch nur aus Zeichnungen bekannt war! — Gemeint sind die Worte auf das zuerst von Niebuhr beschriebene Elefanta. Aber wir, die wir Südindien durchwandert haben, werden sie mit noch größerem Rechte auf die grotesken Tempel in Madura und Tritschinopoli anwenden.

Die Aushöhlung des Felsens, bei dem man die Säulen, welche dem Dorischen Stil ähneln, stehen ließ, soll von der Zeit vom 6. bis 12. Jahrhundert stattgefunden haben. Vorhanden ist eine Zentralhalle, neben dieser rechts eine Seitenhalle mit einem Tempelchen und links ein Hof, der ebenfalls ein Tempelchen enthält. In beiden stehen mächtige Lingams. Der Tempel war dem-

nach Schiwa gewidmet, was auch die riesigen Hochreliefs an einigen Wänden beweisen. Geradeaus führt der Weg zu der fast 6 Meter hohen Relief-Büste der Trimurti, der Hindu-Dreifaltigkeit. Da dem Schiwa-Anbeter natürlich diese Person der Gottheit die erste ist, so erscheint er in dem dreigesichtigen Bilde, in den drei Charakteren der Dreieinigkeit als Brahma-Erschaffer, als Wischnu-Erhalter und als Rudra-Zerstörer. Auf dem Relief linker Hand erscheint der Gott als Vereinigung des männlichen und weiblichen Prinzips, indem jede durch die Scheitellinie getrennte Hälfte andere Geschlechtscharaktere hat. Die weiteren Reliefs zeigen Darstellungen der Geschichte des Gottes, seiner Gemahlin Parwati und ihres elefantenköpfigen Sohnes Ganescha. Der Gesamteindruck war nicht erbauend, stimmte aber immerhin durch die Wucht der Massen in dem Halbdunkel der Räume weihevoll.

Zum Abend hatte der deutsche Konsul eingeladen. Der prächtig illuminierte Garten seiner Junggesellen-Villa versammelte die deutsche Kolonie und die Offiziere der „Gneisenau" bereits um 9 Uhr. Der Kronprinz mit seinem Gefolge konnte erst um 10 Uhr erscheinen, da das Ende des vom Gouverneur gegebenen Diners abgewartet werden mußte. Der Hohe Herr, der das blaue Dinner-Jacket der Marine-Infanterie mit dem weißen goldgestickten Kragen trug, ließ sich die Versammelten, den Erzbischof Jürgens (Jesuiten-Mission) an der Spitze, vorstellen und hatte für jeden einen Händedruck und einige teilnehmende Fragen. Schon rein physisch bedeutete das fast zweistündige Stehen und geistig die schnell wechselnde Konversation mit den 150 Geladenen eine anstrengende Leistung. Aber die Freundlichkeit und das Interesse blieb sich gleich, bis das letzte Mitglied der Kolonie vorüber defiliert war, und hinterließ einen nachhaltigen Eindruck.

Haiderabad.

Haiderabad, den 21. Dez. 1910.

Haiderabad. — Am Bahnhofe. — Im Palast des Nisam. — Cheeta-Hunting (sprich: Tschita-Gepard). - Pantherjagd. — Golkonda. — Die Illumination. — Die Parade.

Haiderabad, das Zentrum des hier 620 Mtr. hohen Dekanplateaus, ist mit seinen 500 000 Einwohnern die viertgrößte Stadt Indiens, und im Unterschiede von den drei größeren — Kalkutta, Bombay, Madras — reine Eingeborenenstadt. Denn außer dem britischen Residenten mit seinem Stabe und seiner Leibwache, der die Regierung des Nisam beaufsichtigt, wohnt hier nur ein halbes Dutzend Weißer. Als Gegengewicht liegt in dem nur ein Stündchen Wagenfahrt nördlich gelegenen Skanderbad (auch Sekunderabad — Stadt des Alexander) eine britische Division — zum Schutze des Nisam. Das Herrschergebiet dieses Fürsten ist so groß wie das außerpreußische Deutschland zuzüglich Jütlands, hat aber nur 11 Millionen Bevölkerung, also etwa soviel wie Bayern und Sachsen zusammen. Der Vasallenstaat verausgabt für seinen Innenverkehr eigene Münzen und Postmarken.

Die Stadt war zum Empfange festlich geschmückt. Bis zu dem mit einem Aufwande von 5 Mill. M. eigens für den Aufenthalt fremder Fürstlichkeiten auf einem Porphyrhügel erbauten Falufnama-Palais, das der Kronprinz beziehen sollte, standen Krieger des Nisam zu Fuß und zu Roß Spalier, und hingen Wimpel in allen Farben über die meilenlangen Straßen. Freilich war der Wille dabei mehr zu loben als die heraldische Treue: In der deutschen Flagge hatte man das schwer zu beschaffende

Schwarz konsequent durch Dunkelblau und in der Reichskriegsflagge sogar aus einem mir nicht ersichtlichen Grunde das Weiß des Mittelschildes durch Gelb ersetzt. Tausende von Eingeborenen belebten in buntem Gewimmel die Straßen.

Die britischen Beamten und Offiziere waren schon versammelt, als der Nisam und sein Sohn, jeder in sechsspännigem Galawagen mit Behängen und Livreen aus gelber Seide und Silberstickerei, vorfuhren. Bald darauf lief auch der vizekönigliche Sonderzug ein, dem der Kronprinz und die Herren seines Gefolges entstiegen. Sie trugen dieselben Uniformen, wie beim Empfang in Bombay, nur waren in der Zwischenzeit aus den adlerbeschlagenen Tropenhelmen glänzende Spitzen hervorgewachsen, die die Kopfbedeckung bedeutend verschönerten. Nach der Vorstellung sausten die Galawagen, von zahllosen Geschwadern der Nisam-Reiterei und einer Eskadron des britischen 7. Dragoner-Regiments geleitet, davon, während die reitende Artillerie noch den Salut von 31 Schuß beendete und die britische und eingeborene Ehrenkompagnie zum Abmarsche einschwenkte.

Am Nachmittage machte der Nisam dem Kronprinzen Besuch, der alsbald erwidert wurde.

Der Palast des indischen Großfürsten nimmt eine ganze ummauerte Stadt für sich ein; in ihr befindet sich ein besonderes Empfangspalais.

Vor dem mit Papierblumen und zahllosen Illuminationsgläsern recht naiv gezierten Portale hielt eine Ehrengarde nisamscher Zuaven in roten Pumphosen und Gamaschen, grüner Weste und schwarzer, gelbverschnürter Jacke. Über die bärtigen Häupter der Belutschen hingen orangefarbene, seidengestickte Tücher in der Art, wie die ägyptischen Sphinxköpfe bekleidet sind. Trotz ihres wilden

Aussehens waren diese Belutschen aber ganz freundliche Herren; denn auf Wunsch machte die ganze Kompagnie kehrt und ließ sich typen!

An der afrikanischen Garde vorbei — Nachkommen und Mischlinge von Somalis und Abessiniern mit eingeborenen Frauen — im Fes und weißen Waffenröcken, schwarzen, rotgestreiften Hosen und hohen Stiefeln, durch lange Korridore, gelangten wir in den rechteckigen Ehrenhof, den Kolonnaden korinthischen Stils umgaben. In der Mitte erhoben sich vier kleine Palais oder Empfangshallen, in reinster Renaissance gehalten und grün und weiß gestrichen. Die Mitte des Hofes füllte eine Terrasse aus, auf der ein köstlicher Ziergarten mit großem Wasserbassin angelegt war. Das Ganze, überwölbt von dem in der Spätnachmittagssonne glänzenden Himmel, schien eher zu einem italienischen Feste einzuladen, als zu einem indischen. Aber da standen vor der Halle, in der der Kaisersohn empfangen werden sollte, die braunen Gestalten der Nisam-Leibgarde und erinnerten uns mit ihren blauen Turbanen daran, wo wir waren. Kein Luftzug wehte, und so hingen die Fähnchen der Lanzen, die sie hielten, träge herab.

In ununterbrochener Reihe, zu Wagen und zu Automobil, langten die Großen den Nisamreiches an, die Minister und der Adel, die Nawobs. Diese trugen alle dieselbe Hofuniform: weiße, langschößige Röcke und weiße Hosen, dazu ein breites, goldenes Gehenk für den Krummsäbel und geflochtene Achselstücke, deren Sterne den Ranggrad erkennen ließen. Die weiße Kopfbedeckung erinnerte an die Form der Grenadiermützen unter Friedrich Wilhelm I.

Der Salut, der die Ankunft des Kronprinzen anzeigte, veranlaßte ein im Programm nicht vorgesehenes Zwischenspiel: tausende fliegender Hunde wurden aus den Bäumen aufgescheucht und umflatterten quietschend den Hof.

Der Nisam, ein kleiner Herr mit wohlwollendem Gesichtsausdruck, schlicht im Fes und schwarzen Überrock mit dem Bande und Stern von Indien, sowie sein schlanker, hellfarbiger Sohn, geleiteten den hohen Besucher in die Empfangshalle, wo Willkommensgeschenke präsentiert wurden. Unterdessen konzertierte eine der zahllosen Militärkapellen des Nisam — glücklicherweise die von einem deutschen Musikmeister geleitete und daher allein erträgliche.

Nach einer kleinen halben Stunde empfahl sich der Kronprinz. Auch wir fuhren nach unserem Hotel zurück in dem Staube, den die abrückenden Schwadronen gelber Ulanen, blauer Husaren, karmoisin-grüner Chevauxlegers und anderer beturbanter Nisam-Reiterei aufwirbelten.

Militärischen Wert haben diese Nisam-Truppen, mit Ausnahme derer, die im Ernstfalle zur Verfügung gestellt werden müssen, nicht. Im Gegensatz zu dieser und der britischen Kavallerie ist die buntfarbene Nisam-Reiterei elend beritten und die Infanterie darf nur Vorderlader führen. Es sind mehr Palaststatisten als Soldaten. Und wenn auch der Harem des Nisam 700 Schöne zählen soll und die Dienerschaft 3000 Mann, so daß im ganzen etwa 7000 Seelen — oder Körper — das Palastviertel bevölkern, so kann der Nisam sich in Anbetracht der billigen Löhne von 10—15 Mark und seines eigenen Einkommens von 1 200 000 Mark monatlich den harmlosen Luxus gestatten.

Zu den interessantesten Veranstaltungen des hiesigen Aufenthalts gehörten die eigenartigen Jagden am Vormittag des 18. und 19. Dezember. Da man fast bis zum Schauplatze zu Wagen — das letzte Stück zu Pferde — gelangen konnte, und jetzt in der kühlen Zeit die Hitze auf dem Plateau kaum über die unseres Juni hinausgeht, waren sie auch nicht anstrengend.



Haiderabad: Empfangspalast des Nisam



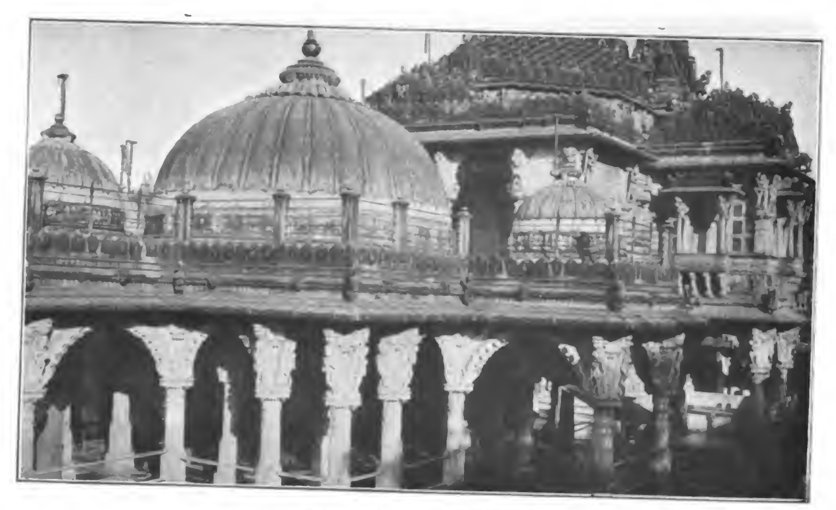
Haiderabad: Der Kronprinz verläßt den Empfangspalast



Haiderabad: Vierseitiger Torbau im Zentrum der Eingeborenenstadt
(Im Torbau eine Moschee und Schulen)



Haiderabad: Blick auf die Königsgräber von Golkonda



Ein Djain-Tempel (Ahmedabad)



Djaipur: Stadttor



S. H. der Maharadja von Djaipur



Djaipur: Straßenecke

Am ersten Jagdtage war es eine kurzgrasige Steppe, in der zahlreiche Rudel Schwarzböcke ästen, auf welche man die Karren mit den Jagd-Geparden hinausfuhr; die hohlen Flanken dieser gefleckten Katzen-Hunde mit dem kleinen Kopfe auf schlankem Halse und den langen Laufbeinen verrieten, daß man ihrem Jagdeifer durch eine Fastkur nachgeholfen hatte. Die Böcke ließen bis auf etwa 400 Mtr. herankommen, dann wurde ein Gepard losgekettet. Schnell aber behutsam, kein Auge von dem Opfer lassend, schlich er auf den äugenden Bock zu, wie eine Katze geduckt aber unaufhaltsam vordrängend. Etwa 120 Mtr. vor dem Gehörnten mußte er aus der Deckung heraus. Und nun begann der Wettlauf auf Tod und Leben, bei dem der Gepard stets der Schnellere ist. War er bei dem Beschleichen K a t z e , so wird er jetzt ganz H u n d. Seine Geschwindigkeit ist fabelhaft, und es gibt Leute, welche mit plausibel klingenden Zahlen beweisen wollen, daß der Gepard überhaupt das schnellste aller Tiere, die fliegende Schwalbe nicht ausgenommen, sei. Jedesfalls hatte der gefleckte Jäger in kaum vierhundert Metern den dahinstürmenden Flüchtling eingeholt. Mit einem — nun wieder katzenartigen — Satze war er auf ihm, brach ihm das Genick und biß dann, befriedigt schnurrend, die Halsschlagadern durch, um das warmpulsierende Blut zu schlürfen.

Da der Kronprinz für eine Wiederholung des Schauspieles dankte, griff man zu den Gewehren. Es war Zufall, daß der Kronprinz sechs, ein jeder Herr vom Gefolge zwei Böcke schoß — doch nein, nicht ganz so. Da war ein liebenswürdiger Kavalier, der aber besser französisch als englisch sprach, ein verwegener Reiter, der aber nach alter Kavalleristenart die Schußwaffe stets verachtet hatte. Als man ihm „seine Strecke" zeigte, fragte er, den

eigenen Augen nicht trauend, den begleitenden indischen Offizier:

„Waas? — Zwei Woman-Bocks?"

Ernster war schon die Pantherjagd am folgenden Morgen.

Mächtige Gesteinstrümmer in kahler Halde, strohfarbenes trockenes Gras unter flimmernder Sonne. Ein weitausholender Kreis von Treibern, die Schwärmer abbrennen und wie Teufel toben, Soldaten, die Platzpatronen verknallen und hier und da ein mit schlenkerndem Rüssel behutsam vorwärtsschreitender Elefant.

Da — ein Blitz — aus dem Grase aufgestört nimmt der Leopard einen Treiber an; aber er wird schnell verscheucht, so daß der Treiber mit einigen Schrammen davonkommt. Er wendet sich zur Flucht, aber nach wenigen Sätzen rollt er, von des Kronprinzen Kugel ereilt, vornüber und verschwindet, wieder auf die Viere kommend, im Grase. Die Elefanten übernehmen die Nachsuche. Da springt auch schon das Weibchen auf. Ein Knall, ein Kugelschlag. Wütend nähert sie sich jetzt dem Schützen. Ein Sprung, und sie ist am Fuße des drei Meter hohen Felsens, auf dem der Kronprinz steht; aber ehe sie zum zweiten Male springen kann, erhält sie von ihm den Schuß, der sie zu Füßen der Felsenkanzel die Glieder strecken läßt.

Haiderabad macht mit seinen Kuppeln und Minarets einen durchaus mohammedanischen Eindruck, wenn auch, namentlich außerhalb der Hauptstadt, der Hinduismus zahlreiche Anhänger hat. Der heutige Vasallenstaat Haiderabad ist das sagenhafte alte Königtum Golkonda, und die Ruinenstadt dieses Namens liegt nur wenige Kilometer entfernt. Ob Golkonda selbst jemals Gold und Diamanten hervorgebracht hat, ist zweifelhaft; jedenfalls ist es lange Zeit der größte Markt für Gold

und Juwelen in Indien gewesen und der berühmte Kohinor hat von hier seine Wanderung, die in dem britischen Königsschatz endete, begonnen.

Als im Anfang des zweiten Jahrtausends von Afghanistan aus die Eroberung Indiens durch die Mohammedaner begann, war dieses in zahlreiche Hindustaaten aufgeteilt. Schritt für Schritt drang der Islam vor; und als er im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts die Südspitze erreichte, da wurde auch das heutige Land des Nisam dem großen Delhi-Reiche einverleibt. Aber schon im Jahre 1512 machte sich der Statthalter von Golkonda, da in Delhi Schattenkaiser regierten, selbständig, bis die mongolischen Timuriden — daher Groß-Moguln genannt — es zu neuer Macht und Größe umgestalteten. Golkonda hielt sich indes noch bis zum Ende des 17. Jahrhunderts: erst im Jahre 1687 unterlag es den eisernen Kanonen und reisigen Geschwadern Aurang-Seb's nach langer Belagerung. — Seitdem ist es eine der schönsten Ruinenstädte der Welt.

Vorzüglich erhalten sind die gewaltigen Steinmauern von über 10 Mtr. Höhe mit den malerischen Krenelierungen, die durch viele Vorwerke geschützten Tore, so groß und so breit, daß mehrere Elefanten mit ihren Aufbauten sie zugleich passieren konnten. 87 Bastionen schützten die Umwallung und ein ragender Fels von mehr als 100 Mtr. Höhe war zum festen Schloß umgebaut. Noch stehen die Paläste mit den zwiebelbogigen Fenstern und die schlanken Minarets der Moscheen. Noch steht auch die stimmungsvolle Totenstadt der Kutb -Shahi-Dynastie mit ihren würfelförmigen, von Türmchen flankierten Mausoleen und dem gewaltigen Kuppelabschluß.

An Stelle Golkondas wurde Haiderabad („Löwenstadt") Residenz des Nisam-ul-mulk, d. h. Statthalter des

Delhi-Kaisers; und als England an des letzteren Stelle trat, wurde dem Nisam seine Halbsouveränität gelassen.

Dieser größte Vasall des Kaisers von Indien gab am Abend des 19. Dezember dem Sohne des Deutschen Kaisers ein Prunkmahl, zu dem hundert Einladungen ergangen waren. Der meilenlange Straßenzug, durch den der Kronprinz fahren mußte, war nach einem einheitlichen Plane glänzend illuminiert; rechts und links zogen sich die Gestelle hin, in denen Hunderttausende von Gläsern mit Flämmchen weißglühende Figuren bildeten. Dahinter wogte eine schaulustige Menge von Turbanträgern aller Stände. Die Konturen der Staatsgebäude, Moscheen und Tore hoben sich in grün, rot und blau magisch vom tiefdunklen Sternenhimmel ab.

Im Schlosse gar, das wir schon gelegentlich des Antrittsbesuches geschildert haben, erglänzte ein Meer von Lichtern. Die vielen Kronleuchter der vier Empfangshallen tauchten diese in farbigen Glanz, während im Garten überall auf dem Rasen und auf Pyramidengestellen Flämmchen funkelten. Auch auf den Rändern und Gesimsen der Gebäude stand Licht an Licht und spiegelte sich in dem großen rechteckigen Bassin, das die Mitte des Ziergartens einnimmt. Der ganze Ehrenhof war, soweit ihn nicht der Garten ausfüllte, mit grauer Leinewand bedeckt, auf der breite rote Läufer lagen.

Das rief den Eindruck hervor, als ob sich alles auf der Bühne eines Opernhauses abspielte; und der Eindruck wurde erhöht, als die blaurote afrikanische Garde und die in Stulpenhandschuhen und gelben Kollern spalierbildenden Lanzenreiter sich gruppenweise niederkauerten, nachdem die Festversammlung paarweise von der mit seidengestickten Teppichen ausgelegten Empfangshalle zum Speisepavillon hinübergeschritten war.

Der frühe Morgen des 20. brachte eine große Parade in der Alexanderstadt, zu der alle europäischen Truppenteile in den heimischen Tuchuniformen erschienen. Da standen auf dem rechten Flügel in Scharlachröcken — doch selbst Sie, militärfrommste aller meiner Leserinnen, stöhnen entsetzt auf, daß ich mit den Schilderungen neuer Uniformen beginne? Gut denn. Schenken wir uns die Besprechung gegenseitig, oder vielmehr sparen wir sie uns bis zur nächsten Parade auf — die ja nicht ausbleiben wird.

Gute Nacht!

Djaipur.

Agra, im Januar 1911.

Hohenzoller und indische Lanzenreiter — Man friert in Indien. — Surat und Bombay. — Gudjerat. — Der Djainismus und seine Mäzene. — Im Lande der Ritterburgen. — Der Empfang in Djaipur. — Radjputanas Hauptstadt. — Indisches Straßenleben. — Ein Ballett im Harem des Maharadjah.

Reiterherzen hat sich der Kronprinz in Haiderabad erobert! Es war ein prächtiger Anblick ihn im Koller der Königin-Kürassiere vor das 33. Regiment leichter Kavallerie, dessen Chef die Königin Alexandra ist, sprengen zu sehen, um die vier Schwadronen schlanker Sikhs, ritterlicher Radjputen, behender Jets und bärtiger Kaim-Khanis persönlich zu exerzieren. Und das schöne Regiment hatte die Auszeichnung verdient. Denn am besten hatte es bei dem Vorbeimarsche im Trab und Galopp Haltung und

Richtung bewahrt, besser noch als die beiden Regimenter des Nisam-Kontingents, die auf herrlichen Falben des Kontingentsherren Kriegsminister Nawab (Nabob) Sir Assur-ul-Mulk vorbeigeführt hatte, ja besser sogar als die rotröckigen Garde-Dragoner auf ihren ausgesuchten Pferden.

Es schien, als ob des Prinzen Soldatenblut einer Eingebung des Augenblicks nachgab, als er sich das Kommando erbat, und überrascht richtete sich alles in den Steigbügeln auf.

Das Regiment trabte an, und als das helle Kommando zum Aufmarschieren erklang, da wurden Lanzen und Zügel fester erfaßt und wie ein Gewittersturm sausten die braunen Reiter mit klirrenden Säbelscheiden und in der Morgensonne flatternden Turbanzipfeln heran zu einer wogenden Doppelreihe dampfender Pferdeleiber. Neue Kommandos — Abbrechen — Attacken hin und her über den grünen Rasen — und überall blitzschnell auftauchend der prinzliche Führer.

Stolz und Freude leuchtete aus den dunklen Augen, als die Lanzenreiter in die Quartiere abrückten; und noch manchmal werden sie, wenn unter dem Kupferkessel das abendliche Feuer geschürt wird, den aufhorchenden Söhnen erzählen von dem Tage, an dem sie der blonde Sohn des deutschen Shahinshah angesichts der ganzen Skanderabad-Division exerzierte.

Am Tage darauf rollten wir nach Bombay zurück. Haiderabad mit seinen entsetzlichen Wolken scharfen Staubes und seiner empfindlichen Abendkühle hatte es uns angetan. Ein mit den Geheimnissen der Heilkunde bewanderter Kollege stellte höchst stilgerecht die „Symptome der Lungenpest in Idealkonkurrenz mit denen der Cholera" fest und behauptete, in seiner Apotheke ein Heilmittel zu haben, das gegen beides gleich unfehlbar wirke. Es waren Do-

versche Pulver. Aber die Unfehlbarkeit machte sich nur recht langsam bemerkbar und noch manche Nacht dröhnten Hustensalven durch die Schlafwagen und Hotelkorridore. Zum Teil waren wir auch viel zu sommerlich ausgerüstet für den indischen Winter. Die Reisebücher orientieren in dieser Hinsicht falsch. „Leichte Sommerkleidung" genügt keineswegs, sondern „dicke Winterkleidung" ist meist gerade das Rechte. Doch ich will darüber noch sprechen, wenn wir von Peshawar, dem Kältepol unserer indischen Reise wohlbehalten zurück sind. Nach den Voraussagen mitfühlender Seelen hierselbst, haben wir im Verhältnis zu Haiderabad folgende Prozession zu erwarten:

Djaipur	— 3	Grad
Agra	— 6	"
Delhi	—10	"
Lahore	—15	"
Peshawar	—25	".

Zur Vorsicht haben wir hier alles aufgekauft, was an Sweatern aufzutreiben war, und ich habe mir sogar bei einem eingeborenen Schneider — europäische Geschäfte gibt es in Agra nicht — einen Joppenanzug bauen lassen, in dem ich aussehen soll wie ein in Zigarrenasche gewälzter Eisbär.

Nach vier Stunden Aufenthalt trug uns der Zug von Bombay nach Norden. Wir „hatten wieder den Vorzug", in dem ein höherer Eisenbahnbeamter — meist zwei Stunden vor dem prinzlichen Zuge — die Strecke befuhr, und so — diesmal — in Person Mr. Pecheys, der uns im Auftrage der Bombay, Baroda und Central India Railway den in Schwarz-Weiß-Rot gebundenen illustrierten Fahrplan überreichte — einen sachkundigen und liebenswürdigen Begleiter.

Bei Daman berührten wir ganz kurz portugiesisches Gebiet und gegen Abend erreichten wir Surat, ehemals die größte Handelsstadt dieses Gebietes und erst seit Bombays Aufblühen auf ein Zehntel seiner ehemaligen Bevölkerungsziffer (800 000) herabgesunken. Hier wurde im Jahre 1612 die erste britische Faktorei Indiens errichtet unter dem Schutze eines Firmans des Delhi-Kaisers; und von dem Siege des Captains Dalton, der hier 1615 mit 4 Schiffen und 80 Geschützen eine portugiesische Flotte, die 67 Schiffe mit 134 Kanonen zählte, schlug, datiert Britannias Seegeltung in Ostindien. Aber auch das militärische Prestige Englands datiert zum größten Teil von Surat. Als im Jahre 1664 4000 Mahratten-Reiter die überraschte Stadt sechs Tage lang plünderten, verteidigten die britischen Kaufleute die Faktorei mit soviel Mut und Geschick, daß die für unwiderstehlich gehaltenen Mahratten abziehen mußten. Dem Großmogul Aurang-Seb imponierte das so, daß er dem „Oberkaufmann", wie in der Hierarchie der Ostindischen Kompanie der Faktorei-Vorsteher betitelt wurde, ein Ehrengewand schickte. Surat war neben Fort St. George (Madras) und Hugly (Kalkutta) lange der Hauptsitz der Kompanie in Indien. Die Insel Bombay mit dem elenden Dorf, das damals an Stelle der heutigen Weltstadt stand, erhielt Charles II erst durch Vertrag vom 23. Juni 1661 als Mitgift bei seiner Hochzeit mit der Infantin Katherina von Portugal. Vergeblich weigerte sich der portugiesische Vizekönig, die Insel auszuliefern, „mit der Portugal seinen besten Hafen und seine indische Kornkammer preisgeben würde." Die Übergabe wurde erreicht und Charles II, dem die Unterhaltung einer Garnison zu teuer war, überließ sieben Jahre später Bombay „zum freien und gemeinen Besitz mit allen Hoheitsrechten" gegen eine Jahreszahlung von 10 Lstr. (!) der Kompanie. Diese erkannte

sofort die große Zukunft des Platzes und legte 1672 eine Feste an, in der sie 1500 Mann mit 100 Geschützen unterhielt, einen umfassenden Verwaltungsapparat, zwei Gerichtshöfe und eine Münze gründete. Aber erst Anfang des 18. Jahrhunderts wurde die eine der drei indischen Präsidentschaften von Surat nach Bombay verlegt und damit Surats Schicksal besiegelt.

War die Eisenbahn bisher dem Meeresstrande gefolgt, die tief einschneidenden, mangrovenbesetzten Creeks auf mächtigen Eisenbrücken überwindend, so wandten wir uns nunmehr landeinwärts gegen Nordosten. Die gesegneten Gefilde Gudjerats wurden durchquert; Baumwoll-, Mais-, Weizen- und Hirsefelder, die durch hohe Euphorbienhecken abgegrenzt und durch ein kunstvolles System von Stauseen und Kanälen bewässert werden. Die Provinz Gudjerat nimmt in mancher Beziehung eine Sonderstellung ein. Die Fauna kennzeichnet z. B. statt des Tigers der kleine graugelbe Löwe, der hier die Südgrenze seiner Verbreitung erreicht.

In religiöser Hinsicht ist Gudjerat der Sitz der Djain-Sekte, die im ganzen 1⅓ Million Anhänger hat und außer in Gudjerat nur noch in Radjputana eine Rolle spielt. Der Djainismus ist zu derselben Zeit und unter ähnlichen Bedingungen entstanden, wie sein Zwillingsbruder der Buddhismus, von dem er sich im großen und ganzen nur unterscheidet durch die anerkannte Realität der Welt und Existenz einer nach Erlösung von den Banden der Körperlichkeit strebenden Seele, durch die anerkannte Löblichkeit der Askese und die große Zahl der Propheten und zur Heiligkeit gelangten „Überwinder" (Djaina) endlich durch die Hinaufentwicklung des Menschen vermittels der Seelenwanderung zu höheren Geisteswesen. Ihre prächtigen Tempel sind deshalb den Geistern näher — vorzugsweise auf hohen Ber-

gen — gelegen und tragen, befruchtet von der polytheistischen Tendenz der Lehre, reichen und vielgestaltigen Skulpturenschmuck. Wenn aber die Wirksamkeit der Lehre in der Kunst noch weit über ihre Bedeutung und die Zahl ihrer Bekenner hinausgeht, so verdankt sie das ihrer im achten und neunten Jahrhundert — der für den Buddhismus in Indien kritische Zeit — erfolgten engen Verbindung mit der mächtigen Kaufmannsgilde der Seth in Gudjerat. Die den Eigenbedarf weit übersteigende Produktionskraft des Landes wurde von der erwerbsgesinnten Bevölkerung von jeher ausgebeutet und ließ ein Patriziat von Großkaufleuten erstehen, das in enger Gildenverfassung allmählich der wahre Beherrscher des reichen Landes wurde. Sie nahmen den Djainismus an und wetteiferten in einem selbst in Indien und im Vergleich mit den Parsis unerhört freigebigen Mäzenatentume. Weder der Ansturm des Islam, noch die geistige Modernisierung auch der oberen Klassen Indiens hat dem Abbruch tun können und noch heute, wie vor tausend Jahren, lassen die uralten Familien der Djaina-Seths immer neue Marmor-Prachttempel mit einem Aufwande von Millionen aus dem Boden wachsen.

Als wir am Morgen des 23. Dezember uns fröstelnd aus unseren Decken wickelten, hatte sich die Szenerie völlig verändert. Wir waren wieder zu 500 Meter Höhe über das Meeresniveau emporgeklommen und durchquerten eine dürftige kurzgrasige Hochebene. Wenig Anbau auf der unfruchtbaren Fläche. Aber prächtige Zebu-Rinder, von einer Größe und Fülle, wie ich sie noch nirgends gesehen habe, Schafe und Ziegen; ab und zu Kamelzüge, hie und da ein Reitelefant. Überall Sandsteinhügel, abgestumpfte Kegel, von Zinnenmauern gekrönt. Auf jedem Berge eine Burg; das ist Radjputana, das „Land der Ritter“, in

dem jedermann sich rühmt, ein Abkomme der alten Kschatrija-Kaste zu sein, ein Edelmann von blauestem Blute. Die neunzehn Staaten der Radjputen, die sich unter britischer Oberhoheit selbst verwalten, bilden jeder einen großen, auf Blutsverwandtschaft beruhenden Lehnsverband, dessen Herr der Fürst ist, der ausschließliche Eigentümer des Grund und Bodens. Diese uralte, den Zuständen unseres Mittelalters analoge, ritterliche Feudalverfassung haben sich die Radjputen bis heute bewahrt.

Dem größten dieser Lehnsfürsten, dem Maharadja von Djaipur, galt des Kronprinzen Besuch.

Mit schäumenden Rossen vor der Equipage kam er kurz vor dem Einlaufen des Hofzuges angaloppiert, eine große, behäbige Gestalt, mit schönem, von grauem Vollbart umrahmtem Gesichte. Der mit einem Busch von Goldflittern geschmückte Turban war durch eine Edelsteinagraffe mit nußgroßem Diamanten und durch Perlenschnüre von enormem Werte zusammengehalten. Der lange, sammtartige, dunkle Kaftan war reich mit Gold gestickt und wurde durch das Ordensband und den Stern von Indien wirksam gehoben.. Mehrere prächtig gekleidete Nawabs umgaben den Maharadjah, der europäische Stab den britischen Residenten. Die mit Vorderladern bewaffnete Leibgarde des Fürsten in roten Uniformen nach britischem Schnitt stand auf dem Bahnsteig. Nach der Begrüßung und Vorstellung fuhr der Prinz in die Residency, die Villa des Residenten, die in einem mit bastionierter Mauer umgebenen Parke gelegen ist. Hier war für den Kronprinzen und die älteren Herren seines Gefolges Quartier gemacht, während der Rest in Zelten untergebracht worden war. Auf dem Wege waren überall Ehrenpforten errichtet, von denen die Maharadjahflaggen wehten; unter ihren sechs Farben befinden sich merkwürdigerweise auch

schwarz-weiß-rot, so daß das Gespenst einer deutsch-djaipurischen Union ängstliche Gemüter bedrücken konnte.

Eigenartig war die Spalierbildung. Auch hier fehlten nicht die Truppen in Uniformen nach europäischem Schnitte, Reiter mit langschößigen Scharlachröcken, andere mit Husarenschnüren und Ulanenrabatten; aber der Gesamteindruck war doch erheblich echter, urwüchsiger, indischer als in Haiderabad. Da standen Dutzende von mächtigen Elefanten, mit fein ziselierten Silberplatten über den mit Arabesken bemalten Schädeln, grünsamtene, mit fingerdicker Goldstickerei geschmückte Decken auf dem Rücken, auf denen phantastische, edelsteinbesetzte Haudahs (Kioske) schwankten; da standen Wägelchen mit kostbarem Stoff behängt, bespannt mit reichgeschmückten schneeweißen Zebus, edle Rosse mit seidenen Satteldecken, vorsichtig am Zügel gehalten von Edelknaben, die von oben bis unten in eine Wolke weitbauschigen rosaroten Tarlatans gehüllt waren, halbnackte Schwerttänzer mit kleinen Silberschilden und wunderlichen Degen, deren damasziertes Gefäß zugleich Fechthandschuh ist, Hellebardenträger mit riesigen Turbanen und Musketenschützen mit Steinschloßflinten, die statt in Kolben in silbereingelegte Pistolenschäfte endeten.

Der Kronprinz schoß am Morgen des 24. Dezember einen prächtigen Tiger. Am Heiligabend versammelte der Resident die europäische Bevölkerung zu einem Gartenfeste und der Maharadjah bescherte den Europäerkindern. Darauf veranstaltete der Prinz eine Feier für Gefolge und Dienerschaft, bei dem Weihnachtslieder, die der Hohe Herr auf der Violine begleitete, Heimatssehnsucht hervorriefen.

Wir fuhren indes in die Stadt. Hübsch sind die Tore und die zinnengekrönten Mauern, hübsch sind auch die in einheitlichem Stile erbauten Häuser der breiten,

schnurgraden Hauptstraßen. Aber da sie alle himbeerrot angestrichen und mit weißen Arabesken bemalt sind, glaubt man sich in den Stadtteil des Schlaraffenlandes versetzt, der aus roter Grütze mit Sahne besteht.

Die Stadt wurde im Jahre 1728 von Siwai Djai Sing II. — daher „Djai"-pur — an Stelle des aus unbekannten Gründen aufgegebenen Amber angelegt. Es soll eine alte Weissagung daran schuld gewesen sein, die prächtige, im letzten Jahrhundert ihres Bestehens erst mit den großartigsten Bauten geschmückte, noch gut erhaltene Hauptstadt zu verlassen. Aber wahrscheinlicher ist es, daß realere Gründe maßgebend waren als Aberglaube oder Tyrannenlaune. Amber liegt in einem schmalen Felsentale, abseits der Verkehrsstraße in einem Gelände, das eine Ausbreitung unmöglich macht. Gesund wird es in den kaltstürmischen Tälern und Schluchten auch nicht gewesen sein, und wenn man mit dem Auge die ausgedehnten Mauern über Täler und Höhen verfolgt, die zahlreichen Türme und Kastelle, welche Amber sichern sollten, so kommt man zu der Ansicht, daß auch taktische Gründe mitgewirkt haben: diese — ihrer Länge nach fast chinesischen — Mauern zu verteidigen, bedurfte es so gewaltiger Truppenmassen, daß sie in Eile nicht aufgeboten werden konnten und der Verlust eines Bergkastells setzte den Stadtkessel der Vernichtung durch die feindliche Artillerie aus. Und die schwere Artillerie spielte im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts bei den Kämpfen der indischen Fürsten bereits eine erhebliche Rolle. So erscheint der siegreiche Krieg, den der Maharadjah gegen den Großmogul um seine Unabhängigkeit geführt hatte, für Djaipur in doppelter Bedeutung; die Furcht vor der Rache des über eine gewaltige Artillerie gebietenden Kaisers mag seine Gründung und das Vorbild der aus Rotsandstein und Marmor bestehenden

Prachtbauten Delhi-Agras, seine Bemalung in diesen Farben herbeigeführt haben.

Vor und in den Paterregeschossen der meist nur zweistöckigen Häuser spielt sich ein reges Leben ab. Hier sitzen fünf, sechs Weiber und drehen mit eintönigem Gesange den Mahlstein, dort bossieren Meister und Geselle im Hammertakte messingene Schüsseln und kupferne Kessel. Schuhe, nicht mehr wert, aus dem Müll genommen zu werden, bessert ein bebrillter Alter fleißig aus, Berge von Blumenkohl und Rettichen werden von Eselsrücken geladen. Ein Weber mit seiner Eheliebsten geht, durch die ganze Breite des Fahrdammes von ihr getrennt, mit schnellen Schritten den Bürgersteig hinab: mit den erhobenen Händen spannen sie quer über die 30 Meter breite Straße ein durchsichtiges Gewebe von leuchtender Orange oder grellem Rot, um die Begierde der Käufer zu erwecken. Tausende von Tauben gurren und kröpfen auf dem Platze am Ende der Straße und eine bunte Menge staut sich vor den Läden der Zuckerbäcker und Mehlhändlerinnen. Ein wandernder Wasserverkäufer trägt den prallgefüllten Balg eines Kalbes auf dem Rücken und läßt gegen eine kleine Kupfermünze vorsichtig den Strahl aus dem Kalbsbeine in den Metallbecher des dolchgeschmückten Belutschen spritzen. Eine dumpfe Pauke ertönt von einer quietschenden Klarinette und einer aufdringlichen Trompete begleitet, Weiber im Festschmucke gehen singend hinterher — ein Familienfest wird mit der elfjährigen Kleinen gefeiert, die sie zwischen sich führen. Hufgetrappel. Mit dem Stocke jagt der allmächtige Polizist den Weber mit dem Dreißigmeter-Tuche zu seiner besseren Hälfte quer über den Damm: sechs, sieben galoppierende Lanzenreiter künden den Wagen an, in dem der Radjputen-Graf zu Hofe fährt, eine große sehnige Erscheinung, mit gebieten-

den Augenbrauen und auseinander gekämmtem, straff nach den Ohren zu gebürstetem Schnurr- und Backenbarte.

Auch in Djaipur bedeckt, wie in Haiderabad, der Palast ein ganzes Stadtviertel, und durch die pompösen, kielbogigen, mit Kioskaufsätzen geschmückten Tore der Außenhöfe darf ungehindert der Verkehr fluten. Architektonisch bietet der Palast nichts Bemerkenswertes. Die beiden großen, rings offenen, von Bogen und Pfeilern getragenen Empfangs- und Festhallen sind mit Stuck überzogen und die Marmorpfeiler roh bemalt. Der eigentliche, inmitten hübscher, aber liederlich gehaltener, von kanalartigen Bassins mit Springbrunnen durchzogener Gärten gelegene Wohnpalast, gleicht einer kuriosen Truhe oder Kommode, und der nach der Straße zu gelegene „Palast der Winde" ist ein völlig albernes Neben- und Übereinandergedränge von Erkern, zwischen denen kein Stück Wand mehr Platz findet.

In der mit kostbaren Teppichen belegten Festhalle gab der Maharadja am zweiten Weihnachtsfeiertage ein Prunkmahl, an dem er als Hindu allerdings selbst nicht teilnehmen konnte. Er erschien zum Empfange und den am Schlusse gewechselten Toasten, worauf er die anwesende Gesellschaft, einschließlich der englischen Damen, in den Hof des Harems führte, wo man sich auf zwei halbkreisförmigen Reihen rotseidener Stühle niederließ. Ein gutes Halbhundert der Schönen in leuchtenden Seidengewändern aller Farben und mit unbeschreiblich kostbarem Schmuck waren hier versammelt und führten unter Leitung eines gebückten, weißbärtigen, mit einem langen Intendantenstabe bewehrten Obersthof-Eunuchen höchst langweilige Gesänge und Tänze auf. Die Musik war diskret und der Gesang nicht gerade unmelodisch, aber das Ballett enttäuschte jede Erwartung. Cerevisartige Kopfbedeckungen

auf den schwarzen Flechten, mit Röcken bis auf die halbe Wade (deren Konturen noch dazu durch umgewickelte Schals ängstlich abgeblendet waren), bewegten sich die Odalisken monoton hin und her. Die Prima-Ballerina sah aus wie ein frischrasierter Stabsoffizier und warf gebietende Blicke um sich, unter deren Wucht ich, wenn ich mich in die Seele des Maharadjah zu versetzen suchte, jedesmal scheu zusammenzuckte. Einige jüngere Dinger faßten sich ab und zu an den Händen und drehten sich schnell im Kreise. Ich glaube: unsere kleinen Mädchen nennen dieses harmlose Vergnügen „Schweben". Dabei flog manchmal ein Zopf oder ein Rock. Das war aber auch alles. Darauf bewegte sich wieder die alte Garde nach vorn, hob den Schleier über den Kopf und steckte, sich in den Hüften wiegend, einen Zipfel in den Mund. Nach einigen langsamen Achsendrehungen machten sie mit den Armen abwinkende Bewegungen, obwohl — wie ich mich durch einen Blick nach rechts und links vergewisserte — niemand so aussah, als ob er den Damen zu nahe treten wollte. Diesen beruhigenden Eindruck schienen sie schließlich auch selbst zu haben und so verfügten sie sich wieder in den Hintergrund: ein neckisches Spiel, das sie mehrere Male wiederholten, nur das zur Abwechselung bald die große Pauke, bald der rasierte Stabsoffizier den Mittelpunkt bildete.

Ich versuchte zu eräugen, welchen Eindruck das stumpfsinnige Schauspiel auf unseren fürstlichen Gastgeber machte, und glaubte einen Zug resignierter Wehmut wahrzunehmen, den er über diese Genossinnen vergangener Freuden gleiten ließ.

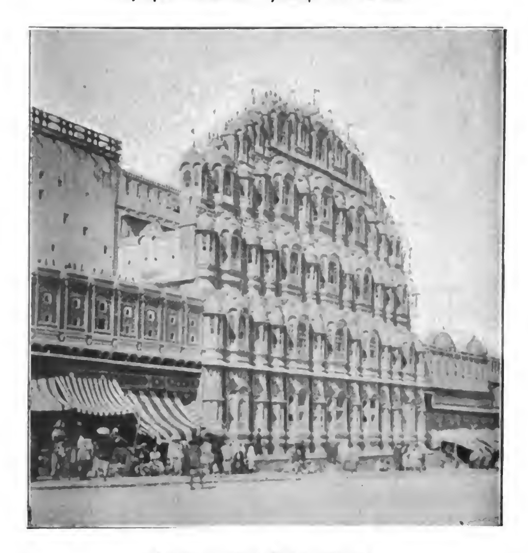
Es war ein Ballett oder eine Pantomime über das Thema „Es war einmal". Der Gedanke, Herr dieser Haremsrosen zu sein, hatte nichts verführerisches. „Nicht



Djaipur: Taubenplatz



Djaipur: Ecke am Palast der Winde



Djaipur: Palast der Winde



Djaipur: Verfallende Radjputen-Schlösser an der Straße nach Amber



Blick auf Amber



Amber



Lahór mit der großen Moschee (von der Kaiserpfalz aus

Peschawâr: Straßenszene der Eingeborenenstadt

Umgegend von Peschawâr: Afridihütte



Vedette der Khaiber-Rifles



Kamel-Karawane im Zollhof des Fort Jamrud.



Peschawâr: Die Feldartillerie alarmiert



Der Khaiber-Paß



Khaiber-Paß: Der Kronprinz läßt sich den Gang des Gefechts erklären



Khaiber-Paß: Gebirgs-Batterie feuernd



Khaiber-Paß: Der Kronprinz mit dem Governor-Lieutenant Sir George Roos-Keppel, den Gang des Gefechts beobachtend



Khaiber-Paß: Der Kronprinz besichtigt die Waffen der Afridi-Häuptlinge

geschenkt," dachte ich, „oder doch nur die Gewänder! Sie selbst aber, meine Damen: Adieu, — à jamais!"

Nach diesen „Tantalusqualen mit unzureichenden Mitteln" begab man sich nach der großen Loge, die auf der anderen Seite des Palastes nach dem Park hinaus lag. Man nahm Platz und alsbald prasselte und donnerte ein Feuerwerk los, dessen Pulvermengen wahrscheinlich genügt hätten, die ganze Stadt in die Luft zu sprengen. Leider hatte man die Bassins der Gärten nicht vollaufen lassen. Wenn die Sonnen und Feuerräder sich hätten spiegeln können, wäre der Eindruck wahrscheinlich noch feenhafter gewesen. Da das aber nicht der Fall war, so entschädigte sich mein noch von dem Ballet beleidigtes Schönheitsgefühl an den wundervollen Konturen einer imposant-schlanken Engländerin, die mein Auge beim Anblick des Feuerwerkes streifen mußte.

Ich will den Damen in Europa nicht schmeicheln — aber es ist wahr, daß ich im Orient noch keine Frau gesehen habe, deren Reize mit denen der Europäerin den Vergleich auch nur hätten wagen dürfen.

Zum Schluß füllte des Maharadjah Minister allen Gästen ein Löffelchen Rosenöl ins Taschentuch und hängte ihnen ein merkwürdiges Angedenken um: eine Art langer Ordenskette mit Rosetten aus Flittergold und bunten Steinen. Ein Herr mit etwas bürgermeisterlichem Embonpoint sah mich fragend an:

„Seh ick nu aus wie Kirschner?"

Tâdj Mahall.

Agra, im Januar 1911.*)

Wo Rosen blühen und Zypressen trauern,
Erhebt sich deiner Kuppeln Majestät,
Ein Liebestempel, von des Todes Schauern
Und von der Sehnsucht zartem Hauch umweht.

Was galt dem Kaiser Reichtum noch und Ehre?
Was galt dem Helden noch des Sieges Ruhm?
Was galt dem Weisen noch der Wahrheit Lehre?
Was dem Khalif des Glaubens Heiligtum?

Sie war dahin, die ihm das Herz entdeckte
Unter des Panzers hartgestählter Wand,
Sie war dahin, die ihm die Flamme weckte
Unter des Purpurs kaltem Prachtgewand.

Sie war dahin, die einzig ihn beglückte,
Fernab vom Kaiserprunk und eitlen Tand,
Sie war dahin, die ihm das Leben schmückte
Mit reinem Sinn und zarter Liebeshand.

Schlaf deinen Schlaf in der Zypressen Frieden!
Im Rosendufte finde deine Ruh!
Träum deinen Marmortraum! Kein Weib hienieden,
Mumtâs Mahall, ward je geliebt wie du.

Wenn auf das Weiß des keuschen Sarkophages
Die Morgensonne Rosenküsse drückt,
Erglühst du schamhaft und gedenkst des Tages,
Da Schah Djihân in Liebe dich beglückt.

Und wenn des Tages Farben matt verbleichen
Und Mondessilber dich in Wehmut taucht,
Dann ahnt dein Geist geheimnisvolle Zeichen
Der Liebe, die dein Marmorgrab umhaucht.

Schlaf deinen Schlaf in der Zypressen Frieden!
Im Rosendufte finde deine Ruh!
Träum deinen Marmortraum! Kein Weib hienieden,
Mumtâs Mahall, ward je geliebt wie du.

---

*) Schah Djihân, der fünfte große Mogulkaiser aus dem Geschlecht der Timuriden, herrschte von 1628 bis 1658 in Agra über Indien. Von edelem Charakter und von großem Herzen, gleich bedeutend in Werken des Friedens wie des Krieges, brachte er das Reich zur höchsten Blüte und schmückte seine Städte mit herrlichen Werken der Kunst. Im Jahre 1615 hatte er Arjmand Banu, die Enkelin des Großwesirs persischer Abkunft Mirsa Ghiyas Itimad-ud-Daulah geheiratet. Als Kaiserin erhielt sie den Namen Mumtâs Mahall „die Zierde des Palastes". Sie war ebenso begabt als liebreizend und starb 1629 im achten Kindbett im Feldlager vor Burhanpur im Dekkan, wohin sie dem Kaiser gefolgt war. Sein Schmerz war grenzenlos. Er erbaute ihr — und sich — den Grabtempel Tâdj Mahall, das schönste Erzeugnis der sarazenischen Baukunst und eines der schönsten aller Stile überhaupt. Nirgends ist einer Frau ein gewaltigeres Monument errichtet worden. Umfangreiche Arkaden mit Kuppeltoren und moscheeartigen Hallen umgeben einen stimmungsvollen Park, der bis zu den gelben Fluten der melancholisch dahinfließenden Djamna (Djumna) sich erstreckt. An ihren Ufern erhebt sich auf kolossalem würfelförmigen Postamente das Grabmal. Vier schlanke Minarets flankieren es. Hinter imposantem Kielbogen-Portale erhebt sich die mächtige zwiebelförmige Hauptkuppel, die vier Kioske und vier Paar Ecktürmchen umgeben. Die durch den Park nach Tâdj Mahall führenden Wege laufen zu beiden Seiten eines langgestreckten Bassins hin, das mit Springbrunnen geschmückt ist, und sind von Zypressen und Rosenhecken eingefaßt. Während die den Park umgebenden Bauten in rotem Sandstein ausgeführt sind, ist das Grabmal selbst aus blendend reinem Marmor. Wundervolle Blumenmuster aus buntem Edelgestein sind in den Marmor eingelassen. Die Innenwände sind in schleierartiger Feinheit durchbrochen gearbeitet. Nur mattes Licht fällt in den Hauptraum, der in der Mitte das Alabaster-Kenotaphium der Kaiserin, zu ihrer Seite das des Kaisers enthält. Die genau den Kenotaphien entsprechenden eigentlichen Sarkophage stehen in einer dunklen Krypta darunter, in die man bei Kerzenschimmer gelangt. Die Herstellung erforderte einen Aufwand von angeblich 60 Millionen Mark.

Schah Djahân wurde 1658 von seinem Sohne Aurang-Seb entthront und starb in der Feste Agra nach achtjähriger Gefangenschaft mit dem Blick auf Tâdj Mahall.

Lahor und Peschawar.

Delhi, den 15. Januar 1911.

Bei des Kaisers Dragonern in Muttra. — Delhi bei Nacht. — In der Hauptstadt des Fünfstromlandes. — Eine Strafanstalt für Eingeborene. — Indus und Kabul. — Das nördliche Indien. — Handel und Gewerbe in der Grenzstadt Peschawar. — Ball beim Gouverneur. — Der Stamm der Rauhbeine. — Im Khaiberpaß. — Alarmierung. — Militärische Schauspiele.

Die Nacht vom 27. zum 28. Dezember brachten wir im Schlafwagen zu, von Djaipur fast genau nach Osten fahrend, gen Agra; von Agra nach Muttra (sprich: Mattra) fährt man mit dem Schnellzuge etwa eine Stunde: hierhin hatte der Kronprinz am Neujahrsmorgen sein Hauptquartier verlegt, um mit dem Offizierkorps der Royal dragoon's, deren Chef der deutsche Kaiser ist, einige Tage zu verbringen. Der Hohe Regimentschef ließ durch seinen Sohn dem Regimente Grüße übermitteln und der Oberst bat den Kronprinzen die Auszeichnungen, welche am Jahreserften für die beiden ältesten Wachtmeister fällig waren, zu überreichen. Die Tage gingen mit der Besichtigung der Dragoner in allen Dienstzweigen hin; nebenher fand sich reichlich Gelegenheit zur Betätigung ritterlicher Gewandtheit im Polospiele und im Pig-sticking. Beim Polo besteht bekanntlich die Aufgabe darin, vom galoppierenden Ponny aus Bälle mit einem Holzhammer so in Bewegung zu setzen, daß sie, den Bemühungen der Gegenpartei zum Trotz, das Ziel erreichen. Da heißt es im Gleichgewicht bleiben, wenn die ganze Körperkraft in den Schwung des Hammers gelegt wird! Denn nur zu

leicht küßt einer der Reiter den grünen Rasen. Beim Pig-Sticking wird das Wildschwein von dem Reiter mit der Lanze verfolgt. Oft stellt sich plötzlich der Keiler oder das grimme Mutterschwein und dann gilt es blitzschnell das Pferd herumzureißen, damit es nicht mit den Gewehren Bekanntschaft macht. In Muttra wurden die Schweine von Elefanten aus dem Busch in die grasige Steppe getrieben, wo die Jäger ventre-à-terre die Verfolgung aufnahmen.

Am Siebenten nachmittags fuhren wir von Muttra nach Delhi, wo nur ein dreistündiger Halt gemacht wurde, weil der eigentliche Besuch der alten Kaiserstadt auf der Rückkehr aus den nördlichen Grenzprovinzen stattfinden soll. Wir benutzten die Zeit zu einem Gange durch die Stadt; trotz der späten Abendstunde waren noch viele Läden offen, in denen gehämmert und geschneidert wurde, in denen langbärtige Muselmanen Parfümerien und Backwerk verkauften und ein beturbanter Instrumentenmacher auf wunderlich geschweifter Guitarre melodische Akkorde griff. Gespenstisch hob sich die große Moschee aus dem Dunkel der Nacht, und ein Hindutempel, in dem eine andächtige Versammlung bei diskreter Musikbegleitung Hymnen sang, erstrahlte dem elefantenköpfigen Ganescha zu Ehren im Lichte von tausend Flämmchen.

Am Vormittage des achten langten wir auf dem festungsartigen Bahnhofe von Lahor an. Am frühen Morgen hatten wir den Ssedledsch und damit die Grenze des Fünfstromlandes erreicht, jenes Pendschab, mit dem unsere Erinnerung den Namen des großen Alexander unauflöslich verbindet. Das Museum mit den hochinteressanten Skulpturen der graeco-buddhistischen Kunstperiode wurde zuerst besucht, dann die Pfalz der Mogulkaiser. Die engen, von zahllosen Turbanträgern und vermummten Mohammedanerinnen durchwimmelten Straßen der Eingebore-

nenstadt lassen sich im Wagen schwer passieren und so benutzte der Kronprinz zum Ritte nach der Feste den landesüblichen Elefanten. Es war ein Riesentier mit abgesägten Stoßzähnen und mit goldstrotzender Sammetdecke, das der Prinz und der Governor-Lieutenant auf silberner Leiter bestiegen. Wie ein Turm ragte der Riese über das halbe Dutzend Reitelefanten heraus, die für das Gefolge bereitgestellt waren, und als er sich gemächlich in Gang setzte, mußte der begleitende Adjutant sein Roß traben lassen, während Fußgänger aus Leibeskräften zu laufen hatten, wenn sie Schritt halten wollten.

Sehr interessant war auch der Besuch der Provinzialstrafanstalt, deren Einrichtung für unsere Kolonien dann einmal ein Muster abgeben kann, wenn die Finanzen uns einen ähnlichen Zwangserziehungsluxus für die Afrikaner gestatten werden. Der springende Punkt, aus dem alles Gute folgt, ist der, daß die gesamte Verwaltung dem Medizinaldepartement übertragen ist. So war denn auch der Gefängnisdirektor, der uns in Lahor führte, ein höherer Sanitätsoffizier. Die Strafvollstreckung steht demgemäß völlig unter dem Gesichtspunkt der Hygiene, aber der Besserungszweck und der ökonomische Gesichtspunkt einer möglichst durchgeführten Autarkie werden ebenfalls mit großem Verständnis und entsprechend großem Erfolge im Auge behalten. Die für jeden Gefangenen angelegten Personalakten werden so sorgsam geführt, wie nur irgendwo in Europa: alle vierzehn Tage wird z. B. das Körpergewicht eingetragen und bei bemerkenswerter Verminderung der Gefangene dem ärztlichen Direktor vorgeführt. Alles Gebrauchswasser wird filtriert, für die Reinhaltung der Wäsche und der Schlafdecken sorgen unablässig tätige Dampfdesinfektoren. Die Lösung der Ernährungsfrage wird erschwert durch die komplizierten Speisevorschriften

der verschiedenen Hindukasten. Aber ihnen ist Rechnung getragen durch die Einstellung eines ganzen Heeres von Gefangenen als Köche und Bäcker, welche wir an Tischen, die mit blitzblankem Blech beschlagen waren, hantieren sahen. Die Tuberkulösen lagen in e nem besonderen Freiluftpavillon, d. h. einem nur durch Eisengitter umschlossenen Raume, der gegen Sonne und Regen durch Vorhänge geschützt werden kann. Kanalisation, Ventilation, Reinlichkeit ist natürlich musterhaft und ich hatte nirgends den Eindruck, daß die Sicherheit der Bewachung unter der Fürsorge für die Gefangenen litt.

Die Besserung wird natürlich am zielbewußtesten in der Abteilung für Jugendliche angestrebt. Die überall durchgeführte Absonderung der gelegentlichen von den Gewohnheitsverbrechern ist hier am strengsten. Vielleicht wird das Prinzip sogar übertrieben. Denn unter den „Gelegenheitsverbrechern" sah ich zwei Knaben von 12 und 14 Jahren, die wegen Raubmordes zu der für unsere Anschauung sehr strengen Strafe von 20 Jahren verurteilt worden waren. Allerdings darf nicht übersehen werden, daß bei der humanen Vollstreckungsart die lange Strafe nicht annähernd so schwer ist, als bei der primitiven Vollstreckung in unseren Kolonien schon die Hälfte, ja ein Viertel sein würde: von „Besserungsanstalten" à la Mieltschien mit dem trefflichen Pastor Breithaupt ganz zu schweigen! Auch wurde mir gesagt, daß — nach der allerdings reichlich langen Strafdauer von 14 Jahren — die bedingte Entlassung in Frage käme. Immerhin will mir scheinen, daß „Gelegenheits"-Raubmörder eher für die mit ihnen zusammenarbeitenden erstmaligen kleinen Diebe und Radaumacher eine Gefahr sind, als vierzehn- oder achtzehnjährige Diebe im strafverschärfenden Rückfalle es für sie wären.

Die Knaben werden mit Mattenflechten beschäftigt. Aber sie turnen auch und erhalten Schulunterricht sowie Anleitung in Handwerken. Ergänzt wird der Elementarunterricht durch eine sehr einfache Fortbildungsschule. An den Wänden des Arbeitssaales hängen nämlich Ansichten aus illustrierten Zeitungen und Bildertafeln, z. B. solche, welche die erste Hilfe bei Unglücksfällen veranschaulichen. Ein Junge, der wegen guter Führung bereits zum Wärter avanziert war, konnte diese Abbildungen sehr gut erklären; beispielsweise erkannte er die Portraits sämtlicher Monarchen Europas und unter ihnen auch das des Kaisers in britischer Uniform. Die erwachsenen Gefangenen werden hauptsächlich in der Druckerei und in der Teppichfabrik beschäftigt, in dieser vor allem die in Fußfesseln geschlossenen Schwerverbrecher. Die Strafanstaltsverwaltung erzielt aus den Verkäufen beträchtliche Einnahmen. In der Druckerei stellen vier- bis fünfhundert Gefangene den Provinzialbedarf an amtlichen Formularen und Drucksachen her. Auch die Arbeit im Freien wird im größten Umfange geübt: wird doch das für viertausend Sträflinge täglich erforderliche Gemüse in eigenen Anstaltsgärten gewonnen. Am meisten interessierte mich eine andere Gefangenenindustrie, deren glückliche Idee zweifellos der ärztlichen Strafanstaltsleitung zu danken ist. In einem langgestreckten Raume mahlten Gefangene Chinin, drehten Maschinen, die es abwogen und zu Tabletten komprimierten, stellten Blechbüchsen her, und verpackten und etikettierten das Medikament. Wie der Direktor erklärte, ist es dadurch möglich, das Malariaheilmittel so billig abzugeben, daß der Kampf gegen den Würgeengel der Tropen erst infolge dieser Ausnutzung der Gefangenenarbeit aussichtsreich geworden ist.

Alle diese Industrien tragen soviel ein, daß die Regierung nur einen jährlichen Zuschuß von 25 Rupie pro

Kopf zu zahlen hat. Nun ist ja der Lebensunterhalt der Eingeborenen außerordentlich billig und da außer vier Europäern auch alle Beamten Farbige sind und die Unterhaltung der Gebäude nur wenig kostet, können die Betriebskosten nicht sehr groß sein. Dennoch erscheint mir das Ergebnis überraschend günstig.

Nachts um ein Uhr verließen wir Lahor, und als man uns auf der Station Rawalpindi am Morgen des zehnten Januar aus den wegen der Kälte sorgsam verschlossenen Schlafwagen zum Frühstück herausklopfte, da lugten im Norden die zackigen Schneegipfel Kaschmirs über die braunen Vorhügel herüber. Der Akesines und Hydaspes — heute Tschinab und Dschilam genannt — waren bereits auf mächtigen Eisenbrücken überschritten: wir halten im Reiche des alten Königs Porus, der, in der Hydaspesschlacht von Streitelefanten heruntergezerrt aber ehrenvoll begnadigt, sich in Alexanders treuen Verbündeten umwandelte. Und weiter eilt der Expreßzug durch das Porusreich, bald dünige Sandsteppen, bald fruchtbare Gefilde durchpflügend, zu dem düstern Schiefergebirge, durch das der Indusstrom seine schäumenden Fluten zwängt. Hier ragt Fort Attock, von Kaiser Akbar erbaut, hier sind die Ruinen der Burgen, die Alexander mit stürmender Hand nahm, hier mußte jeder Eroberer Indiens sich den Eintritt mit schwerem Blutzinse erkaufen. Nicht weit nördlich, oberhalb des Kabuleinflusses schlug der große Makedone die Schiffsbrücke über den Indus, nachdem er in zwei mächtigen Heersäulen das breite Kabultal hinabmarschiert war. Schnell trägt uns der Zug durch die üppige Ebene nach Westen, wo wir nicht mehr fern der Riesenwand, die die nordindischen Ebenen vom Mutterkontinente trennt, halt machen, in Peschawar, der Grenzstadt gegen Afghanistan, dem stets alarmbereiten Kriegslager der Briten.

gegen den von Westen oder Norden zu erwartenden Feind. Peschawar liegt nicht weit von dem Austritt des Kabul aus den Bergen und scheint in einem flachen, rings von Gebirgen umschlossenen Talkessel zu liegen; daß der Kessel kabulabwärts mit dem Industale zusammenhängt, entzieht sich hier den Blicken.

Wie alle indischen Städte zerfällt Peschawar — die Engländer sprechen Peshaur — in eine breitstraßige, durch dazwischenliegende Gärten und Rasenflächen außerordentlich weitläufige Europäerstadt, bestehend aus einstöckigen von breiten Veranden umgebenen Ziegelhäusern und in die Eingeborenenstadt. Die Europäer Peschawars sind fast ausschließlich Militärs — das North-Staffordshire Regiment und zwei Batterien stehen hier, außer eingeborener Kavallerie, Infanterie, Pionieren und Train — und so wird das die Soldatenbaracken und Offiziersvillen enthaltende Europäerviertel kurz „cantonment" genannt. Die Eingeborenenstadt ist sehr bemerkenswert. Die lehmigen Straßen sind bei Regenwetter für Europäer nur im Wagen passierbar. Die Häuser sind mehrstöckige Fachwerkbauten aus Lehm und ungebrannten Ziegeln und zeigen im Erdgeschoß stets nach der Straße offene Läden und Werkstätten. Hier pulsiert von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang ein reges Leben. Je weiter man durch Indien von Süden nach Norden kommt, desto heller wird die Hautfarbe der Eingeborenen, desto größer und breitschulteriger die Gestalt, desto energischer der Schnitt des Gesichts, desto intelligenter die Schädelform und männlicher der Bartwuchs. Hier in Peschawar sah man mächtige Gestalten mit einem uns Nordländern verständlicherem Gesichtsausdruck und Minenspiel, selbstbewußter in der Haltung und treuer ins Auge blickend, als im eigentlichen Indien. Und welch ein Gegensatz zu den zierlichen, rehäugi-

gen, weibisch-geschmeidigen Singalesen Zeylons mit dem Haarknoten im Nacken und dem Schildpattkamm im Haar! Aber welch ein Gegensatz auch in der Vegetation und dem Klima: dort eine in Treibhausluft üppig wuchernde Palmenflora, hier scharfe Winde über grünaufkeimende Weizensaat fegend. Indien mit seiner dem halben Europa gleichkommenden Fläche und seiner um die Hälfte dichteren Bevölkerung, Indien in seinen klaffenden Gegensätzen zwischen Nord und Süd, zwischen Ost und West, zwischen den sozialen und religiösen Schichtungen — Indien ist nicht nur ein Land, Indien ist ein Erdteil für sich.

Der Januar in Peschawar ist bitterlich kalt und die Eingeborenen verhüllen ihre Köpfe mit dichten Tüchern, wohlhabendere oder der Kälte mehr ausgesetzte Personen — wie die Kutscher — tragen Pelze. Diese „Poschtins“ geben der Stadt im Winter geradezu das Gepräge; außen zeigen sie kanariengelb gewalktes und seidengestícktes Schafleder mit Persianerkragen und -Aufschlägen, innen braunzottiges Kamelhaar. Sie sind — namentlich bei Wagenfahrten — wunderbar „mollig“ und da der Preis außerordentlich gering ist, — 43 Rupie — 57 Mark — so wandelte sich mancher von uns in einen Pelzträger um. Das erscheint uns wunderlich, da wir mit dem Namen „Indien“ die Vorstellung von tropischer Hitze zu verbinden pflegen. Wir dürfen aber nicht vergessen, daß wir mitwegs zwischen Bombay und Djaipur bereits den Wendekreis und damit die nördliche Grenze des Tropengürtels überschritten haben, daß Delhi nicht viel südlicher als Kairo, und Peschawar auf der Höhe von Kreta liegt. Pelzwaren sind überhaupt in Peschawar sehr billig zu kaufen; ein viertel Dutzend Steinmarder oder ein Dutzend Persianer für 50 bis 100 Mark! Aber auch andere Dinge kann man hier preiswert erstehen: gepreßte weiße Woll-

decken mit bunt aufgenähten Drachenmustern, aus Turkestan und Tibet stammend, Teppiche aus Bukhara mit dem leuchtenden Kupferglanze ihres braunroten Grundes, Kaschmirshawls und handgestickte Seidendecken. Außer diesen Importwaren hält Peschawar aber auch Produkte eines einheimischen Kunsthandwerkes feil. Wir sahen einem „Wachsmaler" zu. Auf einem bunten Tuche hatte er mit Kreide das Muster vorgezeichnet, das in Anlehnung an ostasiatische Motive Bäume und Schilfwerk, belebt durch Reiher und andere Wasservögel darstellte. In einem Tiegel wird eine zähe Masse, deren Hauptbestandteil Wachs sein soll, deren Zusammensetzung aber ein sorgsam gehütetes Geheimnis ist, zusammengerührt. Sie läßt sich, ohne zu reißen, in dickere oder dünnere Schnüre und Fäden ausziehen; diese nun legt der Künstler mit großer Genauigkeit und Schnelligkeit auf die Kreidestriche. Dann wird verschiedenfarbiges Metallpulver darauf gestreut, und wenn die Masse getrocknet ist, hat sich das Wachs mit dem darunterliegenden Tuche fest verbunden; das Merkwürdige dabei ist, daß es geschmeidig bleibt und, wenn das Tuch gelegt oder gefaltet wird, nicht bricht. Es soll sogar die Wäsche vertragen. Diese Tücher machen einen wundervollen Eindruck und sind bei der Wohlfeilheit des Materials, der Schnelligkeit der Herstellung und der Geringfügigkeit des Stücklohnes das Paar für 8 Mark zu haben, in einer Größe, die etwa einen Türrahmen füllt.

Am Abend unserer Ankunft gab der Chief Commissioner der nordwestlichen Grenzprovinz Sir George Roos-Keppel (Oberstleutnant à la Suite, Knight-Commander of the Indian Empire, 54 000 Rupie Gehalt, wie Statesman's Yearbook erzählt), in dessen Hause der Kronprinz abgestiegen war, einen Ball. Zwei der schönen Räume des Government-house's waren für den Tanz eingerichtet; ein

saalartiger Salon, dessen gediegene Einrichtung für den Geschmack, der im Hause herrscht, das Herrenzimmer, dessen Bibliothek von den vielseitigen Interessen des Hausherren zeugte, und einige Nebenräume standen den Gästen offen. Unter den Damen fiel manche anmutige Erscheinung auf; unter den Herren war fast nur die Uniform vertreten, da auch die Beamten des politischen Dienstes die offenen schwarzen Uniformjacken mit den breiten weißen Aufschlägen angelegt hatten. Wegen der im Grenzgebiet herrschenden Unsicherheit lagerte um das Festhaus eine Kompanie britischer Infanterie und eine Schwadron eingeborener Kavallerie. Die Offiziere dieser Truppenteile nahmen im Dienstanzuge mit umgeschnallten Degen am Feste teil, die North-Staffordshire's im roten Rock mit weißen Aufschlägen; die beiden blonden Riesen von der Kavallerie trugen blaue Röcke mit roten Schärpen und Stahlepaulettes aus Kettengeflecht, hohe schwarze Lackstiefel und weiße Lederhosen; der um die Stirne gewundene Turban aber mit der hohen Spitze und dem flackernden Zipfel paßte weder zu dem teutonischen Gesichtsausdruck noch zu der Hitze im Ballsaale, so zweckmäßig er sonst auch sein mag. Der Grundsatz der britisch-indischen Uniformierung, die europäischen Offiziere genau wie die eingeborenen Mannschaften zu kleiden, sollte überall, wo ähnliche Verhältnisse vorliegen, nachgeahmt werden: er stärkt das Gefühl der Zusammengehörigkeit mit den Offizieren bei den Mannschaften und bewahrt jene im Ernstfalle vor unverhältnismäßig großen Verlusten. „Uniform" bedeutet dem Wortsinne nach „gleiches Aussehen"; es hat mich immer gestört, wenn bei den Paraden in Daressalaam weiß uniformierte Europäer in der Front der kakitragenden Askari standen.

Die Unterhaltung mit den britischen Offizieren, von denen die älteren überall in der Welt garnisoniert gewesen

waren, ist für mich immer besonders reizvoll gewesen. Der Kommandeur des Madrasinfanterieregiments war z. B. im Somalilande im Kampfe gegen den „Mad"-Mullah gewesen und hatte dort Schulter an Schulter mit den mir vom Nyassa her bekannten Kings African Rifles gefochten. Ein hoher Sanitätsoffizier, der an der Westküste gewesen war, interessierte sich für unser System der Schlafkrankheitsbekämpfung und ein junger Rittmeister von der Kriegsakademie in Quetta (Beludschestan) hatte sich in Südafrika das Victoriakreuz geholt und sprach interessant über Kaffernrevolten und Burenkrieg. Die vielseitige Erfahrung und die Vertrautheit mit dem Pulvergeruch, die der britische Offizier früh gewinnt, ist ein in Deutschland leider zu oft unberücksichtigter Faktor bei der Bewertung der englischen Armee.

Der Kronprinz, der wieder als Major à la Suite der Marine-Infanterie erschienen war, führte mit den höheren Offizieren und Zivilbeamten interessante Gespräche, ohne sich jedoch ganz den Damen zu entziehen, die er mit der ihm beim Tanze eigenen ruhigen Vornehmheit im Walzer drehte.

Es war ein fesselndes Bild, das die eleganten Toiletten und Uniformen boten. Hier führte ein blutjunger Rittmeister in der hellblauen mit Gelb und Silber besetzten Jacke der Madraskavallerie seine anmutige Gemahlin zum Tanze, dort flirtete ein Pionier mit einer königlich gewachsenen Brünnetten. Ein Major in der kleidsamen Tracht der Madrasinfanterie — sandfarben mit purpurroter Weste — walzte mit einer rosenroten Lady, deren hellblonde Haarkrone aufgelöst bis zu den Füßen reichen mußte, und ein schlanker „Civil service" fächelte seiner vom Tanz erhitzten Schönen Kühlung, — ohne im Eifer der Konversation zu merken, daß er sie gerade vor den flackernden Kamin gesetzt hatte.

Im Herrenzimmer rauchte man zu einem Whisky und Soda schnell zwischen zwei Tänzen eine Zigarette. Hier war ein mächtiger alter Herr im grauen Vollbart und mit gebräuntem Gesichte die interessanteste Erscheinung. Während die kurze Stummelpfeife, die er nur selten aus dem Munde nahm, auf einen unter der Tropensonne ergrauten Gentleman des grünen Irin oder Albion hätte schließen lassen, deutete Turban und Vollbart auf einen asiatischen Würdenträger hin. Nach der goldgestickten Uniform, aus braungrauer Jacke und Kniehose bestehend, und nach den Sternen und Medaillen auf der Brust hätte er jedes von beiden sein können. Es war Sir Muhammed Aslan Khan, Oberst und Flügeladjutant des Britenkönigs, ein vornehmer landflüchtiger Afghane, der Britisch-Indien einen unschätzbaren Dienst geleistet hat, als er es fertig brachte, die wilden Afridis in zwei Parteien zu spalten, von denen die eine in britische Dienste trat.

Nur 15 bis 20 Kilometer westlich der Stadt erheben sich die Berge, welche Indien von Afghanistan trennen In ihnen hausen die Afridis. Den Charakter dieses rauhen Bergvolkes charakterisiere ich am besten durch eine Worterklärung. Wenn der Araber einen dämonischen Unhold bezeichnen will, der ihm unheimlich ist, einen unsozialen Gesellen ohne Erziehung und Formen, einen Anarchisten der Gesinnung, dem sein böser Wille alleiniges Gesetz ist, einen brutalen Gewaltmenschen, der vor nichts zurückschreckt, was seine Interessen fördert, dann nennt er ihn „afrit“. Und vom Arabischen mag das Wort — wie tausend andere Lehnwörter — in das Persische, Afghanische, Hindustani u. s. w. übernommen sein. Nach der gegebenen Definition darf ich es, ohne den Zorn meiner Leserinnen zu erregen, wagen, die Übersetzung „Rauhbein“ vorzuschlagen, mir vollkommen bewußt, damit noch eher zu-

wenig als zu viel gesagt zu haben. Dieser Stamm der „Rauhbeine“ macht den Nachbarn andauernd zu schaffen und erforderte bekanntlich noch vor zwei Jahren kriegerische Maßnahmen der Engländer. Die Afridis sind sehnige Gestalten mit manchmal hübschen, stets intelligenten, oft verschlagenen und frechen Zügen. Sie sind fanatische Muhammedaner und da sie einen erheblichen Teil der Peschawarbevölkerung ausmachen wurden wir offiziell gewarnt am Abend des Muharramfestes die Stadt zu betreten. Überhaupt sind sie leicht zu Gewalttätigkeiten geneigt und bis in die Mauern der Stadt verfolgen sie ihre Feinde. Deshalb haben die Posten Befehl auf jeden zu feuern, der nach Sonnenuntergang auf Anruf nicht sofort antwortet. Meist sind die Zwistigkeiten auf Gesetze der Blutrache zurückzuführen. Gerade, als ich das Hospital in Peschawar besuchte, wurde, von seinem wehklagenden Weibe begleitet, ein Afridi von Freunden angebracht, dem ein Schuß beide Oberschenkel zerschmettert hatte: aber noch am Boden liegend hatte er seinen Gegner mit einem wohlgezielten Racheschusse ins Jenseits befördert. Die Blutrache wird nicht immer persönlich geübt, sondern oft durch gedungene Mörder; und zwar bestehen ganz bestimmte Sätze für das Blutgeld: 500 Rupie für einen Schenkelschuß, 600 für einen Unterleibs-, 700 für einen Brust-, und 1000 für einen Kopfschuß. Jeder Afridi trägt stets ein Gewehr modernster Konstruktion bei sich — wir sahen z. B. auch unser Modell 88 — und da Waffen und Munition durch Maskat-Dhaus nach den persischen Häfen geschmuggelt und von dort durch Karawanen abgeholt werden, ist das Interesse begreiflich, das England an einer Kontrolle dieser Häfen hat. Die Afridis sollen 200 000 Krieger stellen können — eine Zahl, die mir allerdings viel zu hoch erscheint. Die britisch-indische Regierung hat nun durch eine



Mumtâs Mahall



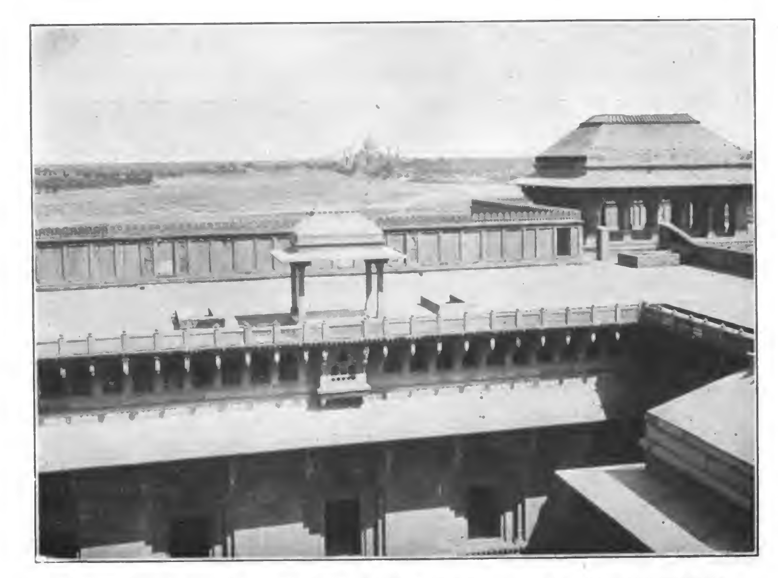
Shah-Djihân



Tadj Mahall



Die Tadj Mahall aus der Ferne



Blick auf die Tadj Mahall von dem Teil der Kaiserpfalz aus, in dem Shah Djihân gefangen gehalten wurde



Delhi: Hof des in eine Moschee umgewandelten Hindutempels (in Lalkot, Rai Pithora) mit der eisernen Säule



Delhi: Säulen des ehemaligen Hindutempels



Delhi: Kutub Minâr

Delhi: Ruinen von Turlukabad



Delhi: Grab des Turluk



Delhi: Tank des Nisâm-ud-din-Aulia (Links auf der Kuppel Eingeborene bereit in das Bassin zu springen um hineingeworfene Münzen aufzufischen)



Agra: Blick über Fatihpur-Sikri vom Hochtor der Moschee aus

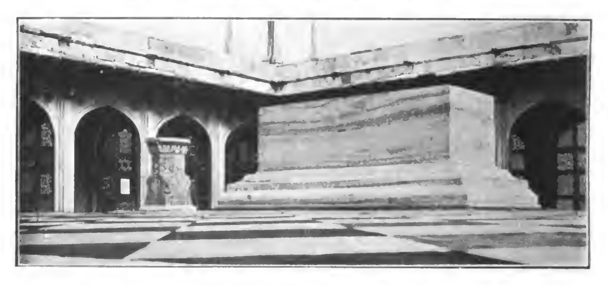
Agra: Große Moschee



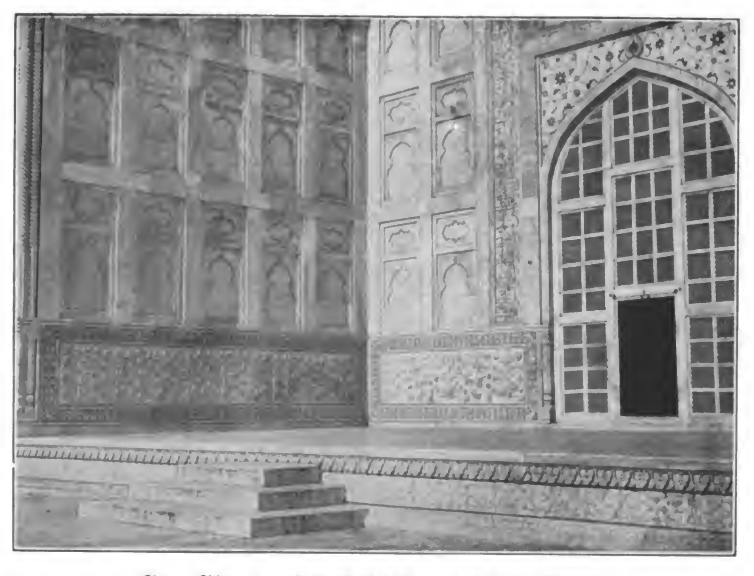
Delhi: Das Grab von Kaiser Humajûn, Akbars Vater



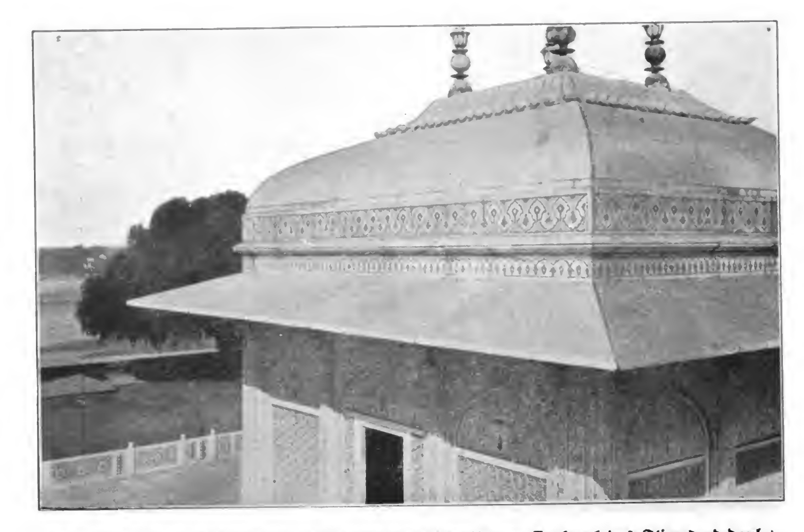
Kaiser Akbars Grab in Skanderah bei Agra



Agra: Kenotaph auf dem Dache von Kaiser Akbars Grab



Agra: Pietradura-Technik (Detail von der Tadj Mahall)



Agra: Pietradura-Technik und Marmorschleier (Detail vom Grabmal des Itimad-ud-daula)



Agra: Die Kaiserpfalz aus der Ferne



Pietradura-Technik aus der Audienzhalle der Pfalz zu Delhi



Pietradura-Technik und Marmorschleier aus den Kaiserzimmern der Pfalz zu Delhi



Die älteren, noch Hindu-Motive aufweisenden Teile der Kaiserpfalz Agra

kluge Politik das Afridigebiet als eine Art Pufferstaat zwischen Indien und Afghanistan bestehen lassen. Während nämlich die politische Grenze am Westfuße der Berge — auf afghanischer Seite — läuft, hat sie ihre Verwaltung nur bis an den Ostfuß ausgedehnt. Außerdem ist es ihr durch den genannten Afghanen-Khan gelungen, einen Teil des durch die Blutrache zerfallenen Stammes auf ihre Seite zu ziehen und als Truppe unter britischen Offizieren zu organisieren, jenen tapferen Khaiber-Rifles, denen die Bewachung des Passes anvertraut ist.

Am 11. fuhr der Prinz im Automobil von Peschawar ab, um den berühmten P a ß in Augenschein zu nehmen. Zweimal wöchentlich ist er dem Karawanenverkehr geöffnet. Dann rücken die Rifles aus um die Karawanen zu geleiten und ihren Marsch durch Vedetten auf allen Höhen zu sichern. Bei Fort Jamrud, zwanzig Kilometer von Peschawar, befindet sich die große Karawanserei, in der die Zollabfertigung der Karawanen erfolgt. Uns kam eine solche bestehend aus zweitausend Kamelen, aus Packochsen und Eseln entgegen, alle bergehoch beladen mit roher Baumwolle, mit Fellen, Häuten, Pelzen, Teppichen und Decken. Nach einigen weiteren Kilometern öffnet sich die Bergwand, um den zur Zeit trockenen Khaiberfluß herauszulassen. In seinem Tale windet sich die Straße empor, oft tief in die steil aufgerichteten dunkelbraunen Schiefer einschneidend. Überall auf den Höhen befinden sich steinerne Blockhäuser und Forts für die Garnisonen. Das letzte derselben, Landi-Kotal, eröffnet einen wunderbaren Ausblick über Afghanistan.

Als wir zurückfuhren, stand neben der Straße die feldmarschmäßig ausgerückte Garnison von Peschawar: eingeborene Kavallerie, britische Artillerie, britische und indische Infanterie, das Sanitätskorps mit den Feldlazaretten, eine

Pionierkompanie und zwei Maultierkorps mit dem enormen Troß.

Am 12. ging es abermals hinaus nach dem Khaiber, wo dem Kronprinzen eine Übung vorgeführt wurde. Ein steiler Berg war vom Feinde besetzt und wurde durch eine Gebirgsbatterie beschossen, unter deren Schutze zwei Kompanien Rifles wie die Ameisen die Berge hinaufstürmten. Das ganze war ein ebenso schönes als lehrreiches militärisches Schauspiel, nach dessen Beendigung der Kronprinz sich von den Afridis ihre Schußwaffen vorzeigen ließ.

In der Nacht zum 14. verließen wir Peschawar und waren zum Frühstück auf der Station Hassan Abdal, einem schmutzigen Eingeborenenstädtchen vor dessen Toren das angebliche Grab Lalla Rookh's liegt. Von hier fuhr der Kronprinz im Auto nach Abbotabad, wo zwei Gurkaregimenter liegen, um nach der Kavallerie-Inspektion in Muttra und der Artillerie-Besichtigung in Peschawar nun auch sich eine Infanterie-Übung vorführen zu lassen.

Am Morgen des 15. waren wir dann wieder in Delhi, der Hauptstadt des alten großen Mogulreiches. Über seine Geschichte und seine Bauten in den drei großen Zentren Lahor, Delhi, Agra hoffe ich im nächsten Briefe einiges Interessante erzählen zu können.

Agra und Delhi: ein Blick auf die Kulturgeschichte Indiens.

Delhi, Ende Januar 1911.

Die Invasionen über den Khaiberpaß. — Persisch-indische Kunstepoche. — Griechisch-indische Kunstepoche. — Der indische Islam. — Der steinerne Ahasver. — Schah und Scheich. — Die Großmoguln. — Islamische Kunst in Indien. — Die Bauten Akbars und Schah Djihâns.

Wenn man auf der Höhe des Khaiberpasses steht und den Blick gen Westen der uralten Völkerstraße nach Afghanistan, Mesopotamien und Syrien folgen läßt, wenn im Norden die Schneegipfel des Hindukusch erglänzen, über den die Straße zum Grabe Timurs nach Samarkand, der historischen Metropole Zentral-Asiens führt, wenn die Gedanken mit dem Kabul stromab nach dem üppigen Pandschab gleiten, dann geht einem die gewaltige Bedeutung dieses Bergüberganges auf, des Schlüssels der Geschicke Indiens.

Jener Hindukusch war es, den die hellfarbigen Söhne der Steppen am Aralsee zuerst überschritten hatten auf ihrer Wanderung nach dem Süden, jene endlosen Züge mit ihren Rindern und Schafen und ihren von Rossen gezogenen Wagen. Dort, im östlichen Afghanistan sollen sie sich geteilt haben in zwei Ströme, die nach West und Ost auseinanderflossen, in den iranischen und den indischen Zweig des Volkes; von dort drangen sie in immer neuen Schüben vor und besetzten in heißen Kämpfen mit den dunkelfarbigen Ureinwohnern das Pandschab, die Gangesebene.

Kabul abwärts zogen erobernd Assyrer und Perser nach Indien, und in dem Dreiecke nordwestlich des Kabul

und Indus bestand lange eine persische Satrapie. In den Keilinschriften der Achämeniden-Zeit werden Gandaren und Hindu als tributpflichtig erwähnt, und noch heute finden sich in den Bauten der Assokaperiode so zahlreiche Elemente persischen Stils — Glockenkapitäle, geflügelte Löwen und dergleichen mehr — daß man diese älteste Epoche der indischen Kunst geradezu als persisch-indische Zeit bezeichnet.

Als die makedonischen Phalangen ins Pandschab hinabstiegen, durchschritten sie in der Gegend um das heutige Peschawar herum das Königreich Gandhara, dessen Beherrscher Taxiles aus Feindschaft gegen Poros, den Fürsten des Fünfstromlandes Puru, sich auf Alexanders Seite schlug. Dieses Gandhara sollte in der Weltgeschichte in doppelter Beziehung eine Bedeutung erlangen, einmal als Sitz eines neuen indischen Kunststils, des gräko-indischen, sodann als Ausgangspunkt des Neo-Buddhismus, der im Gegensatz zu der älteren Richtung die Person des Erleuchteten in den Mittelpunkt der Darstellung rückte, ihn zum Welterlöser erhob und die so umgeformte Lehre den Völkern des nördlichen Asiens, den Tibetanern, Koreanern, Mongolen und Chinesen übermittelte. Fast zwei Jahrhunderte lang haben griechische Fürsten über das Kabul- und Indusgebiet geherrscht und zahlreiche Münzen mit griechischer Umschrift, die die Bildnisse von 26 Königen zeigen, wurden hier gefunden. Wie nachhaltig die Einwirkung des Hellenismus war, erhellt aus der Tatsache, daß die Hauptbauperiode Gandharas erst in das vierte Jahrhundert nach Christus fällt. Damals bedeckte sich das Land mit jenen unzähligen Reliquien-Monumenten — Stupas —, die wir in Zeylon bereits unter dem Namen Dagobas kennen lernten —, jenen Klöstern und Konventen, deren Ruinen noch überall aus dem Boden hervorragen. Die lehrreichste Sammlung von Skulp-

turen dieser Zeit enthält das Museum in Lahor. Da finden sich reichornamentierte Akanthuskapitäle im Geschmack der römischen Kaiserzeit aber mit einem im Schatten der Nesselblätter thronenden Buddha! Da finden sich Reliefs mit Kriegern in griechischer Ausrüstung, da schlängeln Tritonen ihre Fischleiber durch die Fluten, stumpfnasige Satyrn machen ihre Bocksprünge, dickbäuchige Silene taumeln durch die Wälder, Eros in langem Lockenhaar lehnt anmutig an einer Säule und der Adler trägt Ganymed zum Olympos empor. Vor allem sind die faltigen Gewänder Buddhas und seiner Umgebung völlig gräkorömisch. Nie haben sich Hindu so gekleidet und dafür, wie fremdartig ihnen dieser Faltenwurf erschien, zeugt die erklärende Legende: Buddha habe so in überirdischem Glanze gestrahlt, daß der Künstler, unfähig ihn anzuschauen, sein im bewegten Wasser vibrierendes Spiegelbild als Vorwurf benutzt habe! Alle diese Beweise einer langen, durch Syrien vermittelten Einwirkung der römisch-griechischen Kultur der Kaiserzeit, dazu auffallende Äußerlichkeiten, wie die Adoption des Heiligenscheines durch die Buddha-Darsteller, vor allem aber der plötzlich beginnende Personenkult in Verbindung mit der Heilandsidee haben die Hypothese erlaubt, daß weniger das Christentum aus dem Ur-Buddhismus zu erklären sei, als vielmehr der Neo-Buddhismus Gandharas und des nördlichen Ostasiens aus christlichen Einflüssen. Die eine Hypothese schließt freilich die andere nicht aus und so bleibe es dahingestellt, ob nicht eine Wechselwirkung stattgefunden hat.

Als die ersten muhammedanischen Eroberer über den Khaiberpaß nach Indien einfielen und die Einfallspforte an der Kabulmündung dauernd in ihre Gewalt brachten, war der Buddhismus in Indien so gut wie erloschen und die zum Hinduismus entwickelte alte

Brahmanenreligion wieder herrschend geworden. Damit begann der gewaltige Kampf der beiden Religionen, den die großen Mogulkaiser für Hindustan zwar zu Gunsten der Lehre Muhammeds entschieden, der aber unter der Asche immer noch weiterglimmt und sofort wieder zur Alles verzehrenden Flamme emporlodern würde, wenn die Vernunftherrschaft der weißen Rasse einmal ein Ende nehmen sollte. Die Muhammedaner sind in der Minderzahl. Dürfen sie es sich auch unter dem Schutze der toleranten und in den Glaubensstreitigkeiten ihrer Untertanen indifferenten britischen Regierung erlauben, den Hindus zum Trotz heilige Kühe zu schlachten, so wissen sie doch ganz genau, daß der Islam in Indien mit der europäischen Herrschaft steht und fällt. Und darauf beruht nicht zum wenigsten die Stärke der britischen Stellung. Die Unruhen aus religiösen Gegensätzen mögen für die Administration des Landes unbequem sein, für seine Politik sind sie willkommen.

Die Stadt Ghasni, südlich Kabul und das Land Ghor im Zentrum Afghanistans waren es, die im Beginn des zweiten Jahrtausends dem Hindustan die ersten muhammedanischen Dynastien und damit eine reiche Neubefruchtung mit persischer Kultur brachten. Avicenna und Firdusi lebten an dem Hofe des kunstliebenden ersten Ghasniden, der das Pandschab mit Lahor seinem Reiche angliederte. 1193 eroberte Kutub, ein Feldherr des Hauses Ghor, Delhi und machte sich bald darauf zum selbständigen Fürsten von Hindustan. Damit tritt Delhi in die Geschichte ein, die wandernde Riesenstadt, in deren Steinen der Nomadengeist der Steppensöhne lebendig wurde, der ruhelose Ahasver unter den Städten. Sieben Delhis liegen nebeneinander an der Djamna, und von jedem Turm, von jedem Minaret blickt man über endlose Ruinenfelder

mit Mauern und Zinnen, mit Toren und Kuppeln. Diese Ruinen sind es mehr als die Zahl und Pracht der Tempel, welche der Stadt die Bezeichnung des „indischen Rom" eingetragen haben. Zwanzig Kilometer südlich der heutigen Großstadt, die von Shah-Djihan gegründet ist, liegen die Ruinen des ältesten Delhi, an der Stelle, wo zur Hinduzeit Lallot und Rai Pithora gestanden hatten. Noch erhebt sich inmitten des Moscheehofes eine Säule aus reinem Eisen, deren Sanskrit-Inschrift auf das dritte oder vierte nachchristliche Jahrhundert zurückgeführt wird. Der Sage nach ist dies die Stelle, wo nach Hindu-Auffassung die Erde auf dem Kopfe der Weltschlange ruht, und ist die Säule der Nagel, den ein durch mehrere Erdbeben erschreckter Fürst einschlagen ließ, um der durch die Bewegungen der Schlange erschütterten Erde einen besseren Halt zu geben. Unmittelbar daneben pflanzte der Eroberer Kutub den gewaltigen Siegesturm auf, der noch heute über siebzig Meter hoch in die Luft ragt, die ganze weite Djamna-Ebene beherrschend. Wie ein durch Bänder mit Koran-Sprüchen zusammengehaltenes Bündel Lanzen steht er da, aus rotem Sandstein mit weithin leuchtender Spitze aus blendendem Marmor. Kutub verunglückte in Lahor beim Polo 1210. Das ritterliche Spiel, dem heute die Anglo-Inder so leidenschaftlich huldigen und in dem auch der Kronprinz sich bereits so viel Anerkennung errungen hat, ist also uralt und national-indisch.

Im vierzehnten Jahrhundert herrschte über Delhi das turkmenische Geschlecht der Turlukiden und verlegte die Stadt eine Meile weit östlich dorthin, wo noch heute die gewaltigen, ohne verbindenden Mörtel aufgeschichteten Quadern und Zinnen der 30 Meter hohen Festungsmauer von Turlukabad der Verwitterung trotzen. Abgrundtiefe Wasserreservoire sind in den Stein gehauen und ausgedehnte

Keller dienten in den Sommermonaten als kühle Zuflucht, jetzt ein Versteck der Leoparden und Schlupfwinkel der Schlangen. Am Fuß der Festungsmauer, wo heute die schöne Automobilstraße läuft, die die Straßen Delhi—Muttra und Delhi—Kutub-Minar verbindet, dehnte sich einst ein künstlicher See aus und in seiner Mitte steht, von einer bastionierten Mauer umgeben und mit Turlukabad durch einen steinernen Bogengang verbunden, das Mausoleum des Stadtgründers. Ein wuchtiges Kriegergrab ist dieses Fünfeck mit der gedrungenen Kuppel, gleichzeitig ein Vorwerk, das den Eingang zur Stadt beschützt.

Turluk ist eine der tragischen Gestalten der Weltgeschichte, ein Opfer der Kämpfe zwischen geistlicher und weltlicher Macht. Zu seiner Zeit lebte der letzte der vier großen Schekhs des indischen Islam namens Nisam-ud-din-Aulia und übte einen ungeheuren Einfluß auf die Gläubigen aus. Die bittere Feindschaft, die zwischen „Kaiser und Papst" im Stillen schon lange geherrscht hatte, kam zum Ausbruch, als beide begannen, ihre Herrschersitze zu bauen, der Schah die Feste Turlukabad, der Schekh den großen Moscheen- und Kloster-Komplex, der noch heute eine Zierde der indisch-islamischen Architektur ist, und — mittwegs zwischen Delhi und Turlukabad gelegen — den Besuch jedes Indienfahrers verdient. Beide brauchten tausende und abertausende von fleißigen Händen: während Soldaten und Bauern zum Bau der Kaiserburg entboten wurden, wallfahrten die Frommen im Lande zum heiligen Werke des Schekh-ul-Islam. Da verbot der Kaiser dem Hohenpriester die Fortsetzung seiner Bauten — es wurde gerade der riesige Tank mit Marmorquadern belegt — aber der Heilige ließ nachts beim Lichte von Öllampen weiterbauen. Der Kaiser verbot den Verkauf von Öl an das Kloster: da erstrahlten durch ein Wunder nächtlicher Weile

die Wasser im Tank so hell, daß die Arbeit fortgesetzt werden konnte. In grimmem Zorn verfluchte der Kaiser das Wasser, sodaß es bitter wurde bis auf den heutigen Tag. Der Heilige aber verfluchte die kaum vollendete Kaiserburg und sein heimlicher Freund und Gönner, des Kaisers eigener entarteter Sohn, ließ über dem vom Kriege heimkehrenden Vater den zu seiner Ehre errichteten Siegesbogen einstürzen.

Turluks blutiger Sohn, der im Cäsarenwahnsinn ein gegen China entsandtes Heer von 100 000 Mann in den Eisfeldern des Himalaja erfrieren ließ, der zu seiner Lust Hetzjagden auf die Bauern der Djamna-Ebene veranstaltete und sie wie Schwarzböcke niederschoß, verließ alsbald des Vaters Residenz und gründete nur wenige Kilometer entfernt ein neues Delhi, Adilabad genannt. So wurde der Fluch des Priesters wahr.

Das Grab des streitbaren Schekh ist heute noch einer der besuchtesten Walfahrtsorte Indiens. Ihm gegenüber liegt das Grab des Dichters Abul Hassan, der „hindostanischen Nachtigall", beide von schönen Marmorkuppeln überragt. Später wurde hier auch Djahanara, die fromme und treue Tochter Shah-Djihans, bestattet. Ihr Wunsch, unter schlichtem Rasen ruhen zu dürfen, wurde zwar nicht erfüllt. Aber man ehrt noch heute die Bitte der Prinzessin, indem man in einer in den Marmorsarkophag gemeißelten Mulde Grasbüschel zum Wachsen bringt.

Seit dem Beginne des dreizehnten Jahrhunderts hatte Nordindien unter zahlreichen Raub- und Brandzügen der Mongolen zu leiden gehabt; unermeßliche Schätze waren weggeschleppt, unzählige Menschenleben vernichtet worden. Die rohen Sieger aber hatten aus Indien in ihre Steppen ein sie veredelndes geistiges Gut mitgenommen: die Lehre Muhammeds. Der Sohn eines Urenkels Timur-

Lenks war es, Baber, der im Jahre 1526 Hindustan eroberte und die Dynastie der Groß-Moguln von Delhi gründete, in deren Adern übrigens stets mehr türkisch-tatarisches als mongolisches Blut geflossen hat. Zu derselben Zeit, die dem Geistesleben Europas die Renaissance gab und jene Übermenschen schuf, deren genial-lasterhafte Größe, deren feinsinnliche und schrankenlose Genußfreudigkeit noch heute unser schauderndes Bewundern erregt, begann im Gangestal jenes Titanengeschlecht zu herrschen, das allerdings auch die Schwächen und Laster der Zeit und des Milieus im Übermaß darstellte, aber dafür auch die unerschöpflichen physischen und geistigen Mittel Indiens zu den kulturellen Riesenleistungen zusammenfaßte, deren marmorne Zeugen wir noch immer staunend bewundern. Gestalten wie die Kaiser Baber (1526—1530), Akbar (1556—1605) und Schah Djihan (1627—1658) werden immer zu den allergrößten der Welt- und Kulturgeschichte gezählt werden müssen. Wir sehen ab von ihren kriegerischen Leistungen: Babers Selbstbiographie ist eine der hervorragendsten Leistungen der Welt-Literatur; Akbar, menschenfreundlich, tolerant, mäßig und bildungsdurstig, veranstaltete allwöchentlich Religionsgespräche zwischen Brahmanen und Mollahs, an denen sogar jesuitische Delegierte des Erzbischofs von Goa viele Monate lang teilnahmen. Der Kaiser hoffte aus dem Gemeinsamen und Allgemein-Menschlichen der drei Glaubenslehren eine Religion der Menschheit gewinnen zu können. Er machte einen grotesk-genialen Versuch, die Ursprache künstlich darzustellen, indem er vierundzwanzig Neugeborene aus verschiedenen Stämmen gemeinsam aufziehen ließ, ohne daß sie je ein menschliches Wort zu hören bekamen, und war enttäuscht, als sie nur unverständliche Laute lallen lernten. Schah-Djihan, von väterlicher Güte für seine

Völker erfüllt, ist inmitten der Haremspracht des Orients das Muster treuester und zartester Gattenliebe, der er in der Tadj Mahall ein herrliches Denkmal gesetzt hat. Mißbräuche wie Gottesurteile, Kinderheiraten und Witwenverbrennung wurden abgeschafft, die bürgerlichen Rechte unabhängig gemacht von Rasse und Konfession; die Katastrierung des Landes wurde durchgeführt und die Grundsteuer nach festen und gerechten Grundsätzen umgelegt. Das Münzwesen wurde geregelt und für Heer und Beamten feste Besoldungen anstelle der Lehne eingeführt, die Rechtspflege wurde geordnet und die Unbestechlichkeit der Richter überwacht. Heerstraßen, Brücken und Karawansereien, Stauseen und Kanäle entstanden, und ohne die Untertanen zu bedrücken, konnte nicht nur ein riesiger Staatsschatz angesammelt, sondern das Land in seinen Hauptstädten mit Perlen der Architektur geschmückt werden.

Akbars Schöpfung und Residenz Fatihpur Sikri, auf einem Höhenzuge 30 Kilometer von Agra entfernt gelegen, ist noch wohl erhalten. Die Bauten zeigen die typischen Formen, welche die Nachfolger nur verfeinerten und weiter entwickelten: die Moschee, welche die eine Seite des gepflasterten, viereckigen, von Kielbogen-Arkaden umgebenen Hofes ausfüllt, ist ein Kuppelbau hinter gewaltiger Portalfront. Diese Portalfront hat mir immer den Eindruck erweckt, als ob sie die Nachahmung eines vor dem Zelteingange vermittels dreier Lanzen aufgehängten Teppichs war: rechts und links bildet den Abschluß stets ein ganz schlanker Schaft mit Spitze, und die Fassade, die mit der Tornische dem bekannten Muster der Gebetsteppiche völlig gleicht, scheint von einer oben quer befestigten dritten Lanze herabzuhängen. Die Reihe der dem Portale oben aufgesetzten kleinen Marmorkuppeln erinnert an umgestülpte Metallgefäße oder an stählerne Sturmhauben. Das Ma-

terial ist hier, wie in Agra und Delhi, roter Sandstein und Marmor. Die Grabmäler unterscheiden sich von den Moscheebauten nur in einigen Punkten. Statt des gepflasterten Hofes schließen die Arkaden einen Garten ein, und vom Arkadentor zum Mausoleum läuft meist ein langgestrecktes Bassin mit Springbrunnen. Das Mausoleum ruht in der Regel auf einem quadratischen Unterbau von 10—15 m Höhe und im Gegensatz zu dem breiten aber wenig tiefen Grundriß der Moschee sind die Grabdenkmäler meist im Grundriß quadratisch oder mehreckig und in allen Fronten gleich. Besonderheiten von Fatihpur-Sikri sind einige reizende zweistöckige Villen und in der Ornamentik die Verwendung der Lieblingsfrüchte Akbars, des Granatapfels, der Weinrebe und der Melone; sodann gemalte Darstellungen lebender Wesen, die der freigeistige Monarch dem Koran-Verbot zum Trotz wenn auch nicht in der Öffentlichkeit, so doch in den Gemächern seiner Gemahlin Mirjam anbringen ließ. Akbars Grab ist in Sikanderah, eine Meile vor den Toren von Agra. Ich kann allerdings nicht in allen Stücken die Bewunderung teilen, die viele Besucher diesem Bauwerke entgegenbringen. Mir sind es der Marmoraufbauten auf dem Dache zu viel und die Schönheit der Anlage kommt meines Erachtens erst zur Geltung, wenn man so nah herantritt, daß das große Portal die Mehrzahl der Aufbauten bedeckt. Dann aber, oder wenn man das Dach bestiegen hat, und die feindurchbrochenen Marmorschranken, die es umgeben, auf sich wirken läßt, dann ist es auch ein einzig schönes Kunstwerk. Sie umschließen das Kenotaph, das in reichem Rankenwerk die 99 Namen Allahs zeigt, während der Sarg selbst, den das darunter gelegene, ein herrliches Echo widerhallende Gewölbe umschließt, nur den einen Namen „Akbar“ aufweist. Die Marmorhalle ist

nach oben völlig offen und läßt den blauen Himmel auf das Kenotaph lachen und die Sonnenstrahlen spielend und wärmend darüber huschen.

Schah-Djihans Regierung bedeutet den Höhepunkt des indisch-islamischen Kunstschaffens. Französische oder italienische Künstler führten die Pietra-dura-Technik ein, die Kunst, Ranken, Blätter und Blüten, ja in der Thronwand der Audienzhalle zu Agra sogar bunte Vögel durch eine Mosaik kunstvoll geschliffener und in den Marmor eingelegter Halbedelsteine darzustellen. Schon die älteren Bauten zeigen auf den Wänden von rotem Sandstein Einlagen von weißem, schwarzem und gelbem Marmor. Seitdem der Marmor selbst das Baumaterial hergab, sah man sich nach kostbareren und wirksameren Stoffen für die Ornamente um. Karneol und Lapislazuli, Rubin und Granat, Türkis und Saphir, Malachit und Jaspis, Achat und Krystalle lieferten die Lehnsstaaten der Kaiser und die Nachbarn. Dabei war die Marmortechnik zu einer Feinheit entwickelt, daß man die in durchbrochener Arbeit hergestellten Wände mit Recht als „Marmorschleier" bezeichnet und daß manche Bauten, wie das Grab des Wesirs Itimad-uddaulah den Eindruck einer kunstvoll geschnitzten Elfenbeintruhe machen.

Schah-Djihan vollendete die von seinem Vorgänger Djihan-Gir begonnene Palastburg in Lahor sowie die von Akbar begonnene Feste Agra und begann die Feste des heutigen Delhi zu bauen, das richtiger nach dem Willen und dem Namen seines Gründers Schah-Djihanabad genannt wird. Diese, ganze Palaststädte enthaltenden Festen sind von einer reich gegliederten, hohen und mit spitzbogigen Zinnen gekrönten Mauer umgeben, aus der turmartige Bastionen hervorspringen. Das Material ist ein schön leuchtender roter Sandstein; Gräben

und Glacis umgeben die Mauer, und die Tore sind mächtige, mehrfach versicherte Bauten mit Zugbrücken. Aber nicht nur auf Widerstandsfähigkeit und Sicherheit wurde gesehen, sondern auch auf den künstlerischen Gesamteindruck: die Türme von Schah-Djihanabad sind von zierlichen Kiosken gekrönt und auf die Torfronten sind, wie bei denen der Moscheen, Reihen von marmornen Kuppeln aufgesetzt.

Vier Werke dieser Epoche sind es vor allem, die den Höhepunkt der mogulkaiserlichen Kunst bedeuten: in Delhi (Schah-Djihanabad) der Palast und die große Moschee, in Agra der Palast und die Tadj-Mahall.

Die Djuma-Masjid in Delhi soll die größte Moschee-Anlage der Welt sein, an 40 000 Gläubige soll ihr Hof fassen können. Auf hoher Basis, zu der gewaltige nach drei Richtungen auslaufende Freitreppen führen, läuft eine Arkadengallerie um, deren Ecken durch Kioske gekrönt sind, während die Mitten ihrer Seiten durch Torbauten unterbrochen werden. Die Moschee selbst nimmt die eine Seite des Rechtecks ein. Flankiert von zwei nicht überschlanken Minarets öffnen sich nach dem Hofe zu zwei fünfbogige Hallen, die an der doppelt so hohen Torhalle zusammenstoßen. Jede der drei Hallen wird von einer durch Einlagen schwarzen Marmors schöngerippten weißen Zwiebelkuppel gekrönt. Die ganze Anlage ist aus rotem Sandstein mit Streifen und Flächen aus weißem Marmor, auf denen die architektonisch so wirksamen arabischen Schriftzüge in Schwarz eingelegt sind, erbaut. Der Eindruck ist imposant, weihevoll und erhebend.

In der gegenüber der Moschee gelegenen Feste sind die kaiserlichen Bäder und Luxusräume wundervolle Kunstwerke der Innenarchitektur. Die Räume werden von flachen Kanälen durchzogen, in denen zur Sommerzeit fließendes Wasser Kühlung gab. Die offene Audienzhalle ruht auf

viereckigen Marmorpfeilern, über die sich Kranzbogen wölben. Das Weiß des Marmors wird gehoben durch bunte Blumenmuster in Pietra-dura und in Gold gemalte Ornamente. „Gibt es auf Erden ein Paradies — so ist es dies, so ist es dies“ steht in persischer Sprache über der Stelle, wo einst der mit Juwelen übersäte Pfauenthron stand, der auf 150 Mill. M. Wert geschätzt wird und im Jahre 1738 von Nadir Schah nach Teheran geschleppt wurde, wo er sich noch befindet.

Die Innenbauten der Kaiserpfalz in Agra sind nicht einheitlich entworfen; die ältesten Teile, die in Sandstein ausgeführt sind, zeigen noch eine reiche Verwendung von Hindu-Motiven. Aber vor der Kaiserpfalz in Delhi hat sie die hochragende Lage voraus an der Djamna, die beide Pfalzen bespült. Zwei herrliche Moscheen, die Perl- und die Edelstein-Moschee, sind eingebaut. Am schönsten sind die Teile mit dem Blick auf die Djamna-Ebene, jene zierlichen Marmorzimmer und goldgekuppelten Kioske, von denen aus Schah-Djihan, von seinem Sohne Aurang-Seb entthront und gefangen gehalten, während der letzten acht Jahre seines Lebens den wehmütigen Blick über die Tadj-Mahall schweifen ließ, das Grabmal seiner Gattin Mumtas-Mahall.

Die Tadj-Mahall bedeutet den Höhepunkt der indisch-islamischen Kunst überhaupt. Der reinste Alabaster, durch Streifen schwarzen Marmors gegliedert, bot das Material. Mit feinberechneter Wirkung, aber mit großer Zurückhaltung hat der Künstler die Ranken und Blüten aus buntem Halbedelgesteine auf die weiße Fläche gelegt; dafür aber laufen breite Bänder mit reizvoll verschlungenen Linien arabischer Zierschrift um die gewaltigen Portale der vier Seiten. Den ganzen Bau beherrscht die in ihrer Wirkung durch vier um sie gruppierte Kioske ge-

steigerte Wucht der großen Kuppel, deren Masse aber leicht von dem kraftvoll-elastischen Unterbau getragen zu werden scheint.

Die Aufgabe, die dem Künstler gestellt war, einen Gedächtnistempel zu schaffen, dessen wehmütig-heitere Klarheit die düsteren Todesgedanken überwindet, ist wunderbar gelöst worden. Die Sprache des Alltags ermangelt der Mittel, um den Eindruck zu schildern, den dieses einzige Kunstwerk auf die Seele des Beschauers ausübt. Die Tadj-Mahall ist ein Traum in Marmor, den nur die Sprache der Poesie wiederzugeben vermag.

Allahabad.

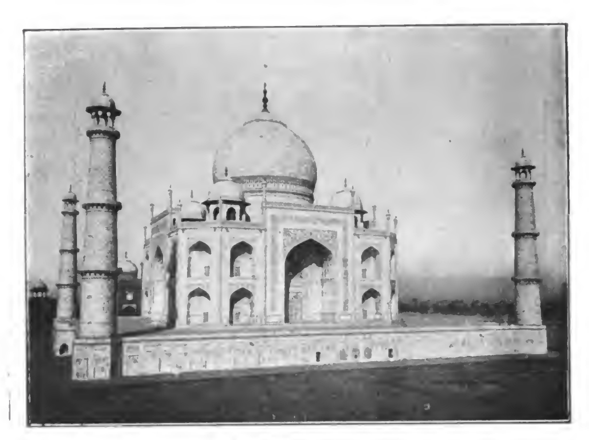
Lucknow, den 1. Februar 1911.

Allahabad. — Badende Pilger. — Eine Zeltstadt. — Die Ausstellung. — Die Deutsche Abteilung. — Deutschlands Handel mit Indien. — Historische Festspiele.

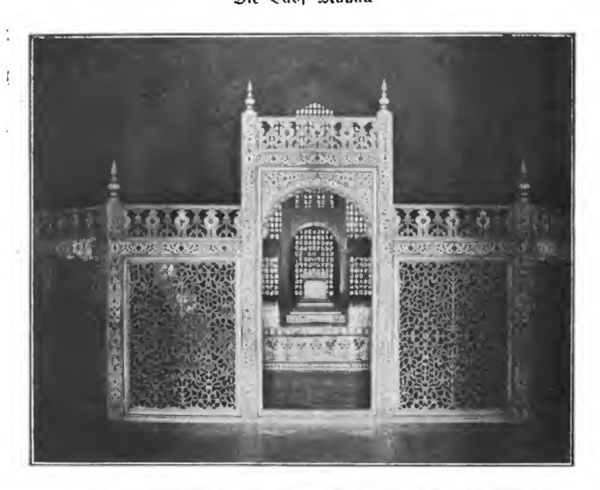
Die Fahrt von Delhi nach Allahabad führt durch jene fruchtbare, sechshundert Kilometer lange Ebene, welche Djamna und Ganges, nebeneinander herlaufend, durchfließen, um sich an unserem Reiseziele zu vereinigen; um zweihundert Meter fällt das Gelände auf dieser Strecke und das äußerte sich zu unserer freudigen Überraschung in einer Temperatursteigerung, die uns erlaubte, in Allahabad gelbe Seiden- und weiße Baumwollanzüge zu tragen. „Allahs Stadt“ liegt etwa auf der Höhe von Assuan, also nur wenig nördlich des Wendekreises. Nicht um der an sich unbedeutenden Stadt willen schlug der Kronprinz



Blick über die Innenbauten der Kaiserpfalz Agra



Die Tadj Mahall



Grab Shah Djihâns und seiner Gemahlin Mumtâs Mahall
in der Tadj Mahall



Die Feste Allahabad am Zusammenfluß des Ganges und der Djamna



Allahabad: Pilgerstraße



Allahabad: Pilger am Badestrande



Allahabad: (Ausstellung): Arbeitselefant vor der Zeltstadt der europäischen Besucher



Allahabad: Ausstellungsgebäude



Benares vom Strande aus



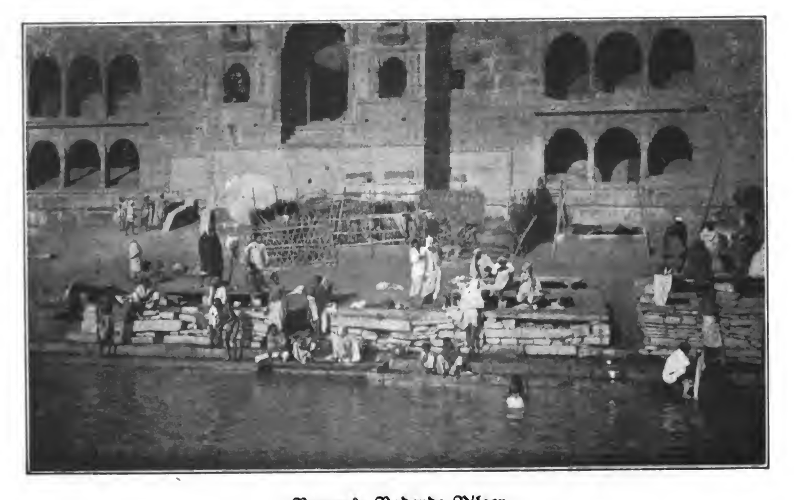
Benares: Aurang-Seb's Moschee



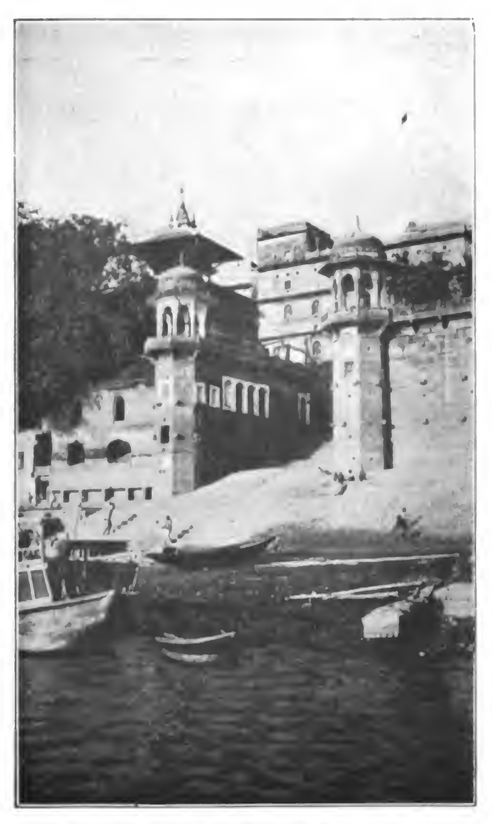
Benares: In der heiligen Flut versinkende Tempel



Benares: Lingamzellen und Sonnenschirme der Badepriester



Benares: Badende Pilger



Benares: Zum Ganges führende Treppe („Ghat")

Benares: Leichenverbrennung



Benares: Dach des „Goldenen Tempels"



Benares: Durga(-Affen-)Tempel

hier vier Tage sein Hauptquartier auf, sondern wegen der hochinteressanten Ausstellung, welche die vereinigten Provinzen Agra und Aud (geschrieben Oudh) hier veranstaltet hatten. Und in der Tat war der Besuch außerordentlich lohnend und das Gebotene alle Erwartungen übertreffend. Mit der dem Briten eigenen Großzügigkeit war man an die Ausführung des Projektes herangegangen, das man mehrere Jahre lang wegen Mißwachses und Pest hatte aufschieben müssen. 1909 war ein gutes Regenjahr gewesen und mit der reichen Ernte war Zufriedenheit und Selbstvertrauen der eingeborenen Bevölkerung gehoben worden. Und ihr vor allem galt das Unternehmen; dem Großgrundbesitzer, Fabrikanten und Handelsherren, aber auch dem Bauern, Handwerker und Pächter sollte vorgeführt werden, was Indien im Ackerbau, in Industrie und Handwerk leistet, vor allem aber, was es leisten könnte, wenn es sich in höherem Maße als bisher die Errungenschaften der modernen europäischen Technik und Wissenschaft zu Nutze machte. Damit erfüllte die Ausstellung zugleich einen patriotischen und politischen Zweck: sie regte an zum Ankauf von Erzeugnissen des Mutterlandes und zeigte dem Volke, wie weit es noch von dem Ziele entfernt war, das ihm die fanatischen Prediger der Swadeschi-Bewegung als schnell erreichbar vorgaukelten: ein auf sich selbst beruhendes, von der Einfuhr europäischer Erzeugnisse unabhängiges Indien. Bei der außerordentlichen Verbreitung der zahllosen eingeborenen Zeitungen mußte das Resultat der Ausstellung in die breitesten Kreise dringen und weit über die vereinigten Provinzen hinaus den Indern die Augen und den Einsichtigen und Besitzenden auch die Taschen öffnen. Mit besonderer Genugtuung sahen wir deshalb, daß neben Großbritannien auch — und zwar allein von allen anderen Ländern und in wür-

diger und eindrucksvoller Weise — Deutschland vertreten war. Die Leitung der deutschen Ausstellung lag in den Händen des Handelssachverständigen beim Generalkonsulat Kalkutta, Goßling, dessen Verdienste durch den vom Kronprinzen ihm überreichten Roten-Adlerorden anerkannt wurden.

Dort, wo die blaue Djamna und der gelbe Ganges zusammenfließen, liegt mit nach allen Seiten freiem Schußfelde das von Akbar angelegte, von den Engländern modernisierte Fort auf einer weißsandigen Landzunge zwischen beiden Flüssen. Hier wächst der Ganges durch das ihm zugeführte Wasser um das doppelte seiner Breite und diese Vereinigungsstelle ist dem gläubigen Hindu hochheilig. Zwei- bis dreimal hunderttausend Pilger strömen hier im Dezember und Januar zusammen — in jedem zwölften Festjahre soll es gar eine Million sein — um sich von der Sündenlast des Jahres reinzubaden. Es war deshalb ein glücklicher Griff, daß man die Ausstellung gerade in diesen Monaten und in dieser Stadt veranstaltete.

Vom frühen Morgen bis zum späten Nachmittage wallten sie dann auch die breite, mit Hütten von Lebensmittelverkäufern und Ambulanzen der Sanitätspolizei besetzte Straße hinab, die zur Landzunge führt. Wir ritten auf hohem Elefanten dorthin, so der Mühsal des Watens im Sande und der Berührung mit der noch ungebadeten Volksmenge enthoben, und mit freiem Blick über die Vorgänge am Badestrande. Auf mächtigen Bambusstangen überragten die schnell entstandene Budenstadt Wimpel und Flaggen in allen Farben und mit sonderbaren Zeichen, welche den Gläubigen anzeigten, wo der ihr Vertrauen genießende Priester seines Amtes waltete oder der ihnen empfohlene Händler oder Barbier die Kunden empfängt. Denn Kahlscherenlassen des Schädels ist für die männlichen Pilger Vorbedingung der Wirksamkeit des heiligen

Bades. Daneben zeigten Büßer dem erstaunten Volke, durch welche Selbstqualen man der Gottheit Wohlgefallen erringen kann und führten Geistliche sakrale Schauspiele vor, indem sie bemitleidenswerte Kinder den ganzen Tag über in glühender Sonne mit übereinander geschlagenen Beinen sitzen und mit Flitterkronen und Tand geschmückte Götterbilder darstellen ließen.

Der Badestrand war gegen die Strömung durch eine Reihe von Barken gesichert und hier ließen die Pilger beiderlei Geschlechts ihre gelbbraunen Körper in naiver aber durchaus dezenter Weise von den heiligen Fluten bespülen.

Nach dem Gedränge in der Ausstellung zu schließen hat denn auch ein sehr großer Teil der Wallfahrer diese Veranstaltung der vereinigten Provinzen besucht. Der Eintrittspreis war vernünftiger Weise niedrig genug gehalten; allerdings wird das dazu beitragen, daß die Regierung die 500 000 Rupie, die sie zu den von anderer Seite gegebenen anderthalb Millionen vorgeschossen hat, kaum zurückerhalten wird; aber sie wird die Genugtuung haben dürfen, diese Summe wahrhaft produktiv angelegt zu haben. Auch das Personal hatte sie unentgeltlich gestellt — die Kontrolle an den Eingängen führten z. B. Mannschaften der europäischen Truppenteile der Garnison, — und aus den reichen Beständen ihrer Sanitätsreserve viele Hunderte von Zelten nebst Mobiliar hergegeben, die zu einer ausgedehnten weißen Stadt geordnet waren, in der die europäischen Besucher unterkamen. Auch wir wohnten in Zelten. Für 13 Rupie täglich wurde Unterkunft und Verpflegung geliefert. Das innen mit dünnem gelben Stoff ausgeschlagene, den Raum eines großen und hohen Zimmers füllende Zelt enthielt Feldbett, Tisch, zwei Stühle und einen Toilettentisch. In einem kleinen Nebenzelte waren Wasch-

ständer und Badewannen untergebracht, während ein drittes der Dienerschaft als Unterkunft diente. Die Eisenbahn war bis zu diesem Lager verlängert und für Post und Telegraph in besonderen Zelten Raum geschaffen worden. Die Mahlzeiten servierte in mehreren mächtigen Hallen die deutsche Firma Keller & Co., welche in ganz Nordindien die Bahnhofswirtschaften und Speisewagen unterhält.

Die Ausstellung mit ihren zum großen Teil von einem in Allahabad angesessenen deutschen Architekten, Herrn Bassel, in zierlichem maurischen Stil errichteten Hallen bedeckte etwa 24 ha Fläche; allerdings lagen zwischen den Gebäuden künstliche Teiche, auf denen Pumpwerke aller Systeme in Tätigkeit gezeigt wurden, ja Felder und Gärten, auf denen landwirtschaftliche Maschinen arbeiteten, ein großer Poloplatz, auf dem die historischen Festspiele an den Beschauern vorüberzogen und zwei kühne Aviatiker auf Zweideckern sich knarrend und brausend in die Luft hinaufschraubten.

Sämtliche einheimischen Exportindustrien wurden dem Besucher vorgeführt; hier wurde gesponnen und gewebt, gefärbt und gedruckt, genäht und gestickt, getöpfert und geschnitzt, eingelegt und bossiert. Alle Landschaften, besonders reich im eigenen Pavillon die Eingeborenenstaaten, hatten fertige Produkte ihrer Industrien, meist des Kunsthandwerks, ausgestellt. Am begehrlichsten machten das Auge die herrlichen gold- und silbergestickten Seidenstoffe, die von ganzen Scharen indischer Ladies umlagert waren. Ein gefühlloses Männerherz geht ja an diesen Schätzen von farbenprächtigen Seidencourroben — 2, 4, 6 Tausend Mark das Stück —, an den aus Elfenbeinfäden gesponnenen Stoffen, an den Ketten taubeneigroßer Perlen, Saphiere, Rubine, Smaragde, an den Millionenwerten der Diamantdiademe vorüber ohne zu bluten; und der einzige Schmerz,

den ich fühlte, war der, daß nicht Sie alle, meine verehrten Leserinnen dabei sein konnten, um die Pracht zu würdigen, wie sie es verdient hätte!

Uns interessierten mehr die umfangreichen Gebäude mit der Ausstellung der kommunalen Gesundheitsfürsorge und des staatlichen Bildungs- und Erziehungswesens, die neuesten Maschinen in der Seiden- und Baumwoll-Spinn- und Webehalle, vor allem aber die Vorführung von landwirtschaftlichen Maschinen und Methoden. Da hoben einige Dutzend Pumpen der verschiedensten Konstruktionen Wasser aus dem Teich in die Kanäle, welche Felder durchquerten, deren Schollen von Dampfpflügen aller Art umgeworfen und von Eggen geebnet wurden, da wurden Mäh-, Binde- und Dreschmaschinen demonstriert, die ältesten und neuesten Methoden der Rohrzuckerfabrikation dargestellt, Früchte geschält, zerkleinert, verpackt und etikettiert, Hölzer geschnitten, und eine Mustermolkerei in Betrieb gehalten.

Eine alle deutschen Beteiligungen zusammenfassende Sonderausstellung war anscheinend nicht gern gesehen worden, und so waren sie, — abgesehen von einigen reindeutschen Pavillons, über denen mit großen Lettern das Wort „Germany" am Abend aufflammte — in die allgemeinen Gruppen verwiesen worden.

In der Abteilung für landwirtschaftliche Maschinen erregte besondere Aufmerksamkeit die in Deutsch-Ostafrika längst erprobte „Neu-Corona" (von Krupp) zur Entfaserung von Sisal-Agavenblättern, Wolff's (Magdeburg-Buckau) transportable Lokomobilen, Stille und Co.'s (Münster), Nagel und Kaemp's (Hamburg) Mühlen, Rudolf Sack's (Leipzig), Schwartz und Sohn's (Berlinchen) Pflüge; ferner Molkereimaschinen der Teutoniagesellschaft (Frank-

furt a. O.) und Brennereieinrichtungen von Ilges und Co. (Cöln).

In der Mitte der deutschen Halle prangte die bekannte Gladenbeck'sche Kaiserbüste. Um sie gruppierten sich die Ausstellungen von Göbel-Darmstadt (Billetmaschine), Heintze & Blanckertz (Stahlfedern), der Kabelgesellschaft, der Maschinenfabrik Augsburg-Nürnberg (Dieselmotore), Friedrich Dick-Eßlingen (Mechanik und Uhren), Eberle & Co.-Augsburg (Sägen, Messer, Nadeln), der Gritznerwerke-Durlach (Nähmaschinen), von Deutz (Gasmotore), Ernst Meck-Nürnberg (Metall), Theodor Lenk-Charlottenburg (Thermometer), C. Malmendier-Cöln (Kohlensäure-Apparate), vor allem aber die Automobile der Schuckertwerke (Protos) und von Lanz, deren eines dem Kronprinzen während seines Aufenthaltes zur Verfügung gestellt wurde. Von weiteren Ausstellern seien nur noch genannt Fritz Jahr (Gera), Johannes Kleineweber's Söhne (Krefeld), die Peter-Union (Frankfurt a. M.), Gebrüder Sucker (Grünberg), Roscher (Neugersdorf i. S.), die Maschinenfabrik Cyklon (Berlin), A. Roller (Berlin), Max Kohl (Chemnitz), Haubold jun. (Chemnitz), Doppenschmidt (Pforzheim) und die Rattinger Nietenfabrik. Wenn ein Mangel zu rügen wäre, so war es der, daß nicht sämtliche Maschinen im Betriebe vorgeführt wurden; die Kosten für die besonderen Werkmeister wären ja wahrscheinlich erheblich gewesen, aber vielleicht hätte es sich doch ermöglichen lassen, einen Europäer für mehrere Maschinen auszubilden und farbige Hilfskräfte im Lande selbst anzulernen.

Britische und deutsche Maschinenfabrikanten verfolgten auf der Ausstellung verschiedene Ziele, insofern jene alte, diese die allerneuesten Typen ausstellten. Dabei kam den Engländern die Erfahrung zu Gute, daß die besten Maschinen bei der unsachgemäßen Behandlung durch die Eingeborenen

leicht unbrauchbar werden und dann ein Odium tragen müssen, daß sie nicht verdienen und dem einfache Maschinen nicht im gleichen Maße ausgesetzt sind.

Der deutsche Handel hat unserer Industrie in Indien bereits ein reiches Absatzgebiet erobert und die Möglichkeit einer Erweiterung scheint nicht ausgeschlossen. In manchen Läden wurde mir erzählt, daß bis zu 40 Prozent der feilgebotenen Waren deutschen Ursprungs seien, weil die deutschen Erzeugnisse bei ausreichender Güte billiger seien, als die britischen, während die japanische Konkurrenz zwar billiger aber außerordentlich schlecht arbeitet. Unser Anteil an der Einfuhr betrug in den letzten Jahren fast 100 Millionen Mark, d. h. etwa ein Zwanzigstel der Gesamteinfuhr des Kaiserreiches, oder ein Siebzigstel unseres Gesamtexports. Es handelt sich überwiegend um Fabrikate der Metall- und Textilgruppe, während Maschinen noch ein fast undurchbrochenes britisches Monopol darstellen.*) Deshalb ist es besonders freudig zu begrüßen, daß die deutsche Beschickung sich ganz besonders auf Maschinen aller Art konzentriert hatte. Bei einem Lande, in dem die Bildung und Aufklärung durch die Presse so schnell fortschreitet, wie in Indien, muß die Ausdehnung der Maschinen-

*) Das Stat. Jahrb. 1910 führt keine Maschinenausfuhr nach Indien auf. Nach dem „Statistical Abstract" für Indien 1908/09 ist dagegen der Import deutscher Maschinen in zehn Jahren (1899 bis 1909) von $^1/_3$ auf $1^2/_3$ Millionen Mark gestiegen. Von dem Maschinenimport von 88 Millionen Mark entfielen auf Großbritannien 82 Millionen. Nach derselben Statistik betrug unsere Einfuhr in Indien 65 Millionen Mark — $^1/_{38}$ der Gesamteinfuhr —, die indische Ausfuhr nach Deutschland 220 Millionen Mark — $^1/_9$ der Gesamtausfuhr —. Bei dem indischen Gesamtaußenhandel rangiert Deutschland nach derselben Quelle mit 270 Millionen (1908/9; 1907/8 350 Millionen) neben China (einschl. Honkong, das allein für 150 Millionen mit Indien umsetzt: Opium!) an zweiter bezw. dritter Stelle hinter Großbritannien.

betriebe ein unbezweifelbares Ergebnis der kommenden Entwicklung sein.

Auch die Bilanz wird sich bessern, wenn wir noch in höherem Maße als bisher mit Industrieprodukten bezahlen können, was wir an Rohprodukten aus Indien beziehen. Zur Zeit geht ein Neuntel bis ein Siebentel*) der indischen Ausfuhr nach Deutschland. Bei dem Hauptartikel — Jute, über 50 Millionen — ist Indien bisher Alleinlieferant; indes ist zu hoffen, daß bei diesem, wie bei dem nächstwichtigen Artikel — Baumwolle 47 Millionen — allmählich unsere eigenen Kolonien als fühlbare Konkurrenten auftreten werden. Auch bei Häuten (33 Millionen), bei Kopra (13 Millionen, d. h. fast einem Drittel unserer Einfuhr) und bei Sesam (7 Millionen) ist das zu hoffen; weniger wohl bei Reis — 30 Millionen —.

Natürlich war auch dem Erholungs- und Vergnügungsbedürfnis der Besucher Rechnung getragen. Ein Welcome-Club lud zum Lesen von Zeitschriften ein, für eingeborene Damen war ein besonderer Salon vorgesehen, ferner Restaurants für Europäer, Muhammedaner und Hindus. Die 60 Mann starke Kapelle von König Georgs Gurkaregiment ließ unter der trefflichen Leitung ihres deutschen Kapellmeisters dem Kronprinzen zu Ehren Wagnersche Ouverturen und deutsche Volkslieder erklingen und bei dem Prachtfeuerwerk am Abend flammten zum Schluß die riesengroßen Portraitköpfe des Kaisers und seines Sohnes auf.

Daß es an einem Bioskop, indischem Theater, Ringkämpfern und Karussels nicht fehlte, ist selbstverständlich. Australische Pferdedresseure zeigten auf bockenden und steigenden Rossen ihre Sattelfestigkeit und setzten manchen

*) Nach der deutschen Statistik.

tapferen Tommy in den Sand, der es, angelockt durch eine Prämie von 100 Rupie, versuchte, die mit fabelhafter Gewandtheit und Hartnäckigkeit sich ihres Reiters entledigenden Mähren um die Manege zu steuern. Den Clou dieser Veranstaltungen aber bildeten die historischen Darstellungen aus der Zeit Assokas und Akbars, die mit größter Prachtentfaltung stattfanden. Ein Dutzend Elefanten und zwei Schwadronen eingeborener Kavallerie standen als Statisten den Schauspielern zur Verfügung, die den Empfang einer Gesandtschaft Elisabeths an Akbars Hof, des großen Kaisers Tod und die Erstürmung Golkondas darstellten. Und als beim Schlußtableau Repräsentanten aller britischen Kolonien — unter ihnen drei liebreizende birmesische Prinzessinnen — auftraten, um der herrschenden Britannia zu huldigen, da erhoben auch wir uns gern von unseren Sitzen, in Ehrfurcht vor dem unermeßlichen Kulturwerke, daß unsere Vettern in allen Erdteilen geschaffen haben, sich und dem ganzen Okzident zum Ruhme.

Benares.

Calcutta, im Februar 1911.

Des Kronprinzen Residenz in Benares. — Sarnath, das buddhistische Alt-Benares. — Die „hochheilige Stadt". — Fahrt auf dem Ganges. — Leichenverbrennung — Heiligtümer. — Büßer.

Nachdem am Morgen des 27. Januar in Allahabad der Geburtstag unseres Kaisers mit einem von Deutschen und Engländern reich besuchten Festgottesdienste gefeiert worden war, fuhren wir nach Mitternacht ab, um am frühen Morgen in Benares anzulangen. Der Kronprinz

nahm hier Wohnung im Nandeschwar-Kothi, einem von prächtigen Parkanlagen umgebenen Palaste, den sein Eigentümer, der Maharadjah von Benares, hohen Gästen zur Verfügung zu stellen pflegt. So hatte 1905 das jetzige britische Königspaar dort gewohnt. Eine Marmortafel an dem Palais ruft das Gedächtnis an den wackeren Bezirksamtmann Davis wach, der hier am 17. Januar 1799 nur mit einem Speer bewaffnet auf der Wendeltreppe Stellung nahm und Weib und Kind gegen 200 Rebellen solange erfolgreich verteidigte, bis eine in Eilmärschen anrückende Kavallerie-Abteilung ihn entsetzte. Das Mobiliar stammt zum großen Teil noch aus jener Zeit und die lebensgroßen Porträts der Vorfahren des Maharadjah geben dem im Villenstil gefällig gebauten Palais ein historisches Interesse.

Am Morgen des folgenden Tages unternahm der Kronprinz die Fahrt auf dem Ganges, die das am linken Flußufer gelegene, alte, hochheilige Benares in seiner eigenartigen Schönheit zeigt.

In jenen fernen Zeiten, als der Pharao Nekho seine Seeleute aussandte, Afrika zu umschiffen, als Karthago erst begann Bedeutung im westlichen Mittelmeer zu gewinnen, als Persien sich noch zu einem machtvollen Königreiche entwickelte und sich anschickte, das Reich der Meder zu vernichten, als Babylon dem assyrischen Reiche ein Ende machte und Jeremia seine Klagelieder sang, als Athen von Drakon und Solon die grundlegenden Gesetze erhielt und Rom noch unter seinen Königen ein bedeutungsloses Landstädtchen war, das sich mit Mühe gegen die Etrusker seiner Haut wehrte, da war Benares bereits eine große und reiche Königsstadt, ein Zentrum der theologischen Bildung seiner Zeit und der Mittelpunkt eines regen geistigen Lebens. Wie alle die historischen Großstädte Indiens ist

auch Benares gewandert: damals, um die Wende des 7. zum 6. Jahrhundert vor Christi Geburt lag es 6 km nördlich der jetzigen Stadt, wo heute das Ruinenfeld Sarnath die Stätte bezeichnet, wo Buddha zuerst als Lehrer auftrat. Benares ist das geistige Schlachtfeld, auf dem mehr als einmal darüber entschieden wurde, welcher Glaube in Nord-Indien herrschen sollte: von hier begann der Buddhismus seinen Siegeslauf über Indien und den fernen Osten, hier zerstörte Aurang-Seb, Schah Djihans fanatischer Sohn, ein volles Tausend von Hindu-Tempeln und pflanzte die hochragenden Minarets seiner Moscheen am heiligen Ganges auf; aber hier wuchsen auch an Stelle jedes eingeäscherten Schiwa-Tempels zwei neue aus dem Boden und machten die Stadt zu dem was sie heute ist, zur Hochburg des Hinduismus.

Wie der Zusammenfluß der Djamna und des Ganges bei Allahabad, so ist auch bei Benares Fluß und Ufer hochheilig und die größte Sehnsucht jedes Hindu ist die, in Benares zu sterben, damit seine Asche den Fluten des Stromes überantwortet werde. Deshalb bringt man Todkranke von weither nach Benares, deshalb haben indische Fürsten und Millionäre in dieser Stadt ihre kaum jemals bewohnten Paläste, und da Millionen Gläubige, die nicht in Benares sterben können, die Sehnsucht haben, in ihrer letzten Stunde mit dem heiligen Wasser benetzt zu werden, bildet der Versand der Flüssigkeit einen blühenden Zweig sakraler Geschäftstätigkeit.

Tausende und Abertausende wallfahren alljährlich hierher und baden sich bei Sonnenaufgang unter der Anleitung der Brahmanen von den Sünden rein. Zahlreiche prächtige Treppen, „Ghats" genannt, führen das steile Ufer von der hochgelegenen Stadt zum Flusse hinab, durch ein Gewirr von Tempeln, Pagoden, wuchtigen Schloßbauten

und zierlichen Kiosken. Streckenweit haben die Überschwemmungen, Unterspülungen und Erdrutsche sie umgeworfen oder schräggestellt. Oft ragt nur noch der Fuß eines gewaltigen Säulenschaftes aus dem Sande, nur noch der Spitzturm einer Pagode aus dem Wasser hervor. Denn der heilige Fluß liegt mit dem heiligen Boden im steten Kampfe: wenn die Schneeschmelze des Himalaja den Fluß um die Hälfte verbreitert und seine Wassermassen verdoppelt, dann rauscht er über Kaimauern und Treppen, über Palastportale und Tempeldächer dahin, umstürzend und übereinanderstülpend, was nicht sorgsame Hände gegen die alljährlichen Angriffe festigten. Dergleichen wird aber nur selten getan, denn der Orientale versteht wohl zu schaffen, nicht aber zu erhalten, und so bietet Benares das widerspruchsvolle Bild einer ewig lebenden Ruine, einer stets neugeschmückten und neugeschminkten Mumie.

Langsam wurden die drei Gondeln mit dem Prinzen und dem Gefolge stromabwärts gerudert. In der trockenen Zeit einen halben Kilometer breit, wälzt der Ganges seine gelben Fluten mit mäßiger Geschwindigkeit dahin. Überall waren aus Palmblätter geflochtene Sonnenschirme errichtet, in deren Schatten die Pilger tagsüber ruhen; am frühen Morgen haben sie allerdings Sonnenschutz nicht nötig und vor Kälte zitternd stehen sie bis zur Hüfte im Flusse, hin und wieder untertauchend oder mit den Händen Wasser sich über Kopf und Schultern schüttend. Zahllose kleine steinerne Lingam-Zellen dienen den Priestern als Unterkunft, die hier ebensowohl Vorbader als Vorbeter sind und die Innehaltung des sehr komplizierten Rituells überwachen. Schmächtige Knaben und steinalte Mütterchen, dralle junge Dirnen und dickbäuchige Kahlköpfe stehen untereinandergemengt, in ihren durch die Nässe eng angeschmiegten Klei-

dern fröstelnd und zu der schwefelgelb aufgehenden Sonne hinüberbetend.

Wir gleiten weiter den Fluß hinab an den Pagoden mit den gekerbten Melonentürmen vorbei, mit ihren Flaggen auf schwanken Bambusstangen, an den wuchtig gequaderten Schlössern der Fürsten von Delhi und Udaipur und machen einen kurzen Halt an jener breiten Treppe, wo fünf, sechs bläuliche Rauchwolken in die Morgenluft emporkringeln. Von niedrigen Holzstößen schwälen sie auf. Eben kommt ein Zug von einem Dutzend Männer, die einen in weiße Baumwolle gehüllten Gegenstand tragen. Es ist eine Leiche, die verbrannt werden soll. Nichts Feierliches, nichts Pietätvolles, nichts Wehmütig-rührendes hat der Vorgang. Ist doch der Körper dem Hindu die schmutzige Schlacke, die die Seele an der Vereinigung mit der Gottheit hindert. Und wie etwas Ekliges, dessen man sich entledigt, wird der Körper behandelt. Teuer ist in der waldarmen Gegend das Holz, das noch dazu bestimmten Bäumen entnommen werden muß und deshalb von weither auf Kähnen angefahren wird. So wird mit dem kostbaren Materiale gespart: Kopf und Füße hängen über den Scheiterhaufen heraus und wenn die gerösteten Glieder sich lösen und herabzufallen drohen, werden sie von den verachteten aber hochbezahlten Outcast's, denen die Verbrennung obliegt, mit Bambusstangen in die Glut zurückgestoßen. Anscheinend teilnahmslos sitzen die Angehörigen dabei und sehen zu, wie mit der Asche ganze Leichenteile in den Fluß geworfen werden, auf denen nicht selten ein Rabe oder Geier bei der Wasserfahrt Platz nimmt.

Wir verlassen das unerquickliche Schauspiel und begeben uns in die Stadt mit ihrem Gewirr enger winkeliger Straßen, so eng, daß man sich von Haus zu Haus die Hand reichen kann, die Häuser vielfach so hoch, daß kein

Sonnenstrahl auf die Pflasterquadern fällt. Treppauf, treppab wandern wir, bald durch überbaute Korridore, bald über kleine Plätze mit Brunnen und Götterbildern. Da thront, von frommen Händen mit Jasmin-Girlanden geschmückt, der dickbäuchige Ganescha mit dem Elefantenkopfe, hier stinkt der sogenannte „Brunnen der Weisheit" zum Himmel, in dem die Jahr aus Jahr ein hineingeworfenen Opferblumen faulen, und in den man aus dem naheliegenden Tempel den Urin der heiligen Kühe leitet: wenn ein Glockenzeichen verkündet, daß das Heilsereignis stattgefunden hat, drängen sich die Pilger hinzu und belohnen den Brahmanen, der den Unrat in silberner Schale zum Tranke darbietet, mit reicher Münze! Dort unter dem Tempel mit goldplattierten Türmen und Kuppeln kaut der riesige Stier, der den heiligen Tempelkühen als Gemahl beigegeben ist, zum Entzücken der Andächtigen mit Anmut und Würde seinen Morgenimbiß wieder, und in dem zierlichen Tempelchen, das man der scheußlichen Durga-Fratze errichtet hat, bluten Ziegen als Ablösung der ehemaligen Menschenopfer. Hoch oben am Gangesufer hat der gottesfürchtige König von Nepal aus kostbarem Holz ein Heiligtum errichtet, dessen grob-pornographische Schnitzereien nicht einmal die mildernden Umstände eines göttlichen Humors für sich in Anspruch nehmen können, und nicht weit davon treiben Legionen heiliger Affen ihre ekelhafte Ungebühr. Wehe dem, der den Tieren zu nahe tritt, wenn sie, trotz reichlicher Nahrung, die Läden der Umgebung ausplündern und ihren zerstörenden Spieltrieb in den Wohnungen befriedigen: glücklich sieht der gläubige Hindu zu und die Marktfrau wagt nicht, den parfümierten Tempelkühen zu wehren, wenn sie ihr den Kohl aus der Kiepe fressen; ja selbst der Europäer geht dem breitspurig mit gesalbten Hörnern daherwandelnden

Bullen aus dem Wege, wenn er die ganze Straßenbreite für sich in Anspruch nimmt.

Und dazwischen machen sich überall die Gossain oder Samnjasi — in Verwechslung mit den muhammedanischen Büßern meist Fakirs genannt — breit, jene dreiviertel- oder ganzverrückten Fanatiker mit dem Minimum von Kleidung und dem Maximum von Schmutz, bald kahlgeschoren, bald struppig oder zottelig behaart. Hier schlägt einer vom Morgen bis zum Abend rythmisch in jeder Minute dreißigmal mit der Stirn auf den harten Boden, als ob er sich den Schädel zerschmettern will, dort sitzt ein halbes Dutzend Geschorener mit unveränderlichem Ausdruck auf dem Boden und hat, nicht zufrieden damit, von der tropischen Sonne ausgetrocknet zu werden, mächtige Gluten rings um sich entflammt. Ein anderer hat sich bis zum Halse in den Sand eingraben lassen, ein Vierter liegt, aus hundert Wunden blutend, auf einem stacheligen Eisenbette; jener hält seit fünf Jahren den rechten Arm, der zu einem unbeweglichen und unempfindlichen Stocke abgestorben ist, in die Höhe, und dieser gar trinkt und ißt aus einem Menschenschädel, dessen Fleisch er früher einmal abgenagt hat, und dankt für eine Ohrfeige ebenso freundlich wie für ein Almosen mit dem e i n e n Worte: „Alles ist gleichgiltig auf Erden".

Wahrlich! Die Verrücktheiten, die um Gottes willen begangen werden, sind fast noch gräßlicher als die Verbrechen, die in seinem Namen verübt werden; und wer das hochheilige Benares durchwandelt hat, der verläßt es mit dem Seufzer: „Gebt ihnen Narrenhäuser an Stelle der Gotteshäuser."

Sarnath und Laknau.

Calcutta, im Februar 1911.

Die schlafende Buddhastadt. — Das barocke Laknau. — Das Feuerwerk der Talakdars. — Der Automobildefekt des Kronprinzen. — Der Ball im United Service Club. — Erinnerungen an den Sipoy-Aufstand.

Wen die heilige Verrücktheit der selbstquälerischen Büßer, der Kuhurintrinker und Affenanbeter hinaustreibt aus dem großen Narrenhause Benares, wo es uns schier unmöglich gemacht wird, die der religiösen Überzeugung unserer Mitmenschen geschuldete Achtung zu wahren, der wende seinen Schritt nach Sarnath, der schlafenden Stadt des Gautama Buddha. „Zum heiligen Benares will ich gehen um des Gesetzes ewiges Rad zu drehen", sprach der Weise, als er sich entschlossen hatte, als Reformator aufzutreten; und seine erste Predigt hielt er in dem alten Benares vor vier Büßern ab, die er von der Unmöglichkeit, auf dem Wege der Selbstpeinigung zur Erlösung zu gelangen, überzeugte. Wenn man das heutige Benares sieht und liest, daß gerade dorthin Buddha sich begab um seine Reformation ins Werk zu setzen, dann ist man versucht anzunehmen, daß schon sechshundert Jahre vor Christus dort dieselbe tolle Selbstpeinigung und Kuhanbetung herrschte, wie heute. Es gehört mit zu den beschämendsten Ergebnissen der menschlichen Kulturgeschichte, daß, wo der Buddhismus verdrängt wurde, es gerade die bizarrste aller Glaubensformen, der Hinduismus war, der ihn übermochte, und daß dort, wo er dem Namen nach bestehen blieb, ihm eine Gestalt ge-



Benares (Sarnath): Das Ausgrabungsgebiet



Benares (Sarnath): Das Löwenkapitäl



Straße in Benares

22*



Laknau Tempel- und Palast-Komplex



Laknau: Schiitische Große Moschee



Erinnerungen an den Sipoy-Aufstand in Laknau: Ruinen der zerschossenen Residency



Das im Sipoy-Aufstand zerschossene und gesprengte Kaschmir-Tor in Delhi



Kalkutta: Khali Ghat am Hugly

geben wurde, deren Bizarrerie mit dem Hinduismus wettzueifern scheint. Wir werden in Dardjiling diesem zum lamaistischen Bonzentume entarteten Buddhismus wieder begegnen.

Sarnath wird zur Zeit wieder ausgegraben und die reiche Ausbeute an Skulpturen und Inschriften ist in einem besonderen Museumsbau untergebracht. Insbesondere fallen einige riesige Boddhisatwa-Statuen unter breiten Schirmen aus rotem Sandstein auf, die unter König Kanischka (1. Jahrhundert n. Chr.) als Weihgeschenke von Mattra (Muttra) hierhergebracht wurden, und das Kapitäl der Assokasäule mit seinen vier mächtigen Löwen aus so gut poliertem gelbgrauem Sandsteine, daß man geneigt ist, das Material als Granit anzusprechen. Dieses schöne Kapitäl ist beschämend für das heutige Benares, in dem nicht eine einzige Skulptur vorhanden ist, die an Naturtreue, Sicherheit in den Stilisierung und Feinheit der Ausführung mit ihm verglichen werden kann. Allerdings darf nicht verschwiegen werden, daß alle Bauten des heutigen Benares Epigonenarbeiten sind, entstanden nach der gründlichen Zerstörungstätigkeit des Islam von 1200—1700. Wer originale Hindukunst sehen will, muß deshalb nach dem Süden Indiens gehen, wo die Bilderstürmer des Propheten nicht hingelangten, nach Madura, Tandschur, Tritschinapalli (Trichinopolis). Von den zwei Stupas, die in Sarnath erhalten sind, reicht keine an den Umfang der gleichen, in Anuradhapura „Dagobas" genannten Bauten heran. Die Assoka-Stupa ist trotz der Zerstörungsversuche der Muhammedaner noch leidlich gut erhalten; sie stellt einen aus Ziegeln aufgemauerten von halber Höhe ab verjüngten und oben abgerundeten Kegel von 40 m Höhe und 30 m Durchmesser dar; bekleidet ist sie mit Steinquadern, die durch Metallklammern verbunden sind und eine reiche

Ornamentik zeigen. Angeblich bezeichnet die Stupa die Stelle, an der Buddha seine Lehrtätigkeit eröffnete.

Um von Benares nach Laknau (geschr. Lucknow) zu gelangen, mußten wir drei Stunden zurück nach Westen fahren; die berüchtigte Bummelei der Oudh- and Rohilkand Railway ließ es aber fast doppelt so viel werden. Die Stadt ist die viertgrößte Indiens, bietet aber architektonisch weniger wie nichts, d. h. geschmacklose und aus elendem Material anspruchsvoll aufgetürmte Werke einer Art sarazenischen Barocks, und historisch nur die allerdings ruhmvollen und jedem Engländer heiligen Erinnerungen an den Sipoy-Aufstand. Somit wäre Laknau wohl kaum des kronprinzlichen Besuches gewürdigt worden, wenn nicht gerade die alljährliche Rennwoche abgehalten worden wäre; und um sie mitmachen zu können, war auch der Besuch Laknaus nach dem von Benares angesetzt worden.

In jener Zeit des Verfalls der Mogulmacht, als unter den Schattenkaisern der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts sich Radjputana, Djaipur, Haiderabad, Bengalen selbständig machten, gründete der aus Persien stammende Saadat Khan das Königreich Oudh mit der Hauptstadt Laknau. Ihm und seiner Dynastie sind die vielen persischen Einflüsse bei den Bauten zuzuschreiben und die Einführung der jüngeren, schiitischen Glaubensform des Islam, welche in des Propheten Schwiegersohn Ali und seiner Dynastie die rechten Khalifen sieht und auf die Wiederkehr einer Inkarnation des Propheten hofft.

Die Bauten — Moscheen, Paläste, Grabmäler — zeigen vielfach das Bestreben, durch Massen, durch Übertreibung der erprobten Motive indisch-islamischer Kunst und durch unorganische Entlehnungen, z. B. aus der Renaissance, sensationell und imposant zu wirken. Aber da für die riesigen Entwürfe die Mittel nicht reichten,

mußte am Material gespart werden. So sieht man nur ganz ausnahmsweise Marmor, aber häufig herabfallenden Verputz, Flächen und Deckenverkleidungen aus billigem Spiegelglas, Fenster mit armseligen Glasscheiben. Und im Innern gar sind über den Heiligengräbern Pyramiden und Kioske aus buntem Papier und Flittergold errichtet. Den Gipfel der Geschmacklosigkeit bezeichnet Husseinabad, ein Grabtempel, der mit seiner Bemalung in Berliner Waschblau, seinen lebensgroßen Messingstatuen griechischer Musengestalten und seinen buntgetupften Steinleoparden wie eine Travestie wirkt. „So stellen sich Kinder das Paradies vor", urteilte einer meiner Freunde und ein anderer behauptete sogar, daß sein Urheber ein „Sadist der Ästhetik" gewesen sein müsse.

To meet
His Imperial Highness the German Crownprince
The Taluqdars of Oudh
request the pleasure of
Herrn Regierungsrat Zache's
company at the Kaiserbagh Baradari
on Tuesday the 31th January 1911, at 930 p. m.

R. S. V. P.
to the Hony: Life Secretary
British Indian Association Oudh.

lautete die Einladungskarte zu dem Gartenfest, das 700 Mitglieder des Grundadels der Provinz Aud in dem Palastkomplexe Kaiserbagh (— Kaisergarten) der früheren Landesherren von Aud dem Kronprinzen zu geben beabsichtigten. Eine prächtige Illumination ließ die ganze Umgebung in tausenden von Lichtern erstrahlen und in einem großen Festsaale wartete eine viel-

hundertköpfige Menge des hohen Gastes. Zwischen den eleganten Roben der englischen Damen und den Fräcken und Uniformen der Gentlemen drängten sich die braunen Gastgeber in teils ganz-, teils halb-europäischer, vielfach aber auch völlig indischer Kleidung. Die „Junker" aus den Talukdar-Familien bildeten mit gezogenen Krummsäbeln auf der Freitreppe Spalier und neben Tischchen mit national-indischen Süßigkeiten war ein Buffet für europäische Gaumen errichtet.

Man wartete lange. Schließlich erschienen einige Herren vom deutschen und britischen Gefolge des Kronprinzen mit verlegenen Gesichtern und bestätigten, was die Fama schon lange in allerhand Versionen geraunt hatte, daß der Kronprinz verhindert sei, zu erscheinen. „Der Hohe Herr habe vormittags eine Automobilfahrt angetreten und sei noch nicht zurück. Mehrere Herren seien bereits in Kraftwagen unterwegs, um das Nähere festzustellen und womöglich den Prinzen zurückzubringen." Man kann sich leicht vorstellen, welche Beunruhigung Platz griff. Die freundlichen Gastgeber brannten zur Unterhaltung der Erschienenen die Hälfte des Feuerwerks ab; aber es fand nicht viel Interesse. Besorgt und betrübt eilte bald jeder nach Hause und erst spät fand sich der Schlaf ein.

Am frühen Morgen begab ich mich zur Residenz des Governor-Lieutenants der vereinigten Provinzen von Agra und Oudh, Sir John Hewett, in der der Kronprinz abgestiegen war, um Gewißheit zu erlangen. Die Ehrenwache des Middlesex-Regiments wurde gerade durch Schotten in karierten Knieröcken abgelöst und das Dudelsackpfeiferkorps marschierte in eiligem Tempo die Alleen des Parkes auf und ab, ihre quiekige Marschmusik unter Pauken- und Trommelbegleitung ertönen lassend. „Gott sei Dank", dachte ich, „darnach zu schließen kann nichts

Schlimmes passiert sein." Und gleich beim Betreten des Vorraumes hatte ich die freudige Gewißheit: dort stand unser Kronprinz, sich fröhlich mit einigen Herren des Gefolges unterhaltend und für meine Verbeugung huldvoll dankend. Der General-Adjutant Exzellenz Graf Dohna, der seit dem Tage vorher die Geschäfte von dem erkrankten Gesandten Exzellenz von Treutler übernommen hatte, erklärte mir dann auch freundlich, daß von den Versionen des vergangenen Abends diejenige die richtige gewesen sei, nach der der Hohe Herr einen Automobilunfall erlitten habe. Er sei genötigt gewesen, teils im Kanu, teils im zweiräderigen Karren die Bahnlinie zu erreichen und nach Allahabad — das wir tags vorher verlassen hatten — zurückzukehren. Von da war er gegen Morgen mit dem Personenzug wieder in Laknau angelangt. Wenn somit auch alles aufgeklärt war, so blieb der Unfall an sich doch bedauerlich. Denn der einflußreiche muhammedanische Adel Aud's ist, wie alle Farbigen von Rang, außerordentlich empfindlich und von den Engländern an die allerrücksichtsvollste Behandlung gewöhnt.

Dagegen nahm der Kronprinz an dem Balle teil, den die Beamten der indischen Zivilverwaltung in dem vereinigten Militär- und Zivil-Kasino des alten Tschattar-Mansil-Palastes am 1. Februar gaben. Unter den Klängen der Militärmusik drehten sich in einem prächtigen Saale die Paare im Kreise; und wer von den vierhundert Geladenen nicht am Tanze teilnehmen wollte, fand in den zahlreichen, mit kostbaren Teppichen und Baumschmuck traulich hergerichteten Nebenräumen und Zelten ein Ruheplätzchen zum Plaudern oder zum Sekt- und Austernschlürfen.

Viele hochblonde schlanke Engländerinnen, Irländerinnen mit herrlichen blauen Augen bei tiefdunkelem Haar

— der Sage nach ein Erbteil jener Spanier, die mit der Armada an Irlands Küsten scheiterten und von den glaubensverwandten Iren und Irinnen liebevoll aufgenommen wurden — rassige Schottinnen mit großen, fast strengen Zügen und kastanienbraunen Augen und Haaren fesselten das Auge. Und welche Fülle eleganter Erscheinungen unter den Herren vom Zivil und Militär, welche Sammlung von Nelson-, Wellington-, Byron- und Chamberlain-Gesichtern! Neu in der bunten Menge der Uniformen waren die Röckchen und Wadenstrümpfe der Cameron-Hochländer, von denen ein Teil allerdings auch in Hosen erschienen war. Aber in *was* für welchen! Sie müssen von dem leidenschaftlichsten Verehrer der Röckchen erfunden sein, mit der Absicht, das Tragen jedem Manne von Geschmack unmöglich zu machen. Unter einer Jacke, die knapp bis zur Taille reicht, setzen diese Unaussteḥlich-Unaussprechlichen an, nach dem Fuß zu weiter werdend und aus zigarrentaschengroßen *grünen und blauen Vierecken* gemustert, die durch *gelbbraune* Streifen voneinander getrennt sind! Wahrlich, vor diese Hose gestellt, hätte ich auch zu Röckchen und Wadenstrümpfen gegriffen! Damit verglichen ist der „Kilt" garnicht einmal häßlich, allerdings unter zwei Voraussetzungen: einmal darf der damit Bekleidete auf den nackten Knieen nicht die äußeren Merkmale der Afridi-Gesinnung tragen, die ich im Briefe vom 15. Januar geschildert habe,*) und zweitens darf es kein vierschrötiger Major oder gar der hochselige König Edward sein, sondern ein gutgewachsener Fähnrich oder allenfalls ein junger Leutnant.

Den Mittelpunkt der historischen Erinnerungen Laknau's bildet die „Residency", die von tausend Kanonenkugeln

*) Vgl. S. 235.

durchlöcherte alte Schloßruine, in der ihr tapferer Verteidiger Henry Lawrence am 2. Juli 1857 den Heldentod fand. In Laknau war der Aufstand, der sich bald über ganz Nord-Indien ausdehnen sollte, am 3. Mai ausgebrochen, indem vier eingeborene Soldaten den Adjutanten überfielen und zu ermorden versuchten.

Bekanntlich war es das Zusammenwirken vieler Ursachen, das die Rebellion der eingeborenen Truppen und der Bevölkerung herbeiführte, und das völlige Versagen der militärischen und zivilen Spitzen, welches seine schnelle und gewaltige Ausdehnung ermöglichte. Wir können manches für unsere Kolonien aus der Geschichte des Sipoy-Aufstandes lernen. Die zahllosen Übergriffe von Beamten der Ostindischen Kompagnie im Kleinen, im Großen die rücksichtslose Depossedierungspolitik Lord Dalhousie's waren es, die das Volk und die Fürsten erbittert hatten. Das Allerschlimmste aber war die Entfremdung der eingeborenen Soldaten, von denen nach den Abschüben europäischer Regimenter, die der Krimmkrieg erforderlich gemacht hatte, je fünf auf einen europäischen Soldaten kamen, und denen man sogar die Bedienung der Geschütze anvertraut hatte. Die fähigsten der britischen Offiziere hatte man zur Zivilverwaltung abkommandiert und der weniger bevorzugte Rest war verbittert und interesselos. Statt sich streng paritätisch zu verhalten, hatte die Regierung die christliche Missionstätigkeit — auch durch Offiziere unter den Truppen! — begünstigt, hatte Verordnungen erlassen, welche die Speisegesetze und Kastenvorschriften der Hindus verletzten, z. B. sie zwangen entgegen ihrer religiösen Anschauung sich zum Dienste außer Landes — in Burma — und somit zum Betreten von Seeschiffen bereit zu erklären. Bekanntlich wirkte als Funke im Pulverfaß die Einführung des Einfield-Ge-

wehres, dessen in Tierfett geölte Patronen von den Soldaten abgebissen werden mußten: dem Hindu höherer Kaste bringt es aber nach seinem Glauben ewige Verdammnis, wenn er tierische Stoffe in den Mund nimmt und die Erbitterung stieg aufs Höchste, als gewissenlose Agitatoren den Muhammedanern verrieten, daß Schweinefett verwendet worden sei, den Hindus aber vorredete, daß man sie zwingen wolle, das Fett heiliger Kühe mit den Lippen zu berühren. Dabei vertrauten die Offiziere blind auf die Treue ihrer Truppenteile und weigerten sich stellenweise noch die Entwaffnung durchzuführen, als bereits die Anzeichen der drohenden Revolte unverkennbar waren. Zudem handelte man inkonsequent. Während man hier Sipoys, die sich weigerten, die neuen Patronen zu gebrauchen, degradierte und zu zehn Jahren Zwangsarbeit verurteilte, oder gar 40 Meuterer vor die Kanonen binden und in die Luft blasen, 280 füsilieren ließ, löste man an anderer Stelle ganze Regimenter, die meuterten, einfach auf, wodurch man dem Feinde die Rekruten geradezu auf den Hals schickte! Im ganzen Norden der Kolonie flammte der Aufstand alsbald auf: Offiziere und Zivilisten wurden ermordet, eingeborene Christen in Massen hingeschlachtet, Munitionsmagazine geplündert und Wohnhäuser in Brand gesteckt. Der letzte Nachkomme der Mogulkaiser, der ein halbvergessenes Schattendasein geführt hatte, wurde hervorgezerrt und in Delhi zum Padischah des Hindustan gekrönt; überall schlossen sich die meuternden Regimenter zu Armeen zusammen.

Kahnpur (Cawnpore), Delhi und Laknau sind es vor allem, um die der nun beginnende erbitterte Kampf tobte. In Kahnpur gelang es bekanntlich dem durch Dalhousie um Erbfolge und Pension gebrachten Nena Sahib, der Seele des Aufstandes, den alten General Wheeler durch die plumpe List

der Gewährung freien Abzuges auf Gangesbooten aus seiner sicheren Stellung zu locken: mehrere hundert nunmehr wehrloser Männer wurden alsbald erschossen, 125 Frauen und Kinder aber, die in die Hände des Untieres gefallen waren, hingemordet als eine britische Ersatzkolonne nahte, sodaß diese nur noch die nackten Leichname aus dem gräßlichen „Blutbrunnen von Cownpore" hervorziehen konnte. Glücklicher war die Besatzung unseres Laknau. Hier war man im Besitz reichlicher Munition und Geldmittel und Sir Henry Lawrence war es in letzter Stunde gelungen, große Weizenvorräte aufzukaufen, sein Palais — die Residency — mit den umliegenden Gebäuden durch Befestigungen zu verbinden und mit Achtzehn-Pfündern und achtzölligen Mörsern zu bestücken. Hier hielten 1763 Menschen — zahlreiche Frauen und Kinder mit einbegriffen — von Ende Juni bis Ende September einem Tag und Nacht unausgesetzten Gewehr- und Geschützfeuer, unablässigen Stürmen und zahlreichen unheimlichen Minenangriffen stand, obwohl Geschosse und Seuchen Opfer um Opfer forderten. Ja, die heldenmütige Besatzung machte mit Erfolg Ausfälle um die Geschütze der Aufständischen zu vernageln und sprengte einige ihrer Positionen mit Konterminen in die Luft. Fünfzehn, ja zwanzig Menschen hatte man täglich begraben, 435 Kanonenkugeln saßen in einem einzigen der von den Engländern verteidigten Häuser, als endlich der tapfere General Havelock — in seinem historisch gewordenen grauen Radmantel — unter Verlust von 500 Mann sich in die Residency durchschlug, wo nur noch 742 Lebende angetroffen wurden. Aber erst am 17. November gelang es einer neuen Kolonne unter Sir Colin Campbell Laknau und den darin eingeschlossenen Havelock entgültig zu entsetzen. Wehmütig rauschen die alten Bäume über den zahllosen Reihen der Heldengräber von

Laknau und die vor den Ruinen der Residenz aufgestellten Achtzehnpfünder ruhen in sorgsamer Pflege von den rastlosen Anstrengungen des entsetzlichen halben Jahres aus. Ein Invalide aus der großen Zeit pflegt die Stätte, zu der alljährlich tausende von Engländern in dankbarer Erinnerung pilgern und unser Kronprinz schmückte den Alten mit dem Kronenorden.

Die Wiedereroberung Indiens drehte sich im Wesentlichen um Delhi. Wir haben an der Stelle gestanden, wo die der Überzahl der Meuterer weichende Besatzung das Munitionsmagazin in die Luft sprengte, aber wir haben auch das zerschossene Kaschmirtor besucht, durch das am 13. September General Nicholson seine Sturmkolonne von tausend Mann in die von 40 000 ehemaligen britischen Soldaten mit 117 schweren und zahllosen leichten Geschützen verteidigte Stadt führte. Sechs Tage lang hatte der Artilleriekampf getobt und drei Breschen gelegt, die von den der Sturmkolonne voraneilenden Pionier-Offizieren und -Unteroffizieren mit Lebensaufopferung durch explodierende Pulversäcke erweitert wurden. Nicholson, der erste mit seinem Adjutanten — dem heutigen Feldmarschall Lord Roberts — auf der Mauer, fiel, und noch sieben Tage lang wogte ein erbitterter Straßenkampf. Aber er entschied das Schicksal Indiens zu Gunsten der britischen Helden, deren Unerschrockenheit und Entschlossenheit reichlich wettmachte, was Unentschlossenheit und Kurzsichtigkeit im Anfange des Aufstandes gesündigt hatten.

Calcutta.

Calcutta, im Februar 1911.

Es wird zum Rückzug geblasen. — Nach Calcutta. — Der Empfang durch den Vizekönig. — Die Verdienste der deutschen Wissenschaft um Indien. — Der Kronprinz Ehrendoktor. — Die Hauptstadt Britisch-Indiens. — Die Fürstin von Talleyrand und Lola Montez.

In Laknau ereilte uns die unvermutete Nachricht, daß die Weiterreise nach dem fernen Osten aufgegeben sei: welche Enttäuschungen führte sie herbei, welche Umänderungen der getroffenen Dispositionen machte sie nötig! Über den eigentlichen Grund war man sich anscheinend auch dort im Unklaren, wo man es nicht hätte vermuten sollen. Die Pest schien es keinesfalls allein zu sein: waren ihr doch in den vereinigten Provinzen, in deren Hauptstädten Agra, Allahabad, Laknau wir von Ende Dezember bis Ende Januar fast drei Wochen geweilt hatten, allein in einer Woche 20 000 Menschen zum Opfer gefallen und fragte mich doch noch gestern auf dem Calcutta-Rennen ein Herr aus der Umgebung des Kronprinzen, was ich für den wahren Grund hielte!

Aber was hilft da alles grübeln. Mag es wirklich die Pest sein, mögen wichtige politische Bedenken unbekannter Art vorliegen: dem kaiserlichen Befehl gegenüber bleibt nichts übrig, als resigniert den Ranzen zur vorzeitigen Heimreise zu schnüren. Ade denn Java, Siam, China, Japan, Sibirien — auf ein andermal!

Vierundzwanzig Stunden Fahrt sind es von Laknau nach Calcutta. Meilenweite Weizenfelder im üppigsten Grün wechseln mit kaum von dürftigen Dorn-

akazien bestandenen Salzflächen und zierlichen Parzellen aller Art Hülsenfrüchte ab. Ärmliche Dörfer aus Lehmhütten mit Strohdächern legen die Vermutung nahe, daß selbst da, wo der bewässerte Boden reiche Erträge gibt, diese nicht in gerechtem Maße dem zufallen, der den Acker mit seinem Schweiße düngt. Dann durchschreiten wir eine kahle Hügellandschaft und damit die Kohlenfelder, welche Bengalen das Aufblühen einer Industrie ermöglichen würden, wenn die Interessenpolitik des Mutterlandes es nicht auf die Herstellung von Halbfabrikaten zu beschränken verstünde, und betreten das heiße Gangesdelta mit seiner tropischen Vegetation von Bambus und Bananen, von Kokos-, Dattel- und Borassuspalmen.

Am Nachmittage des 3. Februar lief der Hofzug in Haurah, der auf dem Westufer des Huglyflusses gelegenen Vorstadt Calcuttas ein.

Nirgends war der Empfang so glänzend gewesen, als hier in der Hauptstadt des britisch-indischen Kaiserreiches, nirgends aber auch war die Teilnahme der eingeborenen Bevölkerung so zahlreich und so herzlich gewesen, als hier. In fünf, sechs Reihen standen die gelben Bengalen gedrängt hinter dem Spalier, das die englischen Shropshire's, Middlesex's und Calcutta-Freiwilligen sowie die Eingeborenen-Regimenter (16. Kavallerie, 66. und 29. Pandschabs) bildeten. Reich war der Bahnhof und die über 500 m lange Brücke, welche Haura mit der Stadt verbindet, durch Guirlanden, Flaggen und Ehrenbogen geschmückt und zahlreiche Privathäuser waren dem Beispiele der öffentlichen Gebäude gefolgt und hatten ein Festgewand angelegt.

Der Generalkonsul Prinz Reuß war dem Kronprinzen entgegengefahren; der Vizekönig Lord Charles Hardinge und der Governor-Lieutenant von Bengalen mit

ihren Stäben empfingen den Hohen Herrn auf dem Bahnsteige, wo beim Abschreiten der Ehrenkompagnie „Heil dir im Siegerkranz" gespielt wurde. Während Fort William, Calcuttas Zitadelle, mit 31 Schüssen salutierte, bestieg der Kronprinz mit dem Vizekönig den sechsspännigen vom Sattel gefahrenen Galawagen, vor den sich die Hälfte der rotröckigen vizeköniglichen Leibgarde setzte; fünf Landauer mit dem Gefolge schlossen sich an und den Schluß bildeten wieder prächtig berittene Lanzenträger.

Das vizekönigliche Schloß ist ein gewaltiger Renaissancebau in Weiß mit grünen Fensterläden; die offene Seite des hufeisenförmigen Grundrisses füllt eine prächtige Freitreppe aus, die zu den sechs jonischen Säulen der von mächtiger Kuppel überragten Vorhalle führt. Ein ausgedehnter Garten mit breiten Kiesalleen zwischen den grünen Rasenflächen und Bosketts umgiebt die Residenz.

Auf der Freitreppe hatte das Konsularkorps, die Spitzen der Behörden, die Offizierkorps der Kreuzer „Gneisenau" und „Leipzig" — denen sich in der kleidsamen grauen Uniform der ostafrikanischen Schutztruppe der zum Studium der indischen Militärverhältnisse hierher abkommandierte Oberleutnant v. Berger angeschlossen hatte —, und die deutsche Kolonie Aufstellung genommen. Als der Kronprinz dem Wagen entstieg, präsentierte die vom Middlesex-Regiment und den Calcutta-Volunteers gestellte Ehrenkompanie und Fort William ließ abermals 31 Schüsse erdröhnen. Der Höchstkommandierende des britischen Heeres, der Oberrichter und andere Würdenträger wurden vorgestellt, das Konsularkorps begrüßt: „Messieurs, jai l'honneur de vous saluer," aus den Händen der kleinen Sylvia Rotthaus — unter dem Hurrah der deutschen Kolonie — ein Blumenstrauß entgegengenommen und auf der obersten Stufe der Treppe die blonde

Lady Hardinge mit ihrem reizenden Töchterchen begrüßt. Im gelben Zimmer fand dann die Bewillkommnung durch die städtischen Korporationen statt. Der Stadtverordnetenvorsteher Seine Ehren Mr. S. L. Maddox verlas dort die auf goldgerändertem Pergament gedruckte Adresse, gerichtet an „den künftigen Kaiser einer Nation, die in der Welt Achtung und Bewunderung errungen hat, nicht nur durch ihre vaterländische Gesinnung, sondern mehr noch durch ihre Kultur und Gelehrsamkeit und durch die hohe Stufe, die sie in Kunst, Industrie und Handel erreicht hat. — Die Studien und Forschungen deutscher Gelehrter auf dem Gebiete der indischen Literatur und Philosophie haben die Stämme Indiens und Deutschlands eng verknüpft durch Bande der Zuneigung und Freundschaft." Der Kronprinz dankte in längerer Rede und hob hervor, „daß er alles tun werde, was in seiner Macht stände, um das Interesse zu fördern, das seine Landsleute bereits gezeigt haben für Indien, seine Geschichte, seine Literatur und seine Altertümer."

Am Abend fand im vizeköniglichen Palast, in dem der Kronprinz mit Gefolge Wohnung genommen hatte, ein Diner von 82 Gedecken statt, bei dem Lord Hardinge und der Kronprinz Toaste austauschten, die auf denselben Ton gestimmt waren: Freundschaft auf Grund der speziell wissenschaftlichen Beziehungen zwischen Deutschland und Indien.

Das waren die voraufgeworfenen Schatten des großen Ereignisses, dem wir am nächsten Tage beiwohnen sollten, der Promotion des Kronprinzen zum Ehrendoktor der Universität Calcutta.

Die große Senatshalle der Universität füllte sich um halb elf mit den ordentlichen, außerordentlichen und

Ehrenmitgliedern, sowie den zahlreichen Gästen, die der „Special Convocation" Folge geleistet hatten. Punkt 11 Uhr fuhr der Kronprinz, der Stahlhelm und blauen Überrock der Pasewalker Kürassiere trug, vor und wurde mit dem dunkelblauen, mit breitem, grünem Kragen geschmückten Doktormantel bekleidet. Paarweise, unter Vortritt der Universitätsbeamten, schritten dann die Mitglieder — als erste Paare der Kanzler mit dem Kronprinzen und der Rektor mit dem Vizekanzler — durch die Halle und zu den erhöhten Sitzen gegenüber der Festversammlung. Die Mitglieder der Universität — die übrigens Prüfungsbehörde, nicht Lehranstalt ist — sind nur zum geringen Teile Engländer, meist aber Farbige aller Rassen und Bekenntnisse, und so bot die Korporation ein farbenreiches, fesselndes Bild. Nachdem man Platz genommen hatte, erhob sich der Vizekanzler, ein indischer Rechtsgelehrter namens Aschutosch Maokerdji und verlas eine lange Anrede, die wieder die Verdienste der deutschen Wissenschaft um Indien in beredten Worten pries. Er erinnerte daran, wie begeistert Goethe die erste deutsche Sakuntala-Übersetzung, die nur zwei Jahre nach der ersten englischen erschien, bewillkommnete, daß die Gebrüder Schlegel die ersten Kontinentalen waren, die Sanskrit lernten, und daß Wilhelm von Humboldt der erste war, der eine eingehende analytische Darstellung der indischen Philosophie gab. Er sprach von Franz Bopps grundlegender, vom Sanskritstudium ausgehenden Entdeckung der Urverwandtschaft der europäischen Sprachen und Völker mit denen Indiens, von Max Müllers, Theodor Benfeys, Rudolf Roths, Albrecht Webers und anderer Verdienste um die indischen Wissenszweige. Er hob hervor, daß auf allen den 21 deutschen Universitäten Gelegenheit geboten wird, Sanskrit zu lernen, und daß die größeren sämtlich eigene Lehrstühle da-

für besitzen. „Als Dank für die Verdienste der deutschen Wissenschaft um Indien bitte er S. Kaiserliche Hoheit die Würde eines Ehrendoktors anzunehmen, als eine Botschaft der Zuneigung Indiens zu der großen deutschen Nation und besonders zu den großen deutschen Universitäten und ihren Gelehrten.“ Darauf erfolgte durch den englischen Kanzler die Verkündigung, daß „Friedrich Wilhelm Victor August Ernst, Crown Prince of the German Empire and of Prussia zum Ehrendoktor der juristischen Fakultät der Universität Calcutta ernannt sei“; der Prinz trug sich in das Album ein und empfing das in silberner Kapsel eingeschlossene Diplom. Darauf wurde die Versammlung geschlossen.

Das vizekönigliche Paar und der Kronprinz siedelten am Nachmittage nach dem Landsitze Barrackpur, in prächtigem Park 30 km oberhalb Calcuttas am Hugly gelegen, über.

Calcutta wurde Ende des 17. Jahrhunderts von britischen Kaufleuten an Stelle des Dorfes Kali-Ghat — Treppe der Cholera-Göttin Kali — gegründet; das Klima war mörderisch und der Volkswitz taufte Kalkatta — so ist die englische Aussprache — in Golgatha — Schädelstätte — um. Aber die dauernden Trockenlegungsarbeiten haben es fertig gebracht, daß Calcutta heute, wenn auch keineswegs ein gesunder, so doch kein ungesunderer Platz ist als andere Tropenstädte auch. Die handelspolitische Gunst der Lage erwies sich übrigens als so viel stärker, als die Ungunst der sanitären Verhältnisse, daß 60 Jahre später aus der Faktorei eine Stadt geworden war, die jährlich mehr als 50 Schiffe besuchten und deren Handel mehr als 20 Millionen Mark betrug. Aber damals auch (1756) traf Calcutta der härteste Schlag, den seine Geschichte aufweist, die Einnahme und Zerstörung durch den



Kalkutta: Gouvernements-Gebäude (Writer's Building)



Auf dem Wege nach Dardjiling (Teepflanzung)



Dardjiling



Dardjiling: Kleiderläden der Eingeborenenstadt

Fürsten von Bengalen Siradj-ud-Daula, der die überlebenden 146 Gefangenen am 20. Juni in ein nur 6 m im Geviert messendes Gefängnis drängen ließ, aus dem am nächsten Morgen nur noch 23 Lebende hervorgingen; die anderen waren der Hitze, dem Luft- und Wassermangel erlegen. Noch heute deutet eine große schwarze Steinplatte mit entsprechender Inschrift die Stelle an, wo das „Black hole" sich befand. Die Rache folgte schon im Jahre darauf, als Clive Calcutta einnahm und mit 2900 Mann die 50 000 des Siradj bei Plassey aufs Haupt schlug. Siradj kam um und es wurde die Grundlage zur britischen Herrschaft in Bengalen und damit in ganz Nord-Indien gelegt. Schon 13 Jahre später wurde Calcutta der Sitz der britisch-indischen Regierung und seitdem wuchs es in ununterbrochener Entwickelung zu der Millionenstadt heran, die es heute darstellt. Calcutta ist heute eine Stadt moderner Paläste mit Riesenhotels und großen Kaufhäusern aller Art. Die Behörden, die großen Gesellschaften sind in Monumentalbauten untergebracht, die jeder europäischen Hauptstadt zur Zierde gereichen würden. Elektrisches Licht und elektrische Straßenbahnen, ein zoologischer und ein botanischer Garten fehlen nicht. Die großartigen Docks und Lagerhäuser am Hugly — einem 500 bis 700 m breiten Mündungsarm des Ganges-Brahmaputra — erinnern an die größten europäischen Hafenstädte, und von jenseits des Hugly winkt ein Wald von Fabrikschornsteinen herüber. — Auch die Eingeborenenstadt zeigt fast durchweg mehrstöckige Steinhäuser. Das religiöse Leben der zu zwei Dritteln aus Hindus und einem Drittel aus Muhammedanern bestehenden Bevölkerung tritt im Vergleich mit anderen indischen Städten ganz in den Hintergrund. Kaum sieht man einen Tempel oder eine Moschee, und Bauwerke von historischem oder künstlerischem Interesse hat die verhältnismäßig

junge und von vornherein unter europäischen Gesichtspunkten angelegte Stadt kaum aufzuweisen.

Die Bevölkerung ist äußerlich stark europäisiert. Als Überbleibsel des starken mongolischen Bluteinschlages ist die helle, gelbliche Gesichtsfarbe auf den hochintelligenten und hübschen Gesichtern der Bengalen geblieben. Frauen sieht man wenig auf den Straßen und sie unterscheiden sich in der Tracht nicht erheblich von den Evas-Töchtern anderer indischer Städte. Die Männer tragen keine Kopfbedeckung und das Haar nach europäischer Art über dem linken Auge gescheitelt. Den Oberkörper bedeckt meist ein europäisches Jackett, zu dem das in künstlerischen Falten um die nackten, oft in Schnallenschuhen und Wadenstrümpfen steckenden Beine geschlungene Hüfttuch aus feinem weißen Stoff einen drolligen Gegensatz bildet.

Rege ist in Calcutta das geistige Leben. Die Asiatische Gesellschaft, schon 1784 gegründet, konzentriert in sich alle auf die Erforschung Indiens gerichteten Wissenszweige, und das Museum, dessen Sammlungen gleich bedeutend sind auf dem naturwissenschaftlichen, archäologischen und kunstgewerblichen Gebiete, hat einen weit über Indien hinausgehenden Ruf. Eine besonders rühmliche Seite des Geisteslebens in Calcutta ist ein pietätvoller historischer Sinn, der mit zarter Sorgfalt die Erinnerungen an die Werdezeit des britisch-indischen Reiches konserviert und seinen Schöpfern, den bedeutenden und großen Männern, die in den beiden vergangenen Jahrhunderten die Würde des Generalgouverneurs und Vizekönigs bekleideten, stattliche Denkmäler gesetzt hat: keine außereuropäische Stadt hat so viele Monumente aufzuweisen wie Calcutta.

Bei dem Calcutta des 18. und 19. Jahrhunderts fällt mir übrigens ein, daß hier zwei Frauen gelebt haben,

denen man allerdings Denkmale zu setzen keinen Anlaß hat, die aber damals — nach den Worten eines Zeitgenossen — „als Königinnen der Schönheit zwei Kontinente zu ihren Füßen sahen und an der Seine (und Isar) ebenso unumschränkt herrschten, wie am Ganges.“ Es waren das die Fürstin Talleyrand und Lola Montez. Und da ich annehme, daß sich meine Leserinnen für die Einzelheiten interessieren, will ich sie hier kurz anführen.

Noel Cathérine Werlée wurde in der dänischen Niederlassung zu Trankebar an der Westküste Indiens geboren; ihre Rassenzugehörigkeit ist zweifelhaft. Aber ihre Größe und ihr bis zu den Füßen reichendes goldlockiges Haar sprechen für nordische Abstammung, die Weichheit und Anmut ihres Wesens verbunden mit einem außerordentlich geringen Maß von Intelligenz für indische Blutbeimischung. Jedesfalls galt sie für eine ganz außerordentliche Schönheit und die erhaltenen Portraits — das von Gérard, besonders aber das der Vigée Lebrun — rechtfertigen das. Ihr Vater war Hafenkapitän der französischen Kolonie Chandernagore, dicht nördlich Calcutta, und noch nicht fünfzehnjährig heiratete sie einen Beamten der Ostindischen Kompagnie namens Grand. Aber schon im Jahre darauf wurde die Scheidung eingeleitet, weil Mrs. Grand in Abwesenheit ihres Gatten und zu ungewöhnlicher Stunde einen anderen Gentleman empfing. Sie ging nach Europa, nicht ohne daß ein dritter Verehrer, der bis Capstadt vorausgefahren war, auf ihr Schiff übergestiegen wäre und führte in Paris und London das Leben einer „Dame schön und schwach“ (Lady fair and frail) wie damals der Kunstausdruck lautete. Ein Scherz, den man sich mit der schönen Naiven erlaubte, führte zu ihrer Bekanntschaft mit Talleyrand, der gerade Minister des Auswärtigen in der ersten französischen Republik geworden war: man erzählte ihr,

daß nach der beabsichtigten Landung Bonapartes die Bank von England — zusamt ihrem dort aufbewahrten Schmucke — geplündert werden würde, und die schöne Frau eilte zu dem Minister, um sich eine Bescheinigung geben zu lassen, daß ihr Eigentum geschont werden würde! Der galante Citoyen Talleyrand lächelte, gab ihr das Dokument und — sie wurde seine Geliebte. Nun war man ja in der Zeit der Josephinen und Mesdames-sans-Gêne gerade nicht sehr prüde; aber die Damen des diplomatischen Corps nannten es doch einen Skandal, als die Citoyenne Grand begann, im Hause des Ministers Talleyrand die Honneurs zu machen. Bonaparte, ärgerlich darüber, fuhr den Exprälaten an: „Ich höre, daß Sie die Gesandten und Botschafter der auswärtigen Höfe veranlassen, Ihrer Maitresse Besuche zu machen: das darf nicht mehr vorkommen!" — „Das soll es auch nicht", entgegnete Tayllerand, „denn künftig sollen sie meiner Gemahlin ihren Besuch abstatten." Indes hatte er es mit der Verwirklichung dieses Bonmots garnicht eilig und so wandte sich Madame Grand an Josephine, in der sie eine mitfühlende Seele fand. Die beiden Damen überrumpelten den Ersten Konsul, „la belle Indienne" tat einen Kniefall und die Folge war, daß Bonaparte seinem Minister vierundzwanzig Stunden Bedenkzeit gab, ob er sich von seiner Geliebten trennen oder sie ehelichen wollte. So wurde Cathérine Grand Madame — und bald darauf Princesse — de Talleyrand. Vorher mußte allerdings noch die Ehescheidung perfekt gemacht werden und das gelang, indem der allmächtige Minister die befreundete batavische Republik veranlaßte, dem Mister Grand eine Sinekure in der Regierung der holländischen Capkolonie zu übertragen. Napoleon hat übrigens die Fürstin Talleyrand stets recht schlecht behandelt. Er nannte es „den Triumph der Unmoral, daß ein Expriester

eine verheiratete Frau und noch dazu eine H . . . heiratete." Aber, als er ihr bei der ersten Vorstellung bei Hofe die Hoffnung aussprach: „die Citoyenne Talleyrand möge in Zukunft durch gutes Betragen die leichtsinnigen Streiche der Madame Grand vergessen machen", antwortete sie mit einer, in Anbetracht ihrer durch hundert Anekdoten beglaubigten Naivität staunenswerten Schlagfertigkeit: „Gewiß! Und sie kann dazu nichts besseres tun, als sich die Citoyenne Bonaparte zum Muster zu nehmen!" Sie starb 1835, zwei Jahre vor ihrem Manne, 74 Jahre alt und liegt zu Mont Parnasse begraben.

Bekannt ist ja die Geschichte der Lola Montez. Geboren 1818 als Marie Dolorez Eliza Rosanna Gilbert zu Limerick in Irland, heiratete sie zu Calcutta einen Leutnant James und wurde später von Ludwig I. von Bayern zur Freifrau von Rosenthal und Gräfin Landsfels erhoben. Von ihr existiert in Calcutta außer einer wenig schönen Federzeichnung ein sehr hübsches Ölgemälde, das ein reizendes Gesichtchen mit pikanten, aber doch weichen Zügen zeigt. Ihre Schönheit ließ sie schon in der Gesellschaft des damaligen Calcutta eine Rolle spielen. Im Gegensatz zu der Geschichte der Fürstin Talleyrand war es nicht eine Eheirrung ihrerseits, sondern eine ihres Mannes, die sie veranlaßte nach Europa in See zu gehen. Es ist bekannt, welche Triumphe sie hier als Tänzerin und Schauspielerin feierte und welchen unheilvollen Einfluß sie auf den ersten Ludwig ausübte. Weniger bekannt dürfte sein, daß sie auch Nikolaus I., Franz Lißt, Balzac und den älteren Dumas in Fesseln schlug.

Doch genug der Intimitäten aus Alt-Calcutta! Auch Jung-Calcutta hat schöne Frauen; und auch solche, die ihre Schönheit nicht in der Abgeschiedenheit verblühen lassen. —

Dardjiling.

Calcutta, im Februar 1911.

Ins Himalaja-Gebirge. — Dardjiling — Kantschindjanga und Kilimandjaro. — Das kann Rockefeller nicht. — Ein Stück Tibet. — Om mani padme hum.

Da der Kronprinz genötigt war das Zimmer zu hüten und bekannt gegeben wurde, daß die Erkältung voraussichtlich einige Tage dauern würde, beschloß ich, den aufgegebenen Abstecher in das Himalaja-Gebirge trotzdem zu machen; denn einmal war in Calcutta während der nächsten Tage nichts zu erwarten, besonders aber bot der Besuch Dardjilings die Gelegenheit, ein mongolisches Gebiet zu betreten, eine Gelegenheit, die ich glaubte nicht vorübergehen lassen zu sollen, nachdem die zweite, dem Malayo-mongolischen Teile Asiens geltende Hälfte der Reise aus dem Programme gestrichen war.

Ich dampfte daher am 6. Februar mit dem Expreßzuge um 4 Uhr nachmittags nach Norden ab und fand in einem jungen Hauptmann der Gurka-Rifles, der als Rekrutierungs-Offizier in Dardjiling zu tun hatte, zufällig einen quasi-offiziellen Begleiter, jedesfalls aber einen angenehmen Gefährten für die ganze Dauer des fünftägigen Ausflugs.

Die Fahrt führt durch das dichtbevölkerte Bengalen mit seinen Dörfern aus Lehmhäusern mit zierlichen, wie in Ostasien an den Ecken hochgebogenen Strohdächern, mit den Mangohainen, Obstgärten, Bambusbüschen und Palmengruppen. Die Reis- und Jutefelder sind allerdings abgeerntet; aber die inmitten der Trockenzeit noch immer Wasser aufweisenden Pfützen lassen den hohen Grundwasserstand

erraten und die reichen Regenmengen, die die üppige Vegetation Bengalens ermöglichen.

In der Dunkelheit kamen wir an dem hier mehrere Kilometer breiten Ganges an. Er wechselt so oft sein Bett, daß man bisher weder eine Brücke, noch auch eine feste Eisenbahnstation gebaut hat, sondern die Schienen je nach Bedarf verlegt und die Verbindung durch einen Raddampfer herstellt. Für den Frachtverkehr ankern hier weitere zahlreiche Flußdampfer. Während der Überfahrt, die etwa eine Stunde dauert, weil die Abfahrtstelle nicht gegenüber der Ankunftstelle, sondern erheblich stromab liegt, wurde das Abendessen serviert. Obwohl die weitere Strecke nur Einmeterspur aufweist, führt sie bequeme Schlafwagen, in deren einem wir am frühen Morgen in Siliguri anlangten, wo der Morgentee eingenommen und auf die liliputanische — um nicht zu sagen mikroskopische — Gebirgsbahn mit nur zwei Fuß Spurweite umgestiegen wird.

Die Fahrt geht nun durch einen Waldgürtel, der dem Fuß des Himalaja vorgelagert ist, einen Schlupfwinkel der Tiger und Nashorne, eine Brutstätte der Moskitos. Aber man geht dem Busche mit Säge und Axt energisch zu Leibe: Elefanten ziehen die brauchbaren Stämme aus dem Dickicht und Schneidemühlen verwandeln sie in Balken und Bohlen.

Jenseits dieses „Terai" genannten feuchtwarmen Gebiets beginnt der Aufstieg. Die Bahn folgt der kunstreichen alten Fahrstraße und schwächt deren allzukühne Steigungen oft dadurch ab, daß das Geleise von der einen Straßenseite auf die andere hinüber changiert. Kurven mit nur 60 Fuß Radius werden genommen, zahlreiche Spitzkehren sind eingefügt und Schleifen, bei denen der Zug unter dem bereits passierten Bahnkörper wieder hindurchfährt. Oft geht es haarbreit an Abgründen von tau-

send Fuß und mehr entlang, und es soll vorkommen, daß Reisende nicht nur schwindelig, sondern auch seekrank werden, weil die Schienen so gelegt sind, daß die Waggons nach der Bergseite zu stets etwas überhängen.

Schon am Fuß des Gebirges überwogen die mongolischen Gesichter erheblich an Zahl die indischen und je höher wir steigen, um so ausschließlicher herrscht der Schlitzaugentypus vor. In Kur-sse-ong auf 1500 Meter Höhe wird das Frühstück serviert, das man bereits mit verklamten Fingern genießt. Und dann geht es immer steiler hinauf, durch Waldparzellen mit grimmigem Bartflechtenbehang und schönen, mehrere Meter hohen Farnbäumen, an Steiltälern vorbei mit meilenweiten Teepflanzungen. In „Ruhm" (geschr. Ghoom) erreicht die Bahn mit 2600 Metern ihren Höhepunkt, um dann bis Dardjiling wieder 400 Meter zu fallen.

Dardjiling kommt vom tibetanischen Dor-rje-ling her und bedeutet je nach dem Grade der Metapher: Platz des Edelsteins, Platz des Donnerkeils, Platz des Krummstabes oder einfach „Kirchenstaat"; denn das kleine zwischen Bhutan und Nepal gelegene Fürstentum Sikkim, zu dem Dardjiling gehört, bildete in der Tat eine Kolonie des großen tibetanischen Kirchenstaates, der von den hier angelegten Klöstern aus den Süden des Himalaja missioniert hätte, wenn nicht die hinduistischen Nepalesen (Gurkas) dem Vorhaben mit bewaffneter Hand entgegengetreten wären.

Schon 1835 trat der Herrscher von Sikkim das ganze Stück, das heute die Bahn durchzieht, gegen eine Jahreszahlung, die von 3000 später auf 6000 und 12000 Rupie erhöht wurde, an die Ostindische Kompanie zur Anlage eines Sanatoriums ab.

Aber in der Folge entstanden Schwierigkeiten, indem Tibet durch die stets dem geistlichen Stande der Lamas

angehörigen Premierminister der Fürsten den englischen Wünschen Widerstand leistete. Das kam der britisch-indischen Regierung wie gerufen: die Folge war schließlich die Annexion des Distriktes Dardjiling unter Wegfall der Zahlungen und die Umwandlung Sikkims in einen Schutzstaat, womit die wichtigsten Pässe nach Tibet in britische Hände fielen.

Aus dem Sanatorium Dardjiling entwickelte sich eine Stadt als die Teekultur eingeführt wurde und Pflanzer begannen sich in der Umgebung anzusiedeln. 1828 hatte man aus dem Vorkommen eines Schmetterlings, der ausschließlich auf Teeblüten lebt, in Assam geschlossen, daß dort Tee wild wachsen müsse und bei systematischem Botanisieren auch wirklich wilde Teepflanzen gefunden. Daraufhin begann man mit der Anlage von Plantagen in Assam und 1857 auch in Dardjiling, das nach 10 Jahren bereits eine halbe Million Pfund und anfangs des Jahrhunderts bereits über 30 Millionen Pfund produzierte.

Mittags trafen wir in Dardjiling ein; eine Schar Buttiafrauen — aus dem benachbarten Bhutan — stürzte sich alsbald auf unser Gepäck und trug es auf dem Rücken die zierlichen Gartenwege hinauf zum Rockville-Hotel, in dem wir abstiegen. Dieses Hotel ist eines der besten, die wir in Indien getroffen haben, sowohl in Bezug auf die gemütliche und schmucke Einrichtung als auch auf vorzügliche Küche und Bedienung. Allerdings war es für den Kronprinzen reserviert und deshalb während des ganzen vergangenen Monats geschlossen gewesen. Auch die Lage ist herrlich. Man sieht hier über das ganze, jetzt 13 000 Einwohner zählende Luxusstädtchen, dessen Villen, in den Gärten und Parkanlagen zerstreut, sich an den Abhängen hinziehen, durch kunstvoll angelegte Promenadenwege miteinander verbunden. Rhododendron, Magnolienbäume und

ein schönes, aus Japan hierher verpflanztes Nadelholz geben der Landschaft ihren Charakter.

Dardjiling hat allerdings, wie wir sahen, schon Bedeutung als Hauptstadt eines ausgedehnten Plantagendistriktes; auch als Sitz der lokalen Verwaltungsbehörden und Vermittlerin des Handels von Indien mit Tibet ist es wichtig. Aber seine wesentlichste Eigenschaft ist doch die der Sommerfrische für die wohlhabende europäische Einwohnerschaft Calcuttas. Die vizekönigliche Regierung siedelt in den heißen Monaten zwar in das am Westhimalaja gelegene Simla über, aber der Governor-Lieutenant von Bengalen mit seinem Stabe und die reichen Privatleute gehen nach Dardjiling. Mit englischer Großzügigkeit hat man sich denn hier allen europäischen Komfort geschaffen. Militärmusik, Klubs, Bibliotheken, Kricket-, Golf- und Tennisplätze, Tanzsäle stehen zur Verfügung, und obwohl ich in der gesellschaftlich toten Zeit dort oben war, habe ich elegante Paare mit Hingebung und Verve im Skatingrink künstlerische Figuren laufen sehen.

Der Monat Februar ist auch insofern ungünstig, als meist dichte Wolkenmassen den berühmten Blick auf die Schneegipfel der Hauptkette des Himalaja verhüllen. Den 8582 Meter hohen Kandschindjanga kann man in der guten Zeit täglich von der Veranda des Hotels aus sehen, und wer den noch 285 Meter höheren aber viel weiter entfernten und deshalb nicht besonders wirksamen höchsten Berg der Erde sehen will, den Gaurisankar oder — nach dem Schöpfer des indischen Vermessungswesens Oberst Everest — Mount Everest genannt, der muß morgens 4 Uhr zu Pferde nach dem 10 Kilometer entfernteren Tigerhügel aufbrechen.

Ich hatte das Glück, daß sich mir der Kantschindjanga am zweiten Morgen meiner Anwesenheit entschleierte.

Weihevolle Oboen- und Tamtamklänge weckten mich aus dem Schlafe und ließen mich ahnen, daß die Priesterschaft der tief unter uns gelegenen Eingeborenenstadt ein seltenes Ereignis begrüßte. Ich fuhr in den Pelz und trat auf die Veranda.

Noch lastete die graue Morgendämmerung auf den Wolken; aber dort im Norden erkannte man deutlich die Umrisse der gigantischen Bergwand, welche wie ein Vorhang zwei Kulturwelten trennt, die vielzackige Riesenmauer des Himalaja, deren eisige Firnen wie grauoxidiertes Silber jenseits des tiefen Tales aus den Wolken ragten. Und Flocke um Flocke löst sich von den Zacken und Zinken, und immer weißer wird die Silberfarbe, immer glänzender und blendender. Von der tiefen Stadt heraus tönt der Jubel der Schalmaien und Gongs begeisterter herauf, als der erste Sonnenstrahl auf die Gletscher und Eisgrate fällt und sie erst in zartes Rosa, dann in flammendes Gold taucht. Tiefer hinab gleiten die liebkosenden Strahlen, mehr und mehr des Silbers in Gold umwandelnd, immer weitere Glieder des erkalteten Riesen mit rosigem Leben erfüllend.

Schön ist der Kandschindjanga in seiner gigantischen Masse, mit den scharfen Umrissen seiner granitenen Linien, mit den tiefen Schatten auf den Feldern von Schnee und Eis, die das Bild so abwechslungsreich und so prägnant gestalten. „Ein Marmorkoloß , von Michel Angelo entworfen und von Cellini ziseliert", nennt ihn einer seiner begeistertsten Bewunderer und mancher Reisende hat das Eispanorama von Dardjiling den schönsten Anblick der Welt genannt.

Mir fiel es ein meinen Nachbar zu wecken, einen jener Amerikaner, welche die Schönheiten der Welt mit dem Dollarmaßstabe messen und nichts bewundern, was

nichts gekostet hat. Hatte er doch gestern, als wir nach dem Diner zusammen am Kamin saßen, auf die Frage, ob ihm Indien gefallen habe, mit unendlichem Gähnen ein tiefsinniges „No!“ herausgebracht. „Wie?“ hatte mein Reisegefährte erstaunt und etwas eingeschüchtert gefragt, „Haben Sie denn nicht die Tadj Mahall gesehen?“ — „Die Teddsch Mehell?“ fragte er, wieder gähnend, „oh, ja. — Aber solche Dinger kann Carnegie oder Rockefeller fünfzig, sechzig bauen“. — Wir lachten nicht, wir schwiegen.

Ich stieß mit dem Fuß gegen seine Tür. „What is the matter?“ brummte er. „Der Eisriese ist zu sehen!“ „Ist er?“ Er kam schnell heraus, denn sein Programm verlangte, daß der Kantschindjanga „gemacht“ werden mußte. So stand er bald neben mir an die Brüstung gelehnt und schaute, gähnend und sich die Augen reibend, hinüber. Ich gab ihm einen derbvertraulichen Stoß mit dem Ellenbogen. „Kann das Rockefeller auch?“ Er sah mich mißtrauisch an und schlurrte in seine Kammer zurück.

Unterdeß war es heller Tag geworden und wie eine von Titanen aufgetürmte Mauer umgrenzte das blendende Weiß des Himalaja den nördlichen Horizont. Ich winkte dem Kandschindjanga die Grüße seines afrikanischen Rivalen, des Kilimandscharo hinüber, von dem ich vor elf Monaten Abschied genommen hatte. Ganz verschieden ist das Bild, das beide Berge darbieten, und trotz der 2800 Meter, die der Afrikaner niedriger ist, ist er doch in vieler Beziehung wirkungsvoller. Man kann z. B. daran denken, daß sein ewiges Eis dem Äquator um volle 25 Grade näher liegt, als das des Himalaja. Keine vorgelagerten Ketten tun ihm Abbruch, mit keinem Nachbarn hat er an Größe zu wetteifern. Er stellt überhaupt kein Gebirge dar, er ist ein einziger Berg, der unvermittelt aus der Steppe aufsteigt, seinen gewaltigen Eisdom bis zu 6000 Meter

Höhe emporreckend. In zehn Tagen marschiert man um seinen Fuß herum und er erscheint dem Wanderer von jeder Seite anders, schöner, möchte ich sagen. Mit einem Blick umfaßt das Auge die heiße Vegetation der Palmen an seinem Fuße und die tötende Kälte seines blendenden Gipfels. Ein unvergleichliches Bild.

Du bist doch schöner, mein afrikanischer Alter!

— — — — — — — — — — — — — — —

Dardjiling ist ein Stück von Tibet, das zeigt uns schon ein Gang durch die Holzhäuser des Eingeborenenviertels und eine Wanderung durch die Umgebung der Stadt. Die kleinen schmutzigen Leptschas aus Sikkim, die breiten stämmigen Buttias aus Bhutan und die geschmeidigen kriegerischen Gurkas aus Nepal, sie alle sprechen tibetanische Dialekte und haben ausgesprochen mongolische Züge. In Dardjiling ist der Inder der zugewanderte Fremde. Leptscha und Buttia tragen je nach dem Geschlechte einen oder zwei Zöpfe und die hübschen Buttiamädchen zeigen die bei den mongolischen Stämmen so seltene Rosenfarbe der Wangen. Diese Völker leben polyandrisch und in Dardjiling umschwärmen die Weiber und die — manchmal recht hübschen — Mädchen zu Dutzenden die Reisenden, Schmucksachen und Kuriositäten anbietend. Übrigens habe ich kaum irgendwo in Indien so reiche Gelegenheit zum Einkauf interessanter Dinge gefunden, als gerade in Dardjiling, aber auch nirgends so unverschämte Preise.

Einen Vormittag benutzte ich zu einem Ausflug in ein Tal östlich des Höhenrückens auf dem Dardjiling liegt, um das Dorf Bhutia-Busti mit seinem buddhistischen Tempel und ein Lamakloster zu besuchen. Beide haben mich als Baulichkeiten sehr enttäuscht: es sind gewöhnliche Giebelhäuser im europäischen Stile mit vergitterten

Fenstern, Veranden und Wellblechdächern; aber sie ermöglichten mir einen Einblick in die Kultusform des entarteten Buddhismus des nördlichen Asiens. „Om mani padme hum„ ist die Gebetsformel dieser Glaubensrichtung. „Das Kleinod ist im Lotos" und bedeutet nach dem pantheistischen Ursinne, daß die ewige Schöpferkraft der Natur im Symbol der herrlichen Wasserrose angebetet wird, jener Blüte, die — scheinbar ohne Verbindung mit dem Erdreich, aus dem Wasser geboren — wie eine Offenbarung der Schönheit und der Zeugungskraft auf den Wellen schwebt. Überall stehen Bambusstangen mit im Winde wehenden langen Streifen weißer Baumwolle, die über und über mit diesem Gebete bedruckt sind, überall drehen die Flüsse und Bäche Wasserräder, die diese Gebetsformel bewegen und der mit näselnder Stimme psalmensingende Bonze, die Frau auf dem Wege zum Markte, der in Filzschuhen und mit der endloslangen Tabakspfeife auf zottigem Ponny dahergaloppierende Tibetaner, sie alle drehen die Gebetsmaschine: om mani padme hum. —

Ganz so lächerlich wie manchem Reisenden will mir diese Glaubenstätigkeit allerdings nicht erscheinen. Daß ein Volk, das sonst noch nicht in das Zeitalter der Maschinen eingetreten ist, seinen Gott statt durch individuelle Menschenarbeit durch Naturkräfte bedienen läßt, mag widersinnig erscheinen, weil ein derartiger „religiöser Amerikanismus" zum mindesten da deplaziert ist, wo die freigewordene Menschenkraft nicht etwa in eine „Religion der Arbeit" umgewertet wird, sondern dem Nichtstun gewidmet bleibt. Aber von dem pantheistischen Grundgedanken ausgehend, ermangelt die Idee an sich nicht der Erhabenheit, daß alle bewegenden Naturkräfte, das Rauschen des Wassers, wie das Wehen des Windes, zusammenklingen sollen zum Preise der schaffenden Weltseele. „Oh, wäre jeder Puls

ein Dank und jeder Odem ein Gesang" betet auch eins unserer tiefempfundenen Kirchenlieder.

So vernimmt das aufmerksame Ohr auch noch im Bonzengeplapper und Mühlengeklapper den Ursinn der Religion, mögen auch hunderttausend Lamas heute rote, blaue und grüne Buddhas, Trillionen von Dämonen und Götterfratzen anbeten und sich zu ihrem Kultus der Trommeln und Opferschalen aus Menschenschädeln, der Posaunen aus Schenkelknochen, der Teufelsmasken, Tigerschwänze und anderer unglaublicher Werkzeuge eines kompliziert-hochheiligen Hokuspokus bedienen.

Calcutta.

Auf See, im Februar 1911.

Miles Gloriosus. — Rennen in Calcutta. — Festlichkeiten. — Heimwärts. — Schlußwort.

Die Abfahrt von Dardjiling brachte mir noch ein amüsantes kleines Erlebnis. Den Schalterraum verdeckte eine vierschrötige Gestalt in Reitstiefeln und Cordhosen, mit einem Paket unter dem Arme, und hatte soviel höchst überflüssige Fragen und Anliegen, daß die zahlreichen sich herandrängenden Fahrgäste nicht an die Reihe kommen konnten. Der nächste hinter dem Reitersmann war ich, und mehrere Minuten hatte ich bereits gewartet, daß der Sporenträger den Platz räumen würde, als einer der hinter mir stehenden Herren meinem Vordermanne auf die Schulter tippte, offenbar um ihn darauf aufmerksam zu machen, daß außer ihm noch andere Leute da seien. Mit nicht nur vom Zorn, sondern auch vom voraufgegangenen Whisky-Genuß

gerötetem Gesichte wandte sich dieser zu mir, den er offenbar für seinen tötlichen oder doch tätlichen Beleidiger hielt und stammelte wütend einige Worte, denen ich entnahm, daß der eingewickelte Gegenstand unter seinem Arm eine Pistole sei, daß er Offizier wäre, und mich zu einem „Fighting" aufforderte. Ich besah mir den Herrn von oben bis unten genau und antwortete dann, daß ich von seiner Rede nur soviel verstanden hätte, daß er eine Pistole unter dem Arm trüge und Offizier sei. Unter diesen Umständen hielte ich es für richtig, ihm zu eröffnen, daß ich ebenfalls eine Pistole in der Tasche trage und ebenfalls Offizier sei. Das Weitere bäte ich ihn zu wiederholen. Die Wirkung war eine unerwartete. Mit der größten Zuvorkommenheit trat der Mann zur Seite: „Unter diesen Umständen gebühre mir der Vortritt — er sei eben erst von einem längeren Aufenthalte in Lhassa zurückgekehrt — habe gerade nur Zeit gehabt, einem alten Freunde die Hand zu drücken" — „mit Whisky", dachte ich — „und zur Bahn zu stürzen." — Ich kenne den aus dem Innern zurückkehrenden Miles gloriosus, der jeden Küstenmenschen als Kulturekel verachtet, zu genau, um dem Braven noch weiter böse zu sein und sagte: „Dann können Sie ja mancherlei Interessantes erzählen." — „Oh ja", sagte er, „gewiß! Alles was Sie wollen." — „Sie waren dienstlich in Lhassa?" fragte ich. — „Gewiß, als politischer Agent, wissen Sie. Übrigens — wenn ich irgend etwas für Sie tun kann, Ihnen behilflich sein kann —". — „Danke vielmals", sagte ich, „da ist aber bereits Captain H. von den zweiten Gurkas so liebenswürdig, mir zur Seite zu stehen, daß ich Sie nur um die interessanten Neuigkeiten, die Sie mitbringen, bitten würde." — Diese harmlose Bemerkung bewirkte zum zweiten Male einen völligen Szenenwechsel: Der „Offizier" verschwand mit großer Plötzlichkeit



Dardjiling: Jugendliche Bonzen vor einem Lamakloster mit Gebetsfahnen



Dardjiling: Bhuttia-Händlerin mit Schmucksachen



Dardjiling: Der Kandschindjanga



Kalkutta: Boot auf dem Hugly



Kalkutta: Baumwollballen, versandfertig gepreßt



Inderin, Kuhfladen — das Brennmaterial eines großen Teils von Indien — formend



Kalkutta: Palmgruppe im botanischen Garten



Zur Bewässerung vorbereitete Felder werden gepflügt

und nur noch einmal — am nächsten Tage — sah ich ihn aus der Ferne wieder, auf dem Gangesdampfer bei der Überfahrt nach dem südlichen Ufer. Schade. Der brave Sergeant hätte mir, geschwätzig wie er war, vielleicht doch manches Interessante verraten. —

In Calcutta hatte sich inzwischen entschieden, daß der Kronprinz — der das Zimmer wieder verlassen konnte — nicht, wie ursprünglich beabsichtigt, am 18. Februar auf dem Lloyddampfer „Gneisenau" — auf dem auch ich bereits einen Platz belegt hatte — von Colombo, sondern erst am 25. auf dem P. and O. (Peninsular and Oriental Steam Navigation Company) Steamer „Arabia" von Bombay aus die Heimreise antreten würde und daß die Zeit vom 14. bis 25., soweit sie nicht durch die Reise Calcutta—Bombay beansprucht wurde, zu einem Jagdausflug in die Gangesmündung — „die Sunderbunds" — benutzt werden würde. An dem Jagdausfluge teilzunehmen bot sich um so weniger eine Möglichkeit, als mit dem 14. Februar wieder das Inkognito des Hohen Herrn Platz griff und in dem Bambus-, Rohr- und Schilf-Dschangel des Inselgewirrs im Gangesdelta sich überhaupt nur aufhalten und bewegen kann, für wen die britisch-indische Regierung Fürsorge trifft. Ihre rühmenswerte Gastfreundschaft mußte aber selbstverständlich mit dem offiziellen Endtermine der Indienreise des Kronprinzen aufhören. Somit bedeutete der 14. Februar für mich den Abschluß der Berichterstattung.

Am 11. fand das große Rennen in Calcutta statt, zu dem der Kronprinz einen prächtigen Ehrenpokal von vergoldetem Silber gestiftet hatte. Der Rennplatz ist d a u e r n d dem Sportzwecke gewidmet und daher mit festen Schranken umgeben und mit ebenso geräumigen als eleganten Tribünen versehen. Wie es einer Großstadt ge-

ziemt, führte eine schier endlose Reihe von Equipagen und Automobilen die Zuschauer hinaus. Die beiden deutschen Kriegsschiffe hatten einen Teil ihrer Mannschaft unter Führung von Offizieren abgesandt, um den Blaujacken das Schauspiel zu zeigen; und die Calcuttablätter rühmten übereinstimmend das Bild von Disziplin, Gesundheit und guter Haltung, das sie boten. Die Kapelle des 88. Carnatik-Infanterieregiments spielte deutsche Weisen. Die Tribünen waren bald überfüllt; am Totalisator und bei den Buchmachern war das Gedränge besonders stark. Zahlreiche Damen beiderlei Moral wetteiferten in reizenden Kostümen: tout comme chez nous. Anders war nur die Anfahrt des Kronprinzen mit dem vizeköniglichen Paare: sie bewies, daß dem sportenden Engländer das Hauptrennen des Jahres eine Staatsaktion ist, denn sie erfolgte in Staatskutschen unter Eskorte durch eine Schwadron der Leibgarde. Der Kronprinz und die Herren seines Gefolges trugen graue Überröcke, einen Anzug, den man übrigens bei den Engländern nur sehr vereinzelt sah. Das vierte Rennen wurde um den Kronprinzenpokal — Wert 1200 Rupie — und 15 000 Rupie (20 000 Mark) Geldpreis gelaufen, wovon der Ehrenpreis und 10 000 Rupie dem Sieger, 3500 Rupie dem Zweiten und 1500 Rupie dem Dritten zufallen sollten. Der schöne Pokal war auf einem Postament vor den Tribünen ausgestellt.

Zehn Pferde liefen. Als erstes landete „Lawn Sand", dessen Besitzer bereits den vizeköniglichen Preis davongetragen hatte. Der Totalisator zahlte 52 für Sieg und 18, 16, 17 für Platz.

Das Rennen eröffnete einen ganzen Reigen von festlichen Veranstaltungen: am Sonnabend Abend folgten die Offizierkorps der beiden Kreuzer der Einladung zu einem Kostümball bei der großen deutschen Firma Schröder,

Schmidt & Co., während die Mannschaft von dem Sheriff der Stadt Calcutta im Seemannsheim bewirtet und in den Zirkus geführt wurde.

Dem deutschen Festgottesdienste am folgenden Sonntage, an dem die deutsche Kolonie vollzählig, außerdem ein Marinedetachement und zahlreiche englische Damen und Herren teilnahmen, konnte der Kronprinz nicht beiwohnen, da er sich noch Schonung auferlegen mußte.

Am Abend fand ein Diner bei dem Generalkonsul Prinz Heinrich XXXI. von Reuß statt, zu dem der Kronprinz erschien. Das Gefolge und die Spitzen der Kolonie waren mit Einladungen bedacht worden. Nach dem Essen begab sich der Hohe Herr in den deutschen Klub, ein herrliches, von einem Park umgebenes Gebäude, wo die deutsche Kolonie versammelt war; mit der ihm eigenen Liebenswürdigkeit wußte er zahlreiche Anwesende in das Gespräch zu ziehen.

Am 14. fuhr der Kronprinz auf der „Leipzig" nach Diamond Harbour, zu einem Abschiedsfrühstück mit den Offizieren der „Gneisenau", und dann auf dem Bote der bengalischen Verwaltung nach dem Jagdgebiet; die beiden Kreuzer aber lichteten die Anker zur Fahrt nach Tsingtau.

Trotz der sich drängenden Festlichkeiten hatte der Kronprinz noch Zeit gefunden, eine der dreißig Jutefabriken Calcuttas zu besichtigen, was einen der hier ansässigen Berliner zu dem Ausrufe veranlaßte: „Ende Jute — alles jut!"

Gewiß ist solch ein Scherz harmlos; aber es ist doch zu bedauern, daß Harmlosigkeiten aller Art, z. B. das wichtigtuerische Heimtelegraphieren der Serien von Jagderfolgen, die Popularität der Kronprinzenreise beeinträchtigt haben.

Daß der Kronprinz kein ostentatives Interesse für die historischen und künstlerischen Schätze Indiens, für die

Etablissements seiner Verwaltung und Industrie gezeigt hat, ist zutreffend. Richtig ist auch, daß er von ganzem Herzen der Jagd und dem Sport gehuldigt hat. Aber damit ist nicht gesagt, daß ihm ein tieferer Einblick in die Verwaltung und Volkswirtschaft des Landes versagt geblieben und daß seine Vorliebe für ritterliche Betätigung ihm von den Angloindern verdacht worden wäre. Im Gegenteil! Neben seiner Herzensfreundlichkeit und anspruchslosen Natürlichkeit, die bei großen Veranstaltungen manchmal sogar zu einer liebenswerten Befangenheit wurde, war es gerade die Frische und Gewandtheit bei Sport und Reiterspiel, die schnelle Entschlossenheit und Furchtlosigkeit gegenüber wehrhaftem Wilde, die ihm in weiten Kreisen aufrichtige Gefühle der Sympathie und Verehrung erworben haben. „Und das", sagte mir ein höherer britischer Beamter, mit dem ich über die teilweise unfreundlichen Besprechungen der Reise in der deutschen Presse sprach, „ist doch nicht ohne Bedeutung. Wir haben unsere Beziehungen in den besten Kreisen Englands und kehren nach absolvierter indischer Dienstzeit dorthin zurück. Sie können versichert sein, daß es für die künftigen Beziehungen zwischen England und Deutschland nicht gleichgültig ist, wie wir im monatelangen täglichen Beisammensein über ihren künftigen Kaiser denken gelernt haben." Ein anderer Herr fügte hinzu: „Ja, vergißt man denn in Europa, daß der Kronprinz 28 Jahre alt ist? Will man denn einen Duckmäuser mit dem Bädeker unter dem Arme in Indien umherwandern sehen? Gott sei Dank hat der Kronprinz männlichen Sinn und läßt, ebenso wenig wie es ein anderer Mann seines Alters tun würde, die Gelegenheit, einen Tiger oder Leoparden zu strecken, unbenutzt!" — Gegen den Vorwurf, sich über Verwaltung und koloniale Wirtschaftspolitik nicht unterrichtet zu haben, hat sich ja der Hohe Herr

selbst verwahrt. In der Tat waren ihm die ausgezeichnetsten Männer des indischen Dienstes beigegeben, und während der endlosen Eisenbahnfahrten und bei zahlreichen anderen Gelegenheiten drehten sich die belehrenden Gespräche um diese ernsten Themata. Wir können deshalb mit Sicherheit hoffen, daß die Reise — auch wenn leider der wichtigere und interessantere Teil aufgegeben werden mußte — von bedeutsamem Bildungswerte für den künftigen Kaiser war. Mögen der Indienreise unter glücklichen Auspizien weitere Studienfahrten über See nachfolgen! Mögen sie den ritterlichen Prinzen nach Ost-Asien, wohin sich das Schwergewicht der Weltpolitik immer unaufhaltsamer verschiebt, führen, mögen sie ihn aber auch das Kap der guten Hoffnung umschiffen lassen, bei einem Besuche seiner künftigen Kolonien auf beiden Seiten des schwarzen Erdteils!

Inhalt

Verzeichnis der Kunstdrucke

